



# VILLA VIGONI

*COMUNICAZIONI / MITTEILUNGEN*

X, 1 Luglio / Juli 2007

# Europa 50



Villa Vigoni



## VILLA EUROPA

Mit diesem Heft, dem ersten des Jahres 2007, erscheinen "Villa Vigoni. Comunicazioni – Mitteilungen" wieder in gewohnter Weise, nachdem die regelmäßigen Publikationen 2006 unterbrochen worden und ausnahmsweise zwei Veröffentlichungen (*Villa Vigoni 1986-2006. 20 Jahre deutsch-italienische Zusammenarbeit* und *La tradizione rinnovata. Da Enrico Mylius alla Sesto San Giovanni del futuro*) an ihre Stelle getreten waren. Den Brennpunkt der hier vorgelegten Nummer mit einer Reihe von Studien, die bei einigen in der ersten Hälfte 2007 von der Villa Vigoni organisierten Veranstaltungen präsentiert wurden, bildet der 50. Jahrestag der Römischen Verträge, mit denen die Konstruktion der Europäischen Union ihren Anfang nahm.

Bekanntlich fiel dieser Jahrestag mit dem Semester der EU-Ratspräsidentschaft der Bundesrepublik Deutschland zusammen, die 2007 auch den Vorsitz der G8-Länder innehat. Der gleichzeitige Sitz Italiens im Sicherheitsrat der UNO verleiht den deutsch-italienischen Beziehungen in diesem Jahr also besonderes Gewicht. Diesem Umstand wollte auch die Villa Vigoni Rechnung tragen, wie die vorliegende Nummer unserer Zeitschrift hoffentlich verdeutlicht.

Zu Beginn des Jahres war für die Villa Vigoni das Echo der Feierlichkeiten zum 20. Jahrestag des deutsch-italienischen Abkommens, mit dem das Zentrum ins Leben gerufen wurde, noch lebendig. Die Feierlichkeiten hatten am 8. November in Berlin in Anwesenheit der beiden Minister für Bildung und Forschung, Dr. Annette Schavan und *Onorevole* Fabio Mussi, der beiden Staatssekretäre für auswärtige Angelegenheiten, Famiano Crucianelli und Georg Boomgaarden, der beiden Botschafter, Michael Gerds und Antonio Puri Purini, sowie zahlreicher Vertreter der Ministerien, Institutionen, Universitäten und Medien beider Länder stattgefunden. In großer Zahl waren außerdem Mitglieder des Vereins, von denen viele eigens aus Italien angereist waren, und junge Wissenschaftler zugegen, die in den vergangenen Jahren an den *Summer-Schools* oder anderen Tätigkeiten des Deutsch-Italienischen Zentrums teilgenommen hatten.

Die Feierlichkeiten bestanden aus zwei wesentlichen Momenten: Am Nachmittag wurde im prächtigen Berliner Sitz der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* eine Diskussionsrunde zum Thema *Wissenschaft und Forschung für Europa – Herausforderungen für die deutsch-italienische Zusammenarbeit* veranstaltet, an der namhafte Vertreter beider Länder aus Wissenschaft, Politik und Journalismus, wie Paolo Blasi, Daniela Cocchi, Karl Lamers, Jürgen Mlynek, Antje Pieper, Carlo Rizzuto, Riccardo Viale und Margret Wintermantel, teilnahmen. Die Veranstaltung wurde mit den Beiträgen der Minister Schavan und Mussi beschlossen, die auf die tiefen kulturellen Wurzeln der deutsch-italienischen Beziehungen und deren Beitrag zur europäischen Identität eingegangen sind. Eben diese kulturgeschichtliche Tradition bildet den Hintergrund für die gemeinsam unternommene Anstrengung zur Schaffung des Deutsch-Italienischen Zentrums Villa Vigoni.

Am Abend wurden die Feierlichkeiten im prachtvollen Rahmen der Italienischen Botschaft Berlin fortgesetzt, die freundlicherweise von Botschafter Puri Purini zur Verfügung gestellt worden war. Zum einen haben die Minister Schavan und Mussi sowie die Sekretäre Boomgaarden und Crucianelli die Bedeutung der Villa Vigoni im Rahmen der Beziehungen zwischen beiden Ländern herausgestellt, zum anderen dankten sie den ehemaligen Präsidenten der Villa Vigoni, Erich B. Kusch und Botschafter Luigi Vittorio Ferraris, für ihre langjährige Tätigkeit und das Engagement, mit dem sie für die internationale Anerkennung des Deutsch-Italienischen Zentrums gewirkt hatten, und gaben den amtierenden Präsidenten, Frau Professor Elisabeth Kieven und Botschafter Umberto Vattani, die besten Wünsche für den Beginn ihrer neuen Tätigkeit mit auf den Weg. Vor dem Empfang, bei dem ein großer Personenkreis in ausnehmend herzlicher, freundschaftlicher Atmosphäre versammelt war, wurde der schöne Film *Villa Vigoni. Traditionen und Visionen* gezeigt, der dank der Unterstützung des *Bundesministeriums für Bildung und Forschung* mit besonderer Sorgfalt gedreht worden war und allen Anwesenden eine unmittelbare, eindruckliche Anschauung von der Geschichte und Schönheit unseres Zentrums vermittelt hat. Eine feierliche Bekräftigung der Bedeutung, die Italien und

Deutschland ihren Beziehungen 1986 mit der Einrichtung des Deutsch-Italienischen Zentrums verleihen wollten, eine wichtige Anerkennung der in den beiden vergangenen Jahrzehnten geleisteten Arbeit und ein starker Impuls, um mit neuer Einsatzfreude und neuem Unternehmungsgeist auf die Zukunft zu blicken – dies sind in Kürze die wesentlichen Punkte der Berliner Veranstaltungen, die für alle Mitglieder und Freunde der Villa Vigoni Anreiz und Ermutigung sind, um den großen Herausforderungen, die uns erwarten, gelassen entgegenzugehen.

In der darauffolgenden Woche hat die Mitgliederversammlung, die besonders lebhaft und gut besucht war, eine dieser Herausforderungen aufgegriffen und die Ergebnisse der komplexen, 2005 vorgenommenen Satzungsänderung des Vereins auf den Prüfstand gestellt. Auf der Basis der neuen Satzung wurde Professor Gregor Vogt-Spira, gegenwärtig Ordinarius für Klassische Philologie an der Philipps-Universität Marburg, der 2008 sein Amt aufnehmen wird, zum neuen Generalsekretär gewählt. Durch die um ein Jahr im Voraus stattfindende Wahl soll eine bruchlose Kontinuität der anspruchsvollen Arbeit der Villa Vigoni sichergestellt und gleichzeitig die Zusammenarbeit zwischen dem amtierenden und dem neu gewählten Generalsekretär als Ausdruck besonderer Freundschaft zwischen Deutschland und Italien gestärkt werden.

In diesem Geist der freundschaftlichen Zusammenarbeit hat die Villa Vigoni als europäisches Kulturinstitut den Vorschlag angenommen, am Sonntag, dem 25. März, geöffnet zu bleiben und den Jahrestag der Römischen Verträge zu feiern. Es war eine schöne, würdige Feier, an der das zahlreich erschienene Publikum regen Anteil nahm. Bei dieser Gelegenheit wurde die neue Katalogisierung der beeindruckenden Parkbestände der Villa eingeweiht, die großes Interesse hervorrief. Sie konnte dank der Unterstützung der *Fondazione Comasca* und des *Förderkreises der Freunde der Villa Vigoni* durchgeführt werden, dessen ehemaligem Vorsitzenden Herbert Gassert und gegenwärtigen Vorsitzenden Jürgen Zech und Rupert Limentani daher an dieser Stelle gedankt sei. An der mit neuesten Informatikmethoden erfolgten Katalogisierung hat eine Gruppe junger Wissenschaftler der *Università Politecnica delle Marche* (Ancona) gearbeitet.

Die anlässlich der Feier zum 25. März gehaltenen Vorträge, die die Geschichte der wichtigsten Etappen des europäischen Einigungsprozesses nachzeichnen, auf dessen aktuelle politische Bedeutung eingehen und eine eingehende Analyse der *Berliner Erklärung* in Angriff nehmen, sind in der ersten Sektion der vorliegenden Nummer unserer Zeitschrift wiedergegeben.

Zum Abschluss der Feiern zum 25. März wurden die Arbeiten der wichtigen Tagung zum *Social Reporting in Europa* eröffnet und eine reizvolle Aufführung von Franz Schuberts *Winterreise* geboten, von der in der Sektion *Cronache e recensioni* berichtet wird. Das Konzert war dem Gedenken an Gudrun Heimann gewidmet, die viele Jahre lang Mitglied des Kuratoriums der Villa Vigoni war und zu den treuesten und engagiertesten Freunden und Förderern unseres Zentrums zählte. Bekanntlich war die *Dr. Ernst Heinrich Heimann Stiftung* (vergleiche den Beitrag in Heft VIII/1, April 2004, unserer Zeitschrift) lange Zeit das einzige Fördermitglied der Villa Vigoni. Dank ihres Beitrags konnte die Publikationstätigkeit des Deutsch-Italienischen Zentrums erheblich ausgebaut werden. Das Hauptmerkmal des Jahresprogramms 2007 sowie der vorliegenden Nummer unserer Zeitschrift bildet die Europa-Thematik. Besondere Bedeutung kommt in unserem Programm selbstverständlich dem gemeinsamen europäischen Forschungsraum zu, und diesem Thema ist die zweite Sektion gewidmet. Sie wird durch den Vortrag eingeleitet, den Jürgen Mittelstraß anlässlich der Eröffnung der Arbeiten des von der *Guardini Stiftung* koordinierten Netzwerks europäischer Universitäten an der Humboldt-Universität Berlin gehalten hat. Ziel des Netzwerks ist es, die Möglichkeit des Einbaus eines spezifischen *Europa-Moduls* in die Curricula europäischer Universitäten zu prüfen. Mit dem *Netzwerk*, das 2008 im Deutsch-Italienischen Zentrum Villa Vigoni erneut zusammenkommen wird, und mit der *Guardini Stiftung*, die dieses Jahr ihr zwanzigjähriges Bestehen feiert, pflegt die Villa Vigoni intensive Arbeitsbeziehungen. Neben einer Vorstellung des 7. EU-Forschungsrahmenprogramms werden in der Sektion außerdem einige Beiträge wiedergegeben, die von der Arbeit der trilateralen Forschungskonferenzen und der Doktorandenkolloquien Zeugnis ablegen.



Der Forschung kommt in der *Lissabon-Strategie* für die Schaffung einer leistungsstarken, dynamischen europäischen *Wissengesellschaft* ein herausragender Stellenwert zu, aber sie wird schwerlich neue Ressourcen freisetzen und neuen Reichtum schaffen können, wenn sie nicht mit einer Erneuerung der europäischen Managementkultur einhergeht. Mit diesem Thema befasst sich daher die dritte Sektion des vorliegenden Heftes, in der das von Marco Vitale bei der Tagung *Management in Deutschland und Italien* gehaltene Eröffnungsreferat abgedruckt ist. Die Tagung zählt zu den wichtigsten von unserem Zentrum – in enger Zusammenarbeit mit dem Deutschen Wirtschaftsclub Mailand und der ISTUD-Stiftung – im ersten Halbjahr 2007 organisierten Veranstaltungen. Einige bedeutende wirtschaftsgeschichtliche Studien, die von der lebhaften wissenschaftlichen Debatte zeugen, die durch den Band *La tradizione rinnovata. Da Enrico Mylius alla Sesto San Giovanni del futuro* ausgelöst wurde, verknüpfen die gegenwärtige Reflexion über eine neue Managementkultur in Europa mit der *Mylius-Tradition*.

Eine zentrale Komponente der *kulturellen Identität Europas*, der die Villa Vigoni dieses Jahr besondere Aufmerksamkeit schenkt – nicht zuletzt im Rahmen der Initiativen zum *Jahr der Geisteswissenschaften*, an dem wir uns aktiv beteiligen – bildet die *europäische Stadt*, um die es in der vierten Abteilung des vorliegenden Heftes geht. Zusammen mit dem Eröffnungsreferat von Leonardo Benevolo zu der Tagung *Die Funktion der Architektur in der europäischen Wissengesellschaft. Neue Möglichkeiten und Perspektiven* und den Betrachtungen von Rita Colantonio Venturelli und Giovanna Paci zum Thema präsentiert die Abteilung die bei anderen Veranstaltungen vorgestellten Überlegungen von Bernd Söseemann zur Beziehung zwischen Stadt und Kommunikation und von Hans-Jochen Luhmann zur Umweltherausforderung nach Kyoto. Luhmanns Ausführungen gehen über das Thema 'Stadt' hinaus und nehmen Aspekte der *Energiefrage* und des *global change* in den Blick. Es sind Themen, denen die Villa Vigoni sich stets mit großem Interesse zugewandt hat und die sie weiter zu vertiefen gedenkt.

Im Mittelpunkt der letzten Sektion stehen die Publikationstätigkeit der Villa Vigoni und einige mit ihr verknüpfte kulturelle Veranstaltungen, die nicht zuletzt dem bei uns aufbewahrten Kunsterbe neue Bedeutung verleihen.

*Con questo numero, il primo del 2007, "Villa Vigoni. Comunicazioni – Mitteilungen" riprende la sua regolare periodicità, in parte interrottasi nel 2006, nel corso del quale sono apparse due importanti pubblicazioni (Villa Vigoni 1986-2006. 20 Jahre deutsch-italienische Zusammenarbeit. 20 anni di collaborazione italo-tedesca e La tradizione rinnovata. Da Enrico Mylius alla Sesto San Giovanni del futuro) che hanno sostituito eccezionalmente la consueta uscita della rivista. Questo numero, che raccoglie una serie di contributi presentati in alcune delle manifestazioni realizzate da Villa Vigoni nella prima parte del 2007, ha come filo rosso il cinquantenario dei Trattati di Roma con i quali prese avvio il processo di costruzione dell'Unione Europea.*

*Come è noto, tale anniversario è venuto a coincidere con il semestre di Presidenza dell'Unione Europea da parte della Repubblica Federale di Germania che, nel 2007, ricopre anche la Presidenza dei Paesi del G8; la contemporanea presenza dell'Italia all'interno del Consiglio di Sicurezza dell'ONU conferisce quindi quest'anno alle relazioni tra Italia e Germania un peso particolare, del quale anche Villa Vigoni ha voluto tener conto, come ci auguriamo possa testimoniare questo numero della rivista.*

*Per Villa Vigoni il 2007 è iniziato quando l'eco delle celebrazioni per il ventennale dell'accordo tra Italia e Germania per la sua creazione era ancora ben vivo. Queste celebrazioni si sono svolte l'8 novembre a Berlino alla presenza dei due ministri Annette Schavan e Fabio Mussi, e dei sottosegretari dei Ministeri degli Esteri, Georg Boomgaarden e Famiano Crucianelli, oltre che dei due ambasciatori, Michael Gerdts e Antonio Puri Purini, di numerosi esponenti di ministeri, istituzioni, università e media dei due Paesi; molto significativa l'ampia presenza di soci di Villa Vigoni, molti dei quali provenienti espressamente dal-*

*l'Italia, oltre che di giovani studiosi che hanno avuto modo in questi anni di frequentare le Summer-School o altre attività del Centro Italo-Tedesco.*

*Le celebrazioni si sono articolate in due momenti principali: nel pomeriggio, presso la prestigiosa sede berlinese della Frankfurter Allgemeine Zeitung, si è svolto un dibattito sul tema Scienza e ricerca per l'Europa. Sfide per la collaborazione italo-tedesca, al quale hanno partecipato importanti esponenti del mondo politico, accademico e giornalistico dei due Paesi come Paolo Blasi, Daniela Cocchi, Karl Lamers, Jürgen Mlynek, Antje Pieper, Carlo Rizzuto, Riccardo Viale e Margret Wintermantel. Il dibattito è stato concluso dagli interventi dei ministri Schavan e Mussi, che si sono soffermati sulle profonde radici culturali delle relazioni tra Italia e Germania e sul contributo che tali reciproche relazioni hanno arrecato all'identità europea; sullo sfondo di tale ricostruzione storico-culturale si colloca lo stesso sforzo comune intrapreso per la creazione del Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni.*

*In serata le celebrazioni sono proseguite nella sontuosa cornice dell'Ambasciata d'Italia a Berlino, cortesemente messa a disposizione dall'ambasciatore Puri Purini. Oltre a ribadire il significato di Villa Vigoni nelle relazioni tra i due Paesi, i ministri Schavan e Mussi, insieme ai sottosegretari Boomgaarden e Crucianelli, hanno voluto ringraziare i precedenti presidenti di Villa Vigoni, il dr. Erich B. Kusch e l'ambasciatore Luigi Vittorio Ferraris, per la loro lunga attività e per l'impegno profuso nella costruzione e nell'affermazione internazionale del Centro Italo-Tedesco e hanno voluto formulare i loro più vivi auguri ai presidenti in carica, la professoressa Elisabeth Kieven e l'ambasciatore Umberto Vattani, per l'avvio della loro nuova attività. Prima del ricevimento, al quale ha partecipato un folto e qualificato pubblico in un'atmosfera particolarmente cordiale e amichevole, è stato proiettato il bel film Villa Vigoni. Tradizione e visione, che è stato realizzato con particolare cura grazie all'impegno del Bundesministerium für Bildung und Forschung e ha fornito a tutti i presenti una percezione diretta di alto impatto visivo della storia e della bellezza del nostro Centro. Una riconferma solenne del significato centrale che Italia e Ger-*

*mania vollero dare nel 1986 ai loro rapporti con la creazione del Centro Italo-Tedesco, un importante riconoscimento del lavoro che si è svolto in questi decenni e un forte impulso a guardare al futuro con sempre nuovo impegno e spirito di iniziativa: questi, in sintesi, i significati principali delle manifestazioni berlinesi che rappresentano per tutti i soci e gli amici di Villa Vigoni uno stimolo e un incoraggiamento per affrontare con serenità le grandi sfide che ci attendono.*

*Nella settimana successiva l'Assemblea dei Soci, particolarmente frequentata e vivace, ha affrontato con successo una di queste sfide e ha potuto verificare il significato del complesso lavoro di modifica dello Statuto dell'Associazione compiuto nel 2005. Nella stessa seduta è stato eletto alla carica di Segretario Generale il professor Gregor Vogt-Spira, attualmente docente di Filologia Classica presso la Philipps-Universität di Marburg, che entrerà in carica nel 2008. Tale elezione con un anno di anticipo ha voluto infatti assicurare una continuità nell'impegnativo lavoro svolto da Villa Vigoni e nello stesso tempo rafforzare la collaborazione tra il Segretario Generale in carica e quello designato come espressione di una più profonda amicizia tra Italia e Germania.*

*È quindi in questo spirito di collaborazione e di amicizia che Villa Vigoni, come istituto culturale europeo, ha aderito alla proposta di rimanere aperta al pubblico e di festeggiare l'anniversario dei Trattati di Roma nella domenica del 25 marzo. Si è trattato di un festeggiamento privo di ogni vuota retorica celebrativa e molto sentito dal vasto pubblico accorso. In tale occasione si è inaugurata – e ha riscosso grande interesse – la nuova catalogazione dell'imponente patrimonio botanico dei parchi della Villa; essa si è potuta realizzare grazie al sostegno del Circolo degli Amici di Villa Vigoni – e si ringrazia perciò il precedente presidente, Herbert Gassert, e i due attuali presidenti, Jürgen Zech e Rupert Limentani – e della Fondazione Provinciale della Comunità Comasca. A tale catalogazione, compiuta con metodi informatici attualissimi, ha lavorato una équipe di giovani studiosi dell'Università Politecnica delle Marche (Ancona).*

*Le relazioni tenute in occasione del 25 marzo che oltre a delineare*

*una storia delle principali tappe del processo di unificazione europea, si sono soffermate sul suo significato politico attuale e avviano un'ampia analisi della importante Dichiarazione di Berlino, vengono riportate nella prima sezione di questo numero.*

*Le celebrazioni del 25 marzo si sono concluse, oltre che con l'apertura dei lavori del convegno dedicato al Social Reporting in Europa, con una suggestiva esecuzione della Winterreise di Franz Schubert, della quale si riferisce nella sezione Cronache e recensioni. Tale concerto è stato dedicato alla memoria di Gudrun Heimann, per molti anni membro del Consiglio Direttivo di Villa Vigoni e tra gli amici e sostenitori più fedeli e ricchi di iniziativa del nostro Centro; come è noto, la Dr. Ernst Heinrich Heimann Stiftung (a proposito della quale si ricorda il profilo delineato nel numero VIII/1, aprile 2004 di questa rivista) è stata per molti anni l'unico socio sostenitore di Villa Vigoni, grazie al cui contributo l'attività editoriale del Centro Italo-Tedesco ha potuto svilupparsi in modo significativo.*

*Il filo europeo rappresenta la caratteristica principale del programma 2007 di Villa Vigoni e di questo numero; un particolare significato nel nostro programma riveste evidentemente l'attenzione al comune spazio europeo della ricerca, tema al quale è dedicata la seconda sezione di questo numero. Lo apre la relazione che Jürgen Mittelstraß ha tenuto alla Humboldt-Universität di Berlino in occasione dell'apertura dei lavori del network di università europee, coordinate dalla Guardini Stiftung, che intendono verificare la possibilità di redigere uno specifico modulo europeo da inserire nei curricula di studi delle università europee; con questo network, che tornerà a riunirsi presso il Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni nel 2008, e con la Guardini Stiftung, che quest'anno celebra il suo 20° anniversario, Villa Vigoni ha intrattenuto un intenso rapporto di collaborazione.*

*Nella sezione vengono inoltre riportate, oltre a una presentazione del VII Programma Quadro della ricerca europea, alcuni contributi e relazioni che testimoniano il lavoro delle Conferenze di ricerca trilaterali e dei Colloqui per dottorandi.*

*La ricerca occupa un posto di primo piano nella Strategia di Lisbo-*

na per la creazione di una efficiente e dinamica società della conoscenza europea, ma essa difficilmente può attivare nuove risorse e creare nuova ricchezza se non si accompagna a un rinnovamento della cultura manageriale europea. A tale tema viene così dedicata la terza sezione di questo numero che riporta la relazione inaugurale tenuta da Marco Vitale in occasione del convegno Management tedesco e italiano a confronto, una delle manifestazioni più significative organizzate dal nostro Centro in stretta collaborazione con il Deutscher WirtschaftsClub e con la Fondazione ISTUD in questa prima parte del 2007. Alcuni importanti studi di storia economica, che testimoniano il vivace dibattito scientifico che ha accolto la pubblicazione del volume *La tradizione rinnovata*. Da Enrico Mylius alla Sesto San Giovanni del futuro, collocano all'interno della tradizione Mylius la riflessione attuale su una nuova cultura manageriale europea.

Una importante componente dell'identità culturale europea, alla quale Villa Vigoni dedica quest'anno particolare attenzione – anche nel quadro delle iniziative dello *Jahr der Geisteswissenschaften*, al quale partecipa attivamente – è costituito dalla città europea cui è dedicata la quarta sezione di questo numero. La relazione inaugurale di Leonardo Benevolo durante il convegno *La funzione dell'architettura nella società della conoscenza europea*. Nuove possibilità e prospettive e le osservazioni in tema di Rita Colantonio Venturelli e di Giovanna Paci si accompagnano in questa sezione alle riflessioni, svolte nel corso di altre manifestazioni, di Bernd Sösemann sul rapporto tra città e comunicazione e di Hans-Jochen Lubmann sulle sfide ambientali del dopo-Kyoto. Le considerazioni di Lubmann trascendono il tema della città per indagare alcuni aspetti della questione energetica e del global change, temi ai quali Villa Vigoni ha sempre dedicato molta attenzione e che intende ulteriormente approfondire.

La sezione conclusiva si concentra sull'attività editoriale di Villa Vigoni e su alcune manifestazioni culturali ad essa connesse, che conferiscono tra l'altro nuova importanza al patrimonio artistico in essa conservato.

**DIE RÖMISCHEN VERTRÄGE  
UND IHRE AKTUELLE BEDEUTUNG**

*I TRATTATI DI ROMA  
E IL LORO SIGNIFICATO ATTUALE*





DIE RÖMISCHEN VERTRÄGE: WERTE UND GRUNDLAGEN  
FÜR EINE EUROPÄISCHE ZUKUNFT  
*I TRATTATI DI ROMA: UN'EREDITÀ DI VALORI\**

*Wenn Europa einmal einträchtig sein gemeinsames Erbe verwalten würde,  
dann könnten seine drei- oder vierhundert Millionen Einwohner ein Glück,  
einen Wohlstand und einen Ruhm ohne Grenzen genießen.*

*Wir müssen eine Art Vereinigter Staaten von Europa schaffen.*

*Der Weg dahin ist einfach. Es ist nichts weiter dazu notwendig, als dass Hunderte  
von Männern und Frauen Recht statt Unrecht tun und Segen statt Fluch ernten.*

Mit diesem bewegenden Plädoyer für die Zukunft Europas setzte der Staatsmann Winston Churchill am 19. September 1946 in seiner berühmten Züricher Rede den europäischen Einigungsprozess in Gang. Nur eineinhalb Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, der das alte Europa in Schutt und Asche gelegt hatte und viele Millionen Menschen das Leben kostete, wurde eine Zukunftsperspektive für den geschundenen Kontinent entwickelt.

Die Rede war kein lang vorbereiteter Geniestreich; der Gedanke, den Zusammenschluss Europas zu postulieren, entsprang einem spontanen Einfall. Aber der Gedanke wurde zum zündenden Funken. Nach dem Leid, Elend und der Zerstörung, die der Zweite Weltkrieg über Europa gebracht hatte, war vor allem die Jugend für die Idee eines geeinten Europas zu begeistern. Europäische Bewegungen waren den Politikern oft Jahre voraus, im Fall Europas waren sie ein Ansporn für Staatsmänner wie den Italiener De Gasperi, den Franzosen Schuman und den Deutschen Konrad Adenauer, die frühzeitig den Gedanken eines geeinten Europas aufgriffen und in einem ersten Schritt 1952 durch eine Vergemeinschaftung von Kohle und Stahl – also der Industriebereiche, die man gemeinhin als „kriegswichtig“ ansah, ein für alle Mal kriegerische Auseinandersetzungen in Europa ausschließen wollten.

---

\* Rede des Generalkonsuls Dr. Axel Hartmann anlässlich der Feier des 50. Jahrestags der Römischen Verträge (Mailand, 21. März 2007).

Discorso tenuto dal Console generale della Repubblica Federale Tedesca a Milano, dottor Axel Hartmann, in occasione della celebrazione del cinquantesimo anniversario dei Trattati di Roma (Milano, 21 marzo 2007).

Der Ende der 40er Jahre mit der Berlin-Blockade und dem Koreakrieg kulminierende Kalte Krieg in Europa beschleunigte den europäischen Einigungsprozess.

Die 50-Jahr-Feier der Römischen Verträge fällt zufällig in die Zeit, in der Deutschland die Präsidentschaft in der Europäischen Union übernommen hat. 50 Jahre Römische Verträge, das ist eine Erfolgsgeschichte ohnegleichen. Es ist die Geschichte, wie sechs Gründerstaaten letztlich die Grundlage für den größten Binnenmarkt der Welt schufen. Deutschland und Italien fanden über den Weg europäischer Integration wieder in die Familie souveräner Staaten zurück. Der Wohlstand wurde durch einen gemeinsamen Markt ohne Binnengrenzen erreicht. Zu diesem Zweck übertrugen die Mitgliedstaaten auch europäische Souveränitätsrechte auf gemeinschaftliche Organisationen – ein in der Geschichte bis dahin einmaliger Vorgang. Und noch mehr: Um das Ziel eines integrierten Wirtschaftsraumes mit den berühmten vier Freiheiten, nämlich für Waren, Dienstleistungen, Personen und Kapital zu erreichen, unterwarfen sich die Mitgliedstaaten einer gemeinschaftlichen Rechtsprechung, schufen eine gemeinsame Handels-, Wettbewerbs-, Verkehrs- und Agrarpolitik.

Als Gründungsmitglied der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft nahm mein Land prägenden Einfluss auf Art, Richtung und Geschwindigkeit des europäischen Einigungswerks. Der nach einheitlichen Regeln funktionierende Binnenmarkt für mehr als 450 Millionen Menschen ist das Herzstück des europäischen Einigungsprojekts, und er wurde zur wichtigsten Quelle des Wohlstandes im geeinten Europa. Gerade Deutschland profitiert als Exportland in besonderem Maße von offenen Grenzen zu den Nachbarn.

Aus den anfangs sechs Staaten sind mittlerweile 27 Mitgliedstaaten geworden, die nach den leidvollen Erfahrungen von Krieg, Vertreibung und Elend heute den europäischen Kontinent in Frieden und Wohlstand prägen. Nie zuvor in der Geschichte hat unser Kontinent eine so lange Phase des Friedens und des Wohlstandes für alle erlebt. Die Gründungs-

väter der EU haben die Grundlage dafür geschaffen, dass Kriege in Europa undenkbar sind. Durch die Schaffung des Schengen-Systems haben wir offene Grenzen für alle Bürger. Wer heute von Italien über Österreich nach Deutschland fährt, braucht keinen Ausweis vorzulegen und kann überall mit der gleichen Währung bezahlen. Das war vor 50 Jahren, als die Grundlage für dieses vereinte Europa gelegt wurde, eine vage Zukunftsvision, und niemand hat sich so etwas vorstellen können. Heute sind wir dankbar, dass dieses friedliche, geeinte und wohlhabende Europa unumkehrbare Realität ist. Es ist eine wichtige Handelsmacht und ein wichtiger Faktor in der internationalen Politik.

Was uns eint, ist die gemeinsame Wertevorstellung von der Unantastbarkeit der Würde des Menschen, des Rechts auf Leben und alle anderen Grundfreiheiten. Das, was für junge Menschen in der Europäischen Union heute selbstverständlich erscheint, mussten frühere Generationen entbehren. Die Achtung der Grundrechte musste nach den leidvollen Erfahrungen während der Zeit des Nationalsozialismus oder der kommunistischen Herrschaft in Mittel- und Osteuropa erst durchgesetzt werden. Als Deutscher bin ich besonders dankbar, dass das wiedervereinigte Deutschland von der Nacht zum 3. Oktober an unmittelbar und uneingeschränkt Mitglied der Europäischen Gemeinschaft wurde. Dies hat den deutschen Einigungsprozess nachhaltig gefördert und dazu beigetragen, dass der Wiederaufbau in den fünf neuen Bundesländern mit Mitteln der Europäischen Union erheblich beschleunigt wurde. Und wir Deutschen wissen genau, dass viele 1989 skeptisch auf die sich abzeichnende deutsche Wiedervereinigung geschaut haben. Wir haben diesen Skeptikern entgegen gehalten, dass wir das geeinte Deutschland unverrückbar in die Europäische Union integrieren wollen, und wie kann man das sichtbarer zum Ausdruck bringen, als dass man für diesen europäischen Raum eine gemeinsame Währung anstrebt? Insofern sind die deutsche Wiedervereinigung und der Euro zwei Seiten derselben Medaille. Ohne die Deutsche Einheit wäre der Integrationsprozess in Europa sicherlich sehr viel länger und schwieriger gewesen.

\* \* \*

*Se l'Europa decidesse di amministrare in armonia la propria eredità comune,  
i suoi trecento o quattrocento milioni di cittadini  
potrebbero ricevere in cambio felicità, benessere e gloria sconfinata.  
Dobbiamo creare una sorta di Stati Uniti d'Europa.  
La strada per arrivare a questo obiettivo è semplice.  
Per farlo basta semplicemente che centinaia di uomini e donne  
praticino la giustizia invece che l'ingiustizia e raccolgano benedizioni invece di maledizioni.*

Con questa commovente esortazione all'Europa, lo statista inglese Winston Churchill, nel suo famoso discorso di Zurigo del 19 settembre 1946, mise in moto il processo di unificazione europea. A solo un anno e mezzo dalla fine della Seconda Guerra Mondiale, che aveva ridotto la vecchia Europa ad un cumulo di ceneri e macerie e che era costata la vita a diversi milioni di persone, iniziarono a definirsi i contorni di una prospettiva futura per il continente devastato dal conflitto.

Il discorso non era stato il frutto di una lunga preparazione; il pensiero di postulare l'unione degli Stati europei era stato piuttosto il risultato di un'intuizione spontanea. Eppure questo pensiero si trasformò in una scintilla capace di accendere i cuori. Dopo il dolore, la miseria e la distruzione in cui la Seconda Guerra Mondiale aveva precipitato tutta l'Europa, erano soprattutto i giovani a mostrare entusiasmo all'idea di un continente unito. I movimenti europei avevano spesso preceduto di molti anni i politici; nel caso dell'Europa divennero uno stimolo per uomini di Stato quali l'italiano De Gasperi, il francese Schuman e il tedesco Konrad Adenauer che accolsero tempestivamente il pensiero di un'Europa unita e che nel 1952, attraverso la creazione della Comunità Europea del Carbone e dell'Acciaio – vale a dire i settori industriali che venivano generalmente considerati determinanti per la macchina bellica – vollero impegnarsi per escludere ulteriori conflitti bellici in Europa. Il blocco di Berlino e la guerra di Corea, all'inizio degli Anni Cinquanta, contribuirono ad accelerare il processo di unificazione europea.

La celebrazione del 50° anniversario dei Trattati di Roma coincide

casualmente con il periodo in cui la Germania detiene la Presidenza dell'Unione europea. Cinquant'anni di Europa sono ormai parte della storia; è la storia che racconta di come sei stati fondatori abbiano gettato le basi del più grande mercato interno del mondo. Grazie all'integrazione europea, la Germania e l'Italia hanno ritrovato il loro posto in seno alla famiglia degli stati sovrani. Il benessere che ne è derivato è il prodotto di un mercato comune senza confini interni dove gli stati membri attribuiscono ad organizzazioni comunitarie anche una parte dei loro diritti di sovranità. Per realizzare l'obiettivo di uno spazio economico integrato capace di garantire le famose quattro libertà, vale a dire libertà di circolazione di merci, servizi, persone e capitali, gli Stati membri hanno accettato di essere soggetti ad un'amministrazione comune della giustizia elaborando una politica unitaria in materia di commercio, concorrenza, trasporti ed agricoltura.

In qualità di Stato fondatore della Comunità economica europea, il mio Paese, la Germania, ha esercitato un'influenza importante sulle modalità, le finalità e la velocità del processo di unificazione. Il mercato interno, il cui funzionamento è disciplinato da norme comuni, rappresenta il cuore del progetto di unificazione europea ed è divenuto la fonte più importante di ricchezza del continente unito. Proprio la Germania, in qualità di paese esportatore, trae particolari vantaggi dall'apertura delle frontiere ai paesi limitrofi.

I sei Stati iniziali sono diventati nel frattempo 27; dopo le dolorose esperienze della guerra, delle persecuzioni e della miseria, essi compongono oggi un continente che vive all'insegna della pace e del benessere. Grazie agli Accordi di Schengen, a tutti i cittadini europei viene oggi garantita l'apertura delle frontiere. Cinquanta anni fa, quando vennero gettate le fondamenta dell'Europa unita, questa era solamente una vaga visione e nessuno si sarebbe potuto immaginare una prospettiva simile. Oggi non possiamo che dirci grati del fatto che quest'Europa pacifica, unita e agiata sia divenuta una potenza commerciale importante e un fattore rilevante nella politica internazionale.

Ciò che ancora oggi ci unisce è l'insieme comune di valori che sanciscono l'inviolabilità della dignità umana e del diritto alla vita. Ciò che per i giovani sembra scontato nell'Unione europea odierna, mancava completamente alle generazioni precedenti. Come tedesco sono particolarmente grato del fatto che la Germania riunificata sia divenuta membro immediato e incondizionato della Comunità europea, già a partire dalla notte del 3 ottobre. Questo evento ha incoraggiato in maniera continuativa il processo di riunificazione tedesca e ha contribuito ad accelerare enormemente la creazione delle infrastrutture e la ricostruzione nei cinque nuovi Länder federali. Noi tedeschi sappiamo bene che nel 1989 molti avevano rivolto uno sguardo scettico al processo di riunificazione che si stava delineando; a questi scettici abbiamo obiettato che volevamo reinserire irrevocabilmente la Germania unita all'interno dell'Unione europea e abbiamo espresso tale nostra volontà in maniera visibile lottando per l'obiettivo della moneta unica. Per questo la riunificazione tedesca e l'euro rappresentano due facce della stessa medaglia. Senza l'unità tedesca il processo di integrazione europea sarebbe stato sicuramente molto più lungo e difficile.

AXEL HARTMANN

## WARUM FEIERN WIR DIE RÖMISCHEN VERTRÄGE IN DER VILLA VIGONI?\*

Gibt es einen schöneren Ort als die Villa Vigoni, um der 50. Wiederkehr der Unterzeichnung der Römischen Verträge zu gedenken und einen solchen Geburtstag zu feiern? Ich kann ihn mir nur schwer vorstellen. Der Genius Loci verleitet geradewegs dazu, in dieser Stunde an diesem Ort nicht das zu tun, was wohl die meisten Gedenkfeiern am heutigen Tag als roter Faden begleiten wird, nämlich Bilanz zu ziehen, Rückschau und Ausschau zu halten, das Erreichte und bisher nicht Erreichte herauszustellen, Stärken und Schwächen des bisherigen europäischen Einigungsprozesses zu benennen und angesichts der Krise, in der Europa derzeit nach maßgeblicher Meinung steckt, mahnend an die vielen Aufgaben zu erinnern, die dieser Einigungsprozess noch vor sich hat.

Dieses alles klingt mir zu sehr nach „Werkstatt Europa“. Wir befinden uns hier und heute in einer Villa, und zwar in einer besonderen Villa, eingebettet in eine der schönsten Landschaften, die Europa zu bieten hat. Da darf man an einem solchen Tag auch mal ins Schwärmen geraten, darf auch von der „Villa Europa“ reden, darf über die 50 Jahre hinausschauen und sich daran erinnern, dass Europa als Idee eine viel weiter bis in die Antike zurückreichende Tradition hat.

Zu Beginn meiner kurzen Bemerkungen möchte ich daher in das reiche Schatzhaus der Europaentwürfe greifen und bei dem schönen jungen Mädchen mit dem Namen Europa landen, das der in einen Stier verwandelte Zeus nach Kreta entführte. Warum erwähne ich diese Gestalt aus der griechischen Mythologie? Wieder ist es der Genius Loci, der mich dazu animiert. Giovanni Battista Tiepolo, geboren 1696 in Venedig, gestorben 1770 in Madrid, dekorierte als bedeutender Vertreter

---

\* Schriftliche Fassung des Vortrags, der im Rahmen der Veranstaltung „50 Jahre Römische Verträge“ am 25. März 2007 in der Villa Vigoni gehalten wurde.

der venezianischen Schule des Spätbarocks nicht nur venezianische Kirchen, Villen und Paläste mit Fresken, sondern hinterließ als sein Hauptwerk ein Fresko der Allegorie der Europa im Treppenhaus der Würzburger Residenz (1751-1753), ein heiter und froh die Sinnen ansprechendes Bild, das immerhin ein Fürstbischof in Auftrag gab und das auf ganz andere Weise auch einen Beitrag zum Europagedanken darstellt. Der Traum, den ich heute Nachmittag träume, wäre ein Fresko von entsprechender Qualität für die Villa Vigoni, vielleicht sogar für deren Konferenzsaal, gemalt von einem ebenso begnadeten Künstler des 21. Jahrhunderts. Warum eigentlich nicht – insbesondere als inspirierendes Motto für eine vielleicht noch stärker der europäischen Integration verpflichtete Programmatik der Villa Vigoni?

Ich möchte diesen Gedanken nicht weiter spinnen, sondern mich noch zwei diesem Tag vielleicht näher liegenden Punkten zuwenden.

Der erste Aspekt ist allgemeiner Natur und betrifft den von vielen beklagten derzeitigen Zustand der Europäischen Union. Ja, es ist wohl richtig: Europa steckt in einer Krise. Es ist nicht die erste und wird auch nicht die letzte bleiben, aus der das europäische Projekt hoffentlich wie in früheren Fällen gestärkt hervorgehen wird.

Die derzeitige Krise reicht bis in die Neunziger Jahre zurück. Bereits der Maastrichter Vertrag über die Europäische Union von 1992 hat in mehreren Mitgliedstaaten verfassungsrechtliche Probleme aufgeworfen und eine grundsätzliche Diskussion über Ziele und Ausmaß der europäischen Integration und die Stellung der Mitgliedstaaten in diesem Prozess ausgelöst. Im Zuge der Ratifizierung des Europäischen Verfassungsvertrages trat die Sorge um die Bewahrung der Nationalstaatlichkeit noch vernehmlicher – auch in Deutschland – in den Vordergrund der verfassungsrechtlichen Auseinandersetzungen. Und diese Debatte ist keineswegs beendet. Die Diskussion hat gezeigt, dass in der Bevölkerung vieler Mitgliedstaaten Skepsis bereits gegenüber dem Ist-Zustand der europäischen Integration, vor allem aber gegen jede weitere



Zunahme gemeinschaftlicher Kompetenzen und Tätigkeiten ebenso vorhanden ist wie gegen eine anhaltende Erweiterung der Gemeinschaft. Es wird nicht nur Aufgabe der europäischen Institutionen sein, durch überzeugende Resultate der Gemeinschaftspolitik einer diffusen Europamüdigkeit entgegen zu wirken, sondern auch alle anderen Institutionen, die sich auf die eine oder andere Weise mit Europa befassen, haben dazu beizutragen, wenn die Weiterentwicklung der europäischen Integration wieder die erforderliche politische Akzeptanz erhalten soll – in der Bevölkerung der Mitgliedstaaten ebenso wie auch durch die von ihr gewählten demokratischen Institutionen.

Offen bleibt dabei natürlich die Frage, wohin die Reise gehen soll, d.h. nach der Finalität der weiteren Entwicklung der europäischen Integration. Hierzu steht nach wie vor ein tragfähiger Konsens zwischen den europäischen Staaten und zwischen den Völkern der Mitgliedstaaten aus.

Persönlich fände ich es nicht nur ein realistisches, sondern auch ein erstrebenswertes Ziel, zunächst das Erreichte zu konsolidieren, d.h. die Arbeit der Institutionen zu optimieren, Transparenz für den Bürger zu erhöhen, die beklagten Demokratiedefizite abzubauen und durch politische Erfolge den Mehrwert gemeinschaftlicher Maßnahmen sichtbar zu machen. Auch dies ist leichter gesagt als getan. Zum Stichwort „Konsolidierung“ gehören auch viele Elemente aus dem europäischen Verfassungsvertrag, wie z.B. die Reform der Entscheidungsverfahren und die Stärkung des Europäischen Parlaments. Gleichzeitig gilt es zu berücksichtigen: Das Europa der 27 Mitgliedstaaten ist nicht mehr das Europa der sechs, die vor 50 Jahren die Römischen Verträge unterzeichneten. Europa ist größer und heterogener geworden, auch in der Vielfalt seiner Ordnungs- und Sozialmodelle. Das Schlagwort von der „Einheit in der Vielfalt“ ist noch aktueller geworden. Hier den täglichen Mittelweg zwischen einerseits einem „Zu Viel“ an Zentralisierung und Vereinheitlichung zu gehen, etwa bei der Lösung von Problemen, die nach dem Subsidiaritätsprinzip national besser behandelt werden können, und andererseits einer Integration, die z.B. in der Vollendung ei-

nes Binnenmarktes mit einer liberalen Wettbewerbsordnung besteht, ist ein Drahtseilakt, der als Daueraufgabe der EU vorgegeben ist. Man kann es auch so auf den Punkt bringen: Es gibt Bereiche, wo wir schon zu viel Europa haben, aber es gibt noch mehr Bereiche, wo wir mehr Europa brauchen, insbesondere mehr Erfolge, die einem gemeinsamen Vorgehen auf europäischer Ebene zuzuschreiben sind.

Um nicht missverstanden zu werden: Mir ist klar, dass die EU weder nach den ihr zugrunde liegenden Verträgen noch in ihrer gelebten Realität als ein statisch angelegter, auch nur vorläufiger Endpunkt der europäischen Integration verstanden werden kann. Bereits der Wortlaut des EU-Vertrages von 1992 spricht diese Botschaft klar aus, wenn er in der Europäischen Union lediglich eine „*neue Stufe bei der Verwirklichung einer immer engeren Union der Völker Europas*“ sieht, der weitere Stufen in Richtung dieses Zieles folgen sollen. Das Verständnis von einem Europa als Prozess ist den geltenden Verträgen inhärent. Und es bedarf keiner großen Fantasie, um zu der Schlussfolgerung zu gelangen, dass selbst die nächsten Integrationsschritte wiederum nichts anderes als ein weiteres Glied in der langen Kette bisheriger Integrationschritte sein können. Gleichwohl spricht manches dafür, derzeit vorrangig das Haus Europa erst einmal wieder attraktiver für seine Bewohner zu machen, bevor man sich der nächsten Etappe der Integration in Richtung etwa auf einen Bundesstaat widmet.

Mit meinem zweiten Punkt nähere ich mich vielleicht noch ein Stück mehr den Aufgaben der Villa Vigoni. Entgegen einer verbreiteten Auffassung waren die Gemeinschaftsverträge zu keiner Zeit ausschließlich auf wirtschaftliche Einigung angelegt, sondern waren ein großes und mutiges Friedensprojekt, das nach zwei Weltkriegen mit 50 Millionen Toten begonnen wurde.

Am Anfang waren die Bindeglieder der Gemeinschaft Kohle und Stahl. Bereits der 2002 ausgelaufene Vertrag über die Montanunion von 1951, der vor allem dem ehemaligen französischen Außenminister

Schuman zu verdanken ist, wollte nach seiner Präambel durch die Errichtung einer wirtschaftlichen Gemeinschaft nur „den ersten Grundstein für eine weitere und vertiefte Gemeinschaft legen“. Und die Präambel des Vertrages über die Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft von 1957 hebt den festen Willen der Vertragsparteien hervor, mit diesem Vertrag „die Grundlagen für einen immer engeren Zusammenschluss der europäischen Völker zu schaffen“. Erwägungsgrund 2 der Präambel des EU-Vertrages von 1992 spricht von der „Überwindung der Teilung des europäischen Kontinents“ und erinnert mit solcher Formulierung an die historische Situation, in der der Unionsvertrag ausgearbeitet wurde, nämlich in zeitlicher Nähe zur Wende von 1989/90, zur darauf folgenden Wiedervereinigung Deutschlands und zum Zerfall des früheren Ostblocks. Schließlich enthält Art. 1 Abs. 2 EUV das Fundamentalziel der EU, die Verwirklichung einer „immer engeren Union der Völker Europas“. Es gibt daher seit Beginn des europäischen Einigungsprozesses hinreichend viele Hinweise, die über ein Europa als Wirtschaftsgemeinschaft hinausweisen.

Ich betone diesen Punkt besonders, weil ohne ihn auch ein Europa der Forschung, wie es sich heute mit allen Fortschritten und Unvollkommenheiten entwickelt hat, nicht entstanden wäre. Erinnern wir uns: Zu Beginn gab es in den Verträgen lediglich eng begrenzte, sektorielle, allerdings bis heute weiterexistierende Ansätze zur Forschungsförderung. Die wichtigsten Stichworte hierzu sind die Kernforschung nach Art. 4-11 des Euratom-Vertrages, die Kohle- und Stahlforschung nach Art. 55 des inzwischen ausgelaufenen Montan-Vertrages sowie die Landwirtschaftsforschung nach Art. 41 des EWG-Vertrages. Bis 1987 existierte kein über einen solchen sektoriellen Ansatz hinausgreifendes Forschungskapitel im damaligen EWG-Vertrag. Unbeschadet des Fehlens einer klaren Rechtsgrundlage ist die europäische Praxis gleichwohl den zugrunde liegenden Verträgen vorausgeeilt, hat sich Schritt für Schritt vom sektoriellen Ansatz entfernt und einer ganzheitlichen europäischen Forschungspolitik angenähert, die sich seit dem Jahr 2000 im Konzept eines Europäischen Forschungsraums niederschlägt.

Auch wenn der Europäische Forschungsraum noch weit davon entfernt ist, eine Realität zu sein, so ist er doch als vorläufiger Schlussstein einer längeren Entwicklung ein Beleg dafür, dass sich Europa von Beginn an als ein „Mehr“ gegenüber einer reinen Wirtschaftsgemeinschaft verstanden hat. Bemerkenswert hieran ist, dass sich dieser Prozess – wenn nicht *contra legem*, so doch *praeter legem* – unterhalb der Verträge als sekundärrechtlicher Integrationsvorgang vollzogen hat und vollzieht, getragen vom politischen Willen der Mitgliedstaaten, eine gemeinsame Politik industrieller, wissenschaftlicher und technologischer Zusammenarbeit auf allen Gebieten zu entwickeln.

Die Forschungswelt ist nicht stehen geblieben und erstarrt, nur weil die primärrechtlichen Grundlagen noch ein altes Sprachgewand hatten. Sichtbarsten Ausdruck hat ein solcher umfassender Ansatz europäischer Forschungspolitik in einer explosionsartigen Erhöhung des europäischen Forschungsbudgets gefunden, das vom ersten Rahmenprogramm Mitte der Achtziger Jahre mit knapp einer Milliarde ECU *pro anno* zu nunmehr jährlich etwa 7,5 Milliarden Euro im 7. Rahmenprogramm gewachsen ist, auch wenn inzwischen davon sehr viel mehr Mitgliedstaaten zehren. Nicht nur Geld, Themen, beteiligte Staaten und die Förderadressaten haben sich vermehrt. Die europäische Forschung wird inzwischen in Brüssel ihrem Personal nach von der zweitgrößten Generaldirektion betreut. Sie hat das höchste Budget, das einer einzelnen Generaldirektion zur Verfügung steht.

Auch der über die Einzelförderung hinausgehende gestaltende Anspruch der europäischen Forschungspolitik ist gewachsen, eben nicht nur als ein 28. Programm neben 27 nationalen Förderprogrammen zu agieren, sondern – dem Ziel einer beständig intensiver werdenden Integration folgend – die einzelstaatlichen Kräfte stärker zu bündeln und miteinander zu vernetzen. Um nur die vielleicht prominenteste Neuerung des 7. Rahmenprogramms herauszugreifen, nenne ich an dieser Stelle den *European Research Council* als die erste europäische, von der Wissenschaft getragene Forschungsförderorganisation, die ihre

Mittel allein nach dem Kriterium der Exzellenz und im Wettbewerb der besten Forscher Europas vergibt. Die Feuerprobe der Praxis liegt allerdings noch vor dieser neuen Institution. Vom Ansatz her ist dieses Konzept jedoch ein nahezu revolutionärer Schritt. Der Erfolg wird u.a. daran gemessen werden, ob es dem ERC gelingt, sich zu einer unabhängig agierenden europäischen Förderorganisation zu entwickeln, die stärker als bisher erstklassige Forschung fördert und erstklassige Forscher in Europa nicht nur unterstützt, sondern in Europa hält, bzw. nach Europa zurückholt.

HENNING EIKENBERG

## LA DICHIARAZIONE DI BERLINO: UN BILANCIO DEL CAMMINO COMPIUTO E UNO SGUARDO AL FUTURO DELL'INTEGRAZIONE EUROPEA

Alle 11.40 del 25 marzo 2007, a Berlino, il cancelliere della Repubblica Federale di Germania, Angela Merkel, nella sua qualità di presidente di turno del Consiglio europeo, il presidente della Commissione europea, José Manuel Durão Barroso, e il presidente del Parlamento europeo, Hans-Gert Pöttering, hanno sottoscritto la *Dichiarazione in occasione del cinquantésimo anniversario della firma dei trattati di Roma*, ormai nota come Dichiarazione di Berlino.

A cinquant'anni esatti da quel 25 marzo 1957 quando, a Roma, alle 18.47, il ministro degli Esteri belga, Paul Henry Spaak, appose la prima firma in calce al trattato istitutivo della Comunità economica europea e al trattato istitutivo della Comunità europea dell'energia atomica, seguita da quella dei ministri degli altri cinque Paesi fondatori, la Dichiarazione di Berlino costituisce un importante momento di riflessione e di bilancio sul cammino sin qui compiuto dal processo di integrazione europea e sugli obiettivi che l'Unione europea può ragionevolmente darsi nell'orizzonte del suo futuro prossimo.

Un primo aspetto meritevole di riflessione balza subito agli occhi se si pone attenzione alle firme apposte al documento di Berlino e le si compara con quelle che si ritrovano in calce agli atti firmati in Campidoglio dieci lustri fa.

Infatti, mentre allora furono i capi delle diplomazie dei rispettivi Paesi contraenti, a nome dei loro Governi e dei loro Stati, a sottoscrivere i trattati della Comunità economica europea e dell'Euratom, oggi la Dichiarazione di Berlino è stata siglata dai massimi rappresentanti delle più importanti istituzioni europee che compongono il cosiddetto "triangolo istituzionale" intorno al quale ruota il funzionamento dell'Unione e della Comunità europea.

Fermo restando, va da sé, che del tutto diversa è la natura giuridica dei testi in questione, essendo quelli di allora degli atti internazionali e

quella di oggi una dichiarazione comune formulata a nome dei cittadini europei, e che ciò non può non riverberarsi anche sulle procedure necessarie al suo perfezionamento, questo fatto può essere letto da un duplice punto di vista.

Da una parte, infatti, si può mettere in risalto e positivamente apprezzare il rilievo, il ruolo e la forza ormai acquisite dalle istituzioni-cardine del sistema europeo e la loro capacità, nella diversità delle loro funzioni e della loro rappresentatività, di farsi espressione della voce dei cittadini europei così come degli stati membri, di riassumere gli sviluppi del progetto europeo sin qui maturati e di indicare gli obiettivi, di natura politica e istituzionale, che l'Europa dovrà porsi nell'immediato orizzonte. Mentre, alle origini dell'esperienza comunitaria, gli Stati e le loro diplomazie erano gli unici attori sulla scena, oggi non si può non valutare come uno dei grandi risultati ottenuti dal processo di integrazione europea e dal rafforzamento del suo stesso coefficiente di democraticità il fatto che, fra i sottoscrittori della Dichiarazione di Berlino, vi sia anche il presidente di un organo – il Parlamento europeo – che non solo rappresenta, attraverso il suffragio universale e diretto, i popoli europei, ma che concorre altresì alla decisione legislativa comunitaria su un piano di parità con l'istituzione intergovernativa *par excellence* – il Consiglio – in un sempre maggior numero di ambiti ed esprime nella fase genetica dell'Esecutivo europeo, la Commissione, un potere di approvazione fiduciaria di spiccato rilievo in assenza del quale non è possibile che un nuovo collegio di commissari s'insedi e al venir meno del quale lo stesso collegio è revocato.

D'altra parte, peraltro, lo stesso fatto che la Dichiarazione di Berlino sia stata solennemente letta davanti ai rappresentanti dei 25 Stati membri dell'Unione europea, ma che non abbia ricevuto il loro avallo formale, potrebbe essere interpretato come una spia delle perduranti difficoltà che i governi nazionali incontrano nel tentativo di raggiungere un compromesso condiviso perfino su un testo che non ha la pretesa di avere un valore giuridicamente vincolante e che non ha in sé né l'ambizione, né lo scopo, né la forza di innovare il quadro normativo europeo.

In questo senso, la Dichiarazione di Berlino potrebbe essere accostata alla *Carta dei diritti fondamentali dell'Unione europea* (altresì conosciuta come Carta di Nizza); anch'essa, come ben noto, sottoscritta soltanto dal presidente del Consiglio europeo, dal presidente del Parlamento europeo e dal presidente della Commissione europea nel 2000 e mai siglata, né tanto meno ratificata, dagli stati membri e perciò attualmente priva di un vero e proprio valore giuridico formale, per quanto poi riconosciuta dalla giurisprudenza come parte del patrimonio costituzionale comune europeo. Con la differenza, invero di non piccolo rilievo, che rispetto alla Dichiarazione di Berlino altra era la portata della Carta dei diritti e il suo valore nel quadro del sistema istituzionale (e, verrebbe da dire, anche costituzionale) europeo e la sua stessa caratura nell'ambito dell'ordinamento comunitario (laddove essa fosse stata ratificata e fosse entrata formalmente in vigore) e quindi semmai ancor più delicata la sua mancata sottoscrizione prima, e ratifica poi, da parte degli Stati membri.

Un secondo aspetto della Dichiarazione di Berlino che può essere messo in risalto, si rivela non appena si rifletta sul luogo nel quale essa è stata adottata. Se, infatti, i Trattati istitutivi della Comunità economica europea e dell'Euratom furono firmati a Roma, la Dichiarazione in occasione del cinquantésimo anniversario della firma dei trattati stessi è stata solennemente ratificata a Berlino.

La scelta del luogo non può essere soltanto ricollegata alla circostanza che la ricorrenza dei cinquant'anni di vita della Comunità europea è venuta a cadere durante uno dei semestri di presidenza tedesca dell'Unione europea, ma assume un significato simbolico ben maggiore.

La città di Berlino, che con la costruzione del Muro aveva rappresentato la divisione della Germania e dell'Europa e che, con la caduta dello stesso Muro, diciott'anni or sono, aveva simbolicamente aperto la strada alla riunificazione della Germania e al superamento di quell'*innaturale frattura* (per riprendere qui le parole della stessa dichiarazione) che aveva separato per decenni in due storie diverse popoli appartenenti ad una medesima radice e tradizione europea, assume



oggi la veste di vero e proprio *simbolo* della stessa riunificazione continentale.

La Dichiarazione è divisa in tre parti distinte e numerate (sia pure senza rubrica o intitolazione), precedute da un paragrafo posto a mo' di prologo ideale.

A prima lettura, la parte I appare dedicata alla individuazione degli *elementi portanti dell'Europa di oggi*, quali essi risultano a seguito del lungo percorso compiuto nei cinquant'anni che ci stanno alle spalle; la parte II sembra invece rivolta a tracciare *le sfide che aspettano l'Europa nel futuro prossimo*, sia al suo interno che nelle relazioni internazionali, in un mondo globalizzato caratterizzato da trasformazioni viepiù accelerate e costretto a fare i conti con problemi di straordinaria complessità; la parte III costituisce una sorta, se si vuole, di *sintesi* del momento attuale nel quale *il passato incontra il futuro*, giacché in codesta parte, ricordando quanto l'Europa è oggi, al contempo si dettano i compiti dell'Unione europea di domani e, ricordando il sogno realizzato delle generazioni passate, si ammoniscono le presenti a conservarlo per le future, e infine s'apre la questione del rinnovamento delle basi dell'Unione stessa, dando come termine per il completamento di tale processo le elezioni del Parlamento europeo del 2009.

Prima di passare ad analizzare, sia pure senza alcuna pretesa né di completezza né di esaustività, i tratti salienti della Dichiarazione di Berlino, nel suo esser protesa fra la celebrazione di quanto sin qui compiuto e il tentativo di rinnovare lo slancio ideale verso il completamento dell'unificazione politica europea, non va dimenticato il suo stesso *valore simbolico*, sotto un duplice aspetto.

Da una parte, infatti, proprio il suo esser stata adottata in occasione dei primi cinquant'anni della casa comune europea non può non conferirle un significato *alto*, di momento nel quale la generazione che è uscita dal *secolo breve* è chiamata vuoi a fare i conti con il proprio passato, con le luci e le ombre, i traguardi raggiunti e quelli mancati dello sviluppo del disegno immaginato dai padri fondatori europei, vuoi a

rinnovare, per il secolo XXI e per le generazioni future e in un contesto storico, geo-politico, tecnologico e culturale radicalmente mutato, la scelta europeista che animò la firma dei Trattati europei del 1957.

Dall'altra parte, il suo essere il primo documento solenne che segue ai *referendum* francese e olandese sul *Trattato che adotta una Costituzione per l'Europa* (siglato in Roma, il 29 ottobre 2004, e ratificato, a tutt'oggi, da 18 Paesi), non può che darle un significato particolare e al medesimo tempo gravarla di un compito tutt'altro che semplice: quello di rappresentare il tentativo di *riprendere il cammino* della costruzione europea, di ridefinire che cosa vuol dire oggi essere europei e che cosa potrà volerlo dire nell'immediato futuro, dopo lo stallo che è seguito allo *shock* causato dalla bocciatura della Costituzione europea in Francia e in Olanda.

In questo senso, se, da una parte, i critici e gli euro-scettici possono aver qualche freccia al loro arco per sottolineare il contenuto un po' troppo 'declamatorio' della Dichiarazione e per metterne in rilievo alcuni silenzi e lacune ed una certa qual vaghezza di prospettiva e di indirizzi di natura più squisitamente politica, soprattutto per quanto riguarda la parte dedicata alla riforma del sistema istituzionale dell'Unione europea e alle sorti dello stesso Trattato costituzionale (ché, fra l'altro, non viene affatto nominato), dall'altra parte non si può non rilevare il *contenuto ambizioso* della Dichiarazione, così come va senz'altro accolto con gratitudine e giudicato molto positivamente il grande sforzo compiuto dalla Presidenza di turno tedesca e la paziente determinazione del cancelliere Merkel per superare, con questo documento, la pausa di riflessione che gli Stati stessi si erano imposti durante il Consiglio europeo del 16-17 giugno 2005, all'indomani dei no francese ed olandese alla Costituzione europea.

\* \* \*

*L'Europa è stata per secoli un'idea, una speranza di pace e comprensione.*

*Oggi questa speranza si è avverata.*

*L'unificazione europea ci ha permesso di raggiungere pace e benessere.*

*È stata fondamento di condivisione e superamento di contrasti.*

*Ogni membro ha contribuito ad unificare l'Europa, a consolidare la democrazia e lo stato di diritto. Se oggi l'Europa ha superato definitivamente un'innaturale divisione, lo dobbiamo all'amore per la libertà dei popoli dell'Europa centrale e orientale.*

*L'integrazione europea è l'insegnamento tratto da conflitti sanguinosi e da una storia di sofferenze.*

*Oggi viviamo assieme come mai è stato possibile in passato.*

*Noi cittadini dell'Unione europea siamo, per nostra felicità, uniti.*

La Dichiarazione di Berlino si apre con la presa d'atto solenne che la speranza di pace e comprensione che l'Europa (verrebbe da dire "unita", ma nel testo è omissa) ha alimentato per secoli solamente come un'idea astratta, si è finalmente avverata.

Con l'unificazione europea, infatti, i cittadini europei hanno potuto raggiungere la pace e il benessere, superare i contrasti e rafforzare la condivisione di obiettivi di sviluppo e di progresso.

1. – Fin dall'*incipit*, dunque, la Dichiarazione si richiama al grande obiettivo politico (realizzato) che era sotteso alla politica dei piccoli passi suggerita dalla *Dichiarazione Schuman* del 9 maggio 1950, e alla (solo apparente, in questo senso) logica meramente funzionalistica ed economicistica che sembrava animare la creazione del mercato comune.

Si tratta, in altri termini, del grande disegno di perseguire la pace in un continente che, per innumerevoli volte nel corso dell'Evo moderno, era stato attraversato da conflitti sanguinosi, e che, per ben due volte nel corso di un solo mezzo secolo, aveva trascinato il mondo intero nella guerra.

La pace per i popoli europei, la conquista, attraverso la solidarietà di fatto, di una condivisione tanto forte degli obiettivi comuni del progresso e del benessere da rendere non solo inconcepibile, ma altresì impossibile, il ritorno alle armi degli stati europei, deve essere davvero considerato come il più grande traguardo raggiunto dall'esperienza

dell'integrazione europea nei primi cinquant'anni della sua storia e allo stesso tempo come il dono più prezioso che l'Europa non solo ha fatto a sé medesima (la Dichiarazione si esprime nei termini di un "insegnamento tratto da conflitti sanguinosi e da una storia di sofferenze"), ma può fare al mondo intero, nell'epoca presente.

Rispetto a quel continente devastato dalla guerra, con un'economia in rovina e lacerato da profonde divisioni ideologiche, l'attuale condizione dell'Europa testimonia, attraverso la sua stessa concreta realizzazione, la fattibilità di un progetto politico che porta alla pace attraverso la tolleranza e la ricerca di soluzioni condivise, la salvaguardia e la valorizzazione delle differenze e, al tempo stesso, l'individuazione e la tutela di valori forti e di forti radici e tradizioni comuni, l'affermazione dei principi democratici e dei diritti umani e delle libertà fondamentali, la promozione di un'economia di mercato che deve combinare solidarietà sociale e sviluppo sostenibile, la costruzione di un "metodo comunitario" che possa conciliare gli interessi nazionali (e locali) con le esigenze di un progetto comune (europeo) mettendo insieme le politiche e coordinandole in un equilibrio complesso ma tutto sommato stabile.

2 – Proprio sotto quest'ultimo aspetto, il prologo della Dichiarazione tocca subito di seguito un punto essenziale del processo di integrazione europea laddove ricorda che "Ogni membro [*recte*: ogni Stato membro, com'era indicato nella *Bozza* sottoposta al vaglio dei governi europei dalla presidenza tedesca] ha contribuito ad unificare l'Europa, a consolidare la democrazia e lo stato di diritto".

Esso, infatti, da una parte riconosce il ruolo essenziale degli Stati membri – di ciascuno Stato membro – nell'edificazione della costruzione europea e la connessa essenziale responsabilità che grava su ognuno di adoperarsi affinché tale costruzione sia preservata e sviluppata (responsabilità che, perciò, non può essere imputata genericamente a tutti gli altri, o grossolanamente suddivisa fra "euro-ottimisti" ed "euro-scettici"); dall'altra individua nelle tradizioni costituzionali comuni degli Stati membri e nel loro essere ordinamenti democratici fondati sullo stato di diritto la *base comune* dell'edificio europeo.

Se l'apertura della *Bozza* (“Noi, *popoli d'Europa* siamo uniti nella nostra buona fortuna *come stati membri* dell'Unione europea”) metteva ancor più in evidenza la stretta interconnessione che sussiste fra le due fondamenta sulle quali poggia l'Unione europea – i popoli d'Europa, nella loro molteplicità, in quanto *popoli*, ma anche nella loro unità, in quanto *europei*, da una parte e gli Stati Membri, dall'altra – il testo finale della Dichiarazione non manca di sottolineare, nella ricognizione dei tratti essenziali dell'unificazione europea, il ruolo chiave giocato anche dagli Stati e dagli ordinamenti costituzionali nazionali, in quanto improntati al *principio democratico* e alla *rule of law*.

3. – Successivamente, il prologo si completa con il richiamo al *superamento della “innaturale” divisione* che, caratterizzando la seconda metà del Novecento, ha spartito l'Europa in una parte occidentale e in una centro-orientale e che l'Unione europea stessa, attraverso il compimento del grande progetto rappresentato dall'*allargamento*, ha contribuito a sanare definitivamente.

Dal 1 gennaio 2007, con l'ingresso della Romania e della Bulgaria, l'Europa vede estendere i propri confini anche a quei Paesi che l'ordine mondiale di Yalta e la caduta della cortina di ferro (“da Stettino, sul Baltico, a Trieste, sull'Adriatico”) avevano separato dagli altri Stati con i quali condividevano in precedenza la comune appartenenza europea.

4. – Infine, il prologo si chiude con una frase all'apparenza un poco enfatica e, se si vuole, anche un poco banale, eppure non priva di una certa suggestione: “Noi cittadini dell'Unione europea siamo, per nostra felicità, uniti”.

La *Bozza di Dichiarazione*, riecheggiando l'*incipit* della Carta americana del 1787, si apriva con la solenne formula: “Noi, popoli d'Europa” (i quali, fin da subito, erano fra l'altro individuati come il soggetto collettivo delle affermazioni contenute nella stessa Dichiarazione).

La Dichiarazione finale, invece, raccogliendo alcuni dubbi e perplessità manifestatesi nel corso del dibattito in seno alle Cancellerie europee sull'impiego di una formula tanto impegnativa, ha preferito adottare uno stile complessivamente più sobrio, sia evitando l'immediato, iniziale, riferimento al soggetto della dichiarazione per porlo al termine del prologo (con, se si vuole, il difetto stilistico di un primo periodo nel quale si fa riferimento ad un *noi europei* implicito nel *ci*, ma non esplicitato: "L'unificazione europea *ci* ha permesso di raggiungere pace e benessere"; "Oggi *viviamo assieme* come mai è stato possibile in passato"), sia sostituendo alla dizione "popoli d'Europa" quella più 'tecnica' e formale di "cittadini dell'Unione europea".

Tale ultima espressione, se all'apparenza può sembrare più povera e meno evocativa di quella di "popoli d'Europa" e se può lasciare scontento chi avrebbe voluto nella Dichiarazione un più forte richiamo all'esistenza di un *demos* europeo (ma, anche a far salvo il testo originario della *Bozza*, si sarebbe invero trattato piuttosto di una pluralità di *demoi* unificati dalla comune appartenenza all'Europa), non è tuttavia priva di interesse e non manca invero di una qualche suggestione.

La cittadinanza dell'Unione, infatti, secondo quanto prevede l'art. 17 del Trattato CE, costituisce un complemento della cittadinanza nazionale e non un sostitutivo di quest'ultima, non essendo autonoma, ma vivendo di luce riflessa e seguendo le stesse sorti della cittadinanza nazionale: è, infatti, cittadino dell'Unione colui che gode della cittadinanza di uno Stato membro. Di per sé, poi, lo *status* di cittadino europeo comprende, secondo quanto stabilisce lo stesso Trattato comunitario, il diritto di circolazione e soggiorno nel territorio di tutti gli Stati membri; il diritto di elettorato attivo e passivo alle elezioni del Parlamento europeo (e a quelle comunali) nello Stato di residenza; la tutela diplomatica e consolare da parte delle autorità di qualsiasi Stato membro nel territorio di un paese terzo nel quale non vi sia rappresentanza diplomatica dello stato di cui il soggetto è cittadino; il diritto di petizione al Parlamento europeo e al mediatore europeo.

Da questo punto di vista, ponendo come proprio “soggetto collettivo” quello rappresentato dai “cittadini dell’Unione europea”, la Dichiarazione di Berlino fa sì che l’istituto della cittadinanza europea e lo stesso *status* di cittadino dell’Unione europea vengano ad assumere un significato molto più ampio e profondo (sia pure solo all’interno di una Dichiarazione e nell’ambito di una formula che non vuol avere un vero e proprio valore giuridico, quanto piuttosto una forza evocativa e suggestiva di carattere politico).

La stessa formula, inoltre, si presta ad una riflessione ulteriore laddove afferma che gli stessi “cittadini dell’Unione europea” sono *uniti* per la [loro] *felicità*.

L’unità dei cittadini dell’Unione europea, a prima vista, sembra, infatti, quasi una tautologia, posto che l’Unione europea è essa stessa unita in virtù di quel completamento del processo di unificazione che la Dichiarazione dà per raggiunto nelle frasi iniziali che si sono prima richiamate.

Se, però, si rilegge la formula dal punto di vista degli stati membri e si interpreta l’essere “cittadini dell’Unione europea” come l’essere sia cittadini dei propri stati membri sia parallelamente cittadini di un’Unione cui gli stessi stati appartengono, ecco che il richiamo all’unità dei cittadini acquista il significato peculiare dell’unità degli stati membri e quindi del raggiungimento di quella “unità nella diversità” o pluralità che costituisce (secondo quanto solennemente affermano sia il Preambolo che l’articolo I-8 del Trattato costituzionale europeo) non solo il *motto*, ma la vera e propria *cifra* fondamentale dell’Unione europea e il punto di equilibrio dinamico dello stesso processo di unificazione europea, in quanto l’unità è realizzata a partire dalla diversità, ma al contempo, e proprio perché dev’essere un’unità nella diversità, la trascende senza mai superarla, ma anzi sempre ponendola. Un’unificazione, dunque, che, come è meglio ribadito nella prima parte della Dichiarazione, deve contemperare unità e diversità, porsi e realizzare un *comune progetto europeo*, ma salvaguardare la ricchezza rappresentata dalla differenza delle tradizioni e dall’autonomia delle comunità nazionali e locali.

Non solo: il richiamo alla *felicità* dei cittadini dell'Unione, se riecheggia fortemente quella *pursuit of happiness* che si ritrova solennemente riconosciuta nella Dichiarazione di Indipendenza americana del 1776 come una delle "verità autoevidenti" e dei diritti inalienabili dell'uomo che i governi istituiti fra gli uomini debbono conservare e proteggere, contribuisce ad arricchire gli scopi fondamentali dell'unità europea nei confronti dei propri cittadini.

Non soltanto la pace e il benessere, non solamente il consolidamento della democrazia e lo stato di diritto, non solo la condivisione, il superamento dei contrasti e delle innaturali divisioni fra popoli appartenenti alle stesse radici europee, ma anche la *felicità* è posta fra gli obiettivi qualificanti dell'essere cittadini – europei – *uniti*.

E si badi bene che, almeno stando al tenore letterale della formula impiegata, l'obiettivo della felicità viene posto dai "cittadini dell'Unione europea" e da questi ultimi ricercato e raggiunto attraverso l'unità europea. Tale notazione non è in effetti del tutto priva di rilievo dal momento che altro sarebbe stato invece attribuire all'Unione europea, e quindi alla forma istituzionale organizzata dell'unità europea, il compito di assicurare (anche, oltre al resto) la felicità dei cittadini europei invece che affermare che tale felicità è guadagnata dagli stessi cittadini grazie all'unità europea. Nella prima variante, infatti, si sarebbe connotata l'Unione europea di un compito fortissimo di *cura* della felicità dei propri cittadini secondo gli stilemi propri del *Polizeistaat* settecentesco nel quale la felicità dei sudditi era compito del principe illuminato mentre, nella seconda variante (quella di cui, in effetti, si avvale la Dichiarazione), l'obiettivo della felicità per i cittadini europei è assunto dagli stessi *noi europei* e l'Unione europea rappresenta il mezzo per raggiungere un tale scopo.



I

*L'Unione europea ci consente di realizzare i nostri ideali comuni: per noi l'essere umano è al centro. La sua dignità è inviolabile. I suoi diritti inalienabili. Donne e uomini hanno pari diritti.*

*Aspiriamo alla pace e alla libertà, alla democrazia e allo stato di diritto, al rispetto reciproco e all'assunzione di responsabilità, al benessere e alla sicurezza, alla tolleranza e alla partecipazione, alla giustizia e alla solidarietà.*

*L'Unione europea concreta un'unicità di vita e di azione comune. Ciò si esprime nella coesistenza democratica di Stati membri e istituzioni europee. L'Unione europea si fonda sulla parità e sull'unione solidale. Rendiamo così possibile un giusto equilibrio di interessi tra gli Stati membri.*

*L'Unione europea è salvaguardia dell'autonomia e delle diversità delle tradizioni dei suoi membri. L'apertura delle frontiere, la vivace molteplicità di lingue, culture e regioni sono per noi un arricchimento. Molti obiettivi non possono essere conseguiti con un'azione individuale: la loro realizzazione ci impone un'azione collettiva.*

*L'Unione europea, gli Stati membri e le loro regioni e comuni si dividono i compiti.*

La prima parte (o il primo blocco) della Dichiarazione si apre con una serie di proposizioni di importantissimo rilievo, per quanto non nuove, dal momento che esse si presentano come una sorta di sintesi di quanto già solennemente statuisce la Carta dei diritti di Nizza, sia nel suo Preambolo che in alcuni suoi articoli (proposizioni che si ritrovano anche in vari punti del Trattato costituzionale europeo).

1. – Innanzitutto, è nuovamente ribadito l'essere l'Unione europea mezzo (e non fine) per la realizzazione degli ideali comuni ("L'Unione europea ci consente di realizzare i nostri ideali comuni"). Di tal che, è la stessa unità politica europea e la stessa sua forma istituzionale rappresentata dall'Unione europea, almeno stando alla Dichiarazione, che viene a mutar, per certi versi, senso e significato: da obiettivo del processo di integrazione europeo (e dello stesso processo costituente europeo) a strumento per la realizzazione di ideali comuni che – in questa prospettiva – in parte fondano e in parte trascendono lo stesso edificio europeo.

Gli ideali comuni che i cittadini europei, con la Dichiarazione di Berlino, affermano come *propri* e al servizio della cui realizzazione pongono l'Unione europea sono: la centralità dell'essere umano, la pace, la libertà, la democrazia e lo stato di diritto, il rispetto reciproco e l'assunzione di responsabilità, il benessere e la sicurezza, la tolleranza e la partecipazione, la giustizia e la solidarietà.

Tali ideali comuni rappresentano, dunque, nella trama della Dichiarazione, ciò che connota nel profondo l'identità europea e ciò che tiene uniti gli stessi cittadini europei che in tali ideali si riconoscono.

La solenne affermazione della centralità dell'essere umano e dell'inviolabilità della sua dignità va apprezzata in tutto il suo spessore.

Essa vale a riconfermare (se ve ne fosse stato bisogno) la natura dell'Unione europea; una natura che non è solo astretta alla dimensione squisitamente economica dell'integrazione monetaria, della realizzazione del mercato unico, della costruzione di un sistema basato sulla libera circolazione delle persone, delle merci e dei capitali e sulla libertà di stabilimento, ma che si allarga nelle sue radici e nella sua identità anche al riconoscimento a tutto tondo dell'essere umano (non solo come consumatore o come imprenditore, come lavoratore o prestatore di servizi, o come cittadino, ma anche) come *persona umana*, portatrice di una dignità inviolabile e di diritti fondamentali inalienabili.

In questa prospettiva, mettere l'individuo al centro del sistema istituzionale europeo, come la Dichiarazione solennemente riafferma (dopo che già s'era espresso in tal senso, come s'è detto, il Preambolo della Carta di Nizza), non solo vale a rafforzare il processo di *umanizzazione* dell'Unione europea (già da tempo portato avanti anche dalla giurisprudenza della Corte di giustizia), ma non può che richiamare alla memoria anche la dimensione propria dell'umanesimo europeo; una dimensione, questa, che, pur se troppo spesso drammaticamente obliterata nel corso della stessa storia europea, come dimostrano le tragedie del XX secolo, non può non nutrirsi anche delle radici giudaico-cristiane dell'Europa così come ha avuto modo di ribadire pubblicamente (sia pure solo a titolo personale) il cancelliere Merkel nel di-

scorso tenuto in occasione della presentazione della Dichiarazione di Berlino e della cerimonia del cinquantenario dei Trattati di Roma.

Il primo paragrafo del primo blocco della Dichiarazione appare, dunque, fortemente orientato ad individuare il patrimonio comune degli ideali e dei valori che riguardano l'individuo, nella prospettiva dell'Unione europea: la sua *centralità*, l'inviolabile sua dignità, l'inalienabilità dei suoi diritti, la parità fra uomini e donne.

Certo, non mancano alcune (per così dire) ingenuità (dal punto di vista giuridico) che si spiegano con la vocazione più spiccatamente ricognitivo-declamatoria della Dichiarazione e con la maggior caratura politica che le è propria, come ad esempio quella secondo cui i diritti dell'essere umano sono tutti, senza distinzione, inalienabili. Una tale formula nella sua absolutezza, infatti, non solo non può applicarsi, per forza di cose, ad alcuni diritti che sono oggetto, invece, e quotidianamente, di alienazione (a meno che non si voglia dire che col termine *inalienabili* si voleva piuttosto intendere non conculcabili dal potere pubblico), ma – più significativamente – non postula una sorta di graduazione o modulazione fra i diversi diritti di cui l'individuo può esser titolare nel corso della propria esistenza, parificandoli tutti e tutti allo stesso tempo, assolutizzandoli, per così dire, nella formula dell'inalienabilità. Se preso alla lettera, il riconoscimento di questa qualità indifferenziata dei diritti della persona umana renderebbe assai difficile procedere ad operazioni di “bilanciamento” fra diritti di diversa natura e alla composizione di quei conflitti che, tanto dal punto di vista astratto quanto da quello pratico, possono prospettarsi fra diritti diversi di cui sono portatori soggetti diversi. Così come la parità dei diritti fra uomini e donne, se vale – ovviamente – a riaffermare l'eguaglianza senza distinzione di genere, presa anch'essa alla lettera, sembrerebbe poter escludere la possibilità di discriminazioni e di azioni positive volte a superare le disuguaglianze sostanziali che si possono creare nella società fra individui di sesso maschile ed individui di sesso femminile, in diversi campi.

2. – Orbene, seguendo una progressione, per così dire, geometrica o *a spirale* che parte dall'individuo per arrivare a toccare la società e le

istituzioni, il secondo periodo della prima parte della Dichiarazione in esame appare maggiormente rivolto all'individuazione degli ideali e dei valori comuni della società europea e dei principi istituzionali dello stesso sistema europeo che debbono esser altresì custoditi da ciascuno degli Stati membri proprio in ragione del fatto che si tratta di legittime aspirazioni dei cittadini europei i quali sono, al medesimo tempo, anche cittadini dei propri Stati.

Vengono dunque affermate come aspirazioni: la pace, la libertà, la democrazia e lo stato di diritto, il rispetto reciproco e l'assunzione di responsabilità, il benessere e la sicurezza, la tolleranza e la partecipazione, la giustizia e la solidarietà.

Un catalogo, questo, che dimostra la forte natura assiologica dell'Unione europea e che ne rivela allo stesso tempo la indubbia "politicità".

Anche in questo caso, l'enumerazione sviluppata nella Dichiarazione non consente l'individuazione di una diversa rilevanza, o di una differente posizione, dei vari principi-valori lungo un'ipotetica "scala", anche se sembrerebbe di potersi ragionevolmente individuare nella pace, nella libertà, nella democrazia, nello stato di diritto, nella tolleranza, nella giustizia e nella solidarietà quei principi-valori dotati di una vera e propria natura fondamentale. In tal senso depongono sia quanto dispone la Carta di Nizza (che assume, significativamente, la *libertà*, la *solidarietà* e la *giustizia*, insieme alla *dignità* e all'*uguaglianza*, quali rubriche dei capitoli in cui si articola) sia quanto statuisce l'art. 6 del Trattato UE.

Certo, pure qui non mancano alcune lacune: come ad esempio, il non aver menzionato l'eguaglianza o l'aver richiamato l'assunzione di responsabilità senza precisare nei confronti di chi le diverse responsabilità possono o debbono essere assunte: se del cittadino verso la società, se di quest'ultima verso il primo, o addirittura se del cittadino e della società verso le generazioni future (o verso la Terra), come prevede sia il Preambolo della Carta di Nizza che quello del Trattato costituzionale.

Non solo: degno di critica appare anche l'aver accostato, senza troppe distinzioni, principi-valori diversi il cui reciproco soddisfaci-

mento può portare a situazioni di conflitto o alla necessità di mediazioni rispetto alle quali la Dichiarazione non offre una guida sicura; basti pensare, da questo punto di vista, alla necessità di garantire al medesimo tempo la libertà e la sicurezza senza che sia ben chiaro come occorra procedere laddove un *plus* dell'una comporti un *minus* dell'altra, e gli esempi potrebbero moltiplicarsi.

3. – Il terzo e il quarto periodo della prima parte della Dichiarazione sembrano poi riguardare i principi che attengono al sistema complessivo dei rapporti fra l'Unione e gli stati membri, al riparto di funzioni e di attribuzioni fra Unione e stati e alle modalità della loro reciproca cooperazione, all'elemento assiologico fondamentale della preservazione dell'autonomia e della differenziazione, non solo a livello nazionale, ma anche regionale e locale, e non solo dal punto di vista istituzionale, ma anche da quello culturale, all'affermazione di un unitario progetto europeo e alla necessità di azioni collettive per il raggiungimento di diversi obiettivi che non possono essere conseguiti dai *singoli* (sia stati, sia soggetti interni agli stati).

A prescindere dalla formula un po' ambigua e di non preclaro significato con la quale il periodo si apre ("L'Unione europea concreta un'unicità di vita e di azione comune"), è importante sottolineare che il passo si sviluppa richiamando la necessaria coesistenza democratica degli stati membri da una parte e delle Istituzioni europee dall'altra.

Nei rapporti fra stati ed Unione europea, dunque, l'elemento fondamentale appare quello della *coesistenza* su un piano di reciproca legittimazione e di mutua collaborazione, nel quale, semmai, indecifrabile appare proprio il richiamo alla *democraticità* di una tale coesistenza laddove non si comprende se tale attributo debba esser proprio degli stati (ma ciò sarebbe, alla luce della stessa Dichiarazione, come nella realtà dei fatti, pleonastico), delle istituzioni europee (e qui verrebbe ad individuare la necessità di un definitivo appianamento del frequentemente levato grido di allarme sulla scarsa democraticità del sistema decisionale europeo e dei suoi canali rappresentativi nei pro-

cessi decisionali) oppure ancora della loro reciproca *coesistenza*. In quest'ultimo caso, l'attributo della *democraticità* potrebbe esser inteso non tanto come riferito al principio democratico quanto piuttosto a quello della *leale collaborazione* perché, altrimenti, non sarebbe agevole comprendere in che termini una *coesistenza* fra stati membri ed Unione europea possa dirsi, di per sé, dotata della caratteristica della *democraticità*.

Il terzo periodo prosegue enucleando il valore della *parità* (fra gli stati? fra gli stati membri e l'Unione europea? Gli interrogativi restano aperti, posto che il testo a questo riguardo glissa), dell'unione solidale e del *giusto* equilibrio di interessi fra gli stati membri.

La Dichiarazione, su questo punto, adotta perciò un atteggiamento complessivamente prudente nella misura in cui impone all'Unione europea il compito di assicurare la parità e l'unione solidale da una parte e di garantire, dall'altra, che un giusto equilibrio fra gli interessi degli stati sia reso possibile (e in tal senso non si sbilancia più di tanto a sancire la prevalenza dell'interesse europeo sugli interessi nazionali). Sotto questo profilo, fra l'altro, ci sarebbe forse perfino da chiedersi fino a che punto l'affermazione della parità degli stati e la solidarietà della loro unione possa rappresentare, in prospettiva, un ostacolo all'estensione del voto a maggioranza.

Una delle lacune che più appare scorrendo il testo del periodo è quella rappresentata dall'omissione del principio di leale collaborazione, vuoi fra gli stati membri e l'Unione europea, vuoi fra le istituzioni europee, secondo la sua dimensione verticale e orizzontale, così come non viene menzionato l'obbligo gravante sugli stati membri di non ostacolare la realizzazione degli obiettivi dell'Unione europea, come questi vengono individuati nei Trattati.

Se è vero che il principio di leale collaborazione, a tutt'oggi, non è ancora espressamente codificato nel diritto primario dell'Unione e della Comunità europea, essendo la sua introduzione nell'ordinamento giuridico comunitario ancora affidata alla giurisprudenza della Corte di giustizia e all'interpretazione da quest'ultima compiuta dell'art. 10 del Trattato CE, non è meno vero che si tratta di un prin-

cipio oramai assunto al ruolo di *cardine* del sistema di relazioni fra i diversi livelli di governo (non solo fra il livello statale e quello comunitario, ma anche – sulla base di quanto prevedono gli ordinamenti costituzionali di molti Paesi europei – fra il livello statale, regionale e locale).

E non è un caso, da questo punto di vista, che fra le novità non prive di rilievo della Costituzione europea vi fosse anche quella di *positivizzare* (“costituzionalizzandolo”) il principio di leale collaborazione, agli art. I-5 e I-19.

Analoga omissione riscontrabile nel testo della Dichiarazione che può destare qualche stupore (ma che, invero, è comprensibile nella logica degli Stati membri e nella difesa della loro sovranità nazionale) è quella del principio di prevalenza del diritto comunitario sul diritto interno (fatti salvi i cosiddetti contro-limiti sui quali non è possibile in questa sede soffermarsi). Principio, quest’ultimo, pacificamente accolto, da decenni, nel diritto pretorio dei Giudici comunitari, eppure ancora privo di un formale ed espresso riconoscimento a livello normativo.

Anche sotto questo profilo, valga considerare che il Trattato costituzionale del 2003 avrebbe rappresentato una novità nella misura in cui all’art. I-6 statuiva che: “La Costituzione e il diritto adottato dalle istituzioni dell’Unione nell’esercizio delle competenze a questa attribuite prevalgono sul diritto degli stati membri” (anche se la Dichiarazione relativa all’art. I-6 annessa al Trattato aveva cura di precisare che “La Conferenza constatata che l’articolo I-6 rispecchia la giurisprudenza esistente della Corte di giustizia delle Comunità europee e del Tribunale di primo grado”).

4. – L’ultimo (quarto) paragrafo della prima parte della Dichiarazione riguarda il riparto delle competenze fra Unione europea e stati membri e pone all’Unione europea il compito di salvaguardare l’autonomia e le diversità delle tradizioni dei suoi membri e di custodire gelosamente la ricchezza data dall’apertura delle frontiere e dalla vivace molteplicità di lingue e di culture, di costumi regionali e locali.

Il periodo richiama e sviluppa, in buona sostanza, quel principio assiologico fondamentale del processo di integrazione europea del quale s'è già fatto cenno e che si riassume nella formula della *unità nella diversità*.

Il testo, tuttavia, si deve segnalare in senso positivo e negativo allo stesso tempo per una lacuna alquanto significativa, da una parte, e per una menzione che appare meritevole di risalto, dall'altra.

La Dichiarazione, infatti, riconosce formalmente che la divisione dei *compiti* (vale a dire, al di là del linguaggio adoperato, delle funzioni e delle competenze) deve riguardare non solo l'Unione europea e gli stati membri, ma anche le Regioni e i Comuni.

In tal modo viene esplicitata in modo forte quella dimensione tipicamente *multi-level* dell'ordinamento europeo che costituisce una delle peculiarità più significative e più interessanti dello stesso processo di integrazione europea e dell'architettura istituzionale dell'Unione e della Comunità europea che ne risulta, in modo particolare negli anni più recenti.

In questo senso, la Dichiarazione fa propria quella ulteriore innovazione contenuta nella Costituzione europea ai sensi della quale:

L'Unione rispetta l'uguaglianza degli Stati membri davanti alla Costituzione e la loro identità nazionale insita nella loro struttura fondamentale, politica e costituzionale, compreso il sistema delle autonomie locali e regionali. Rispetta le funzioni essenziali dello Stato, in particolare le funzioni di salvaguardia dell'integrità territoriale, di mantenimento dell'ordine pubblico e di tutela della sicurezza nazionale.

Una formula, questa dell'art. I-5 della Costituzione europea, che può essere a buon diritto vista come la consacrazione di una Unione continentale che valorizza *tutti* i livelli territoriali di governo nei quali si articola il potere pubblico, compreso quello più basso e più vicino al cittadino: il Comune.

D'altra parte, se davvero la persona deve esser messa *al centro*, come vuole il primo periodo della prima parte della Dichiarazione, ciò non può che coinvolgere anche la distribuzione del potere fra i diversi livelli di governo e la costruzione di un sistema istituzionale complessivo che valorizzi quei soggetti istituzionali che, per le loro



stesse caratteristiche, per la dimensione territoriale di riferimento e per la loro vocazione rappresentativa delle comunità locali, si collocano come *più vicine* al cittadino, ai suoi bisogni e alle sue esigenze.

In quest'ottica, si può più facilmente intuire e meglio comprendere quale sia la lacuna più significativa della Dichiarazione di Berlino per quanto concerne tale parte, vale a dire la mancanza di qualsiasi riferimento espresso al *principio di sussidiarietà*. Omissione, quest'ultima, che appare ancor più significativa non solo se si pone mente al fatto che è stata proprio sussidiarietà la "parola che salvò Maastricht", ma anche se si considera che, a differenza del principio di leale collaborazione, quello di sussidiarietà si trova già oggi pacificamente ed esplicitamente positivizzato nell'art. 5 del Trattato CE.

Ciò non vuol dire, peraltro, che la Dichiarazione, pur non nominandolo, non tenga conto di questo principio e del vero e proprio ruolo cardine che esso svolge nel sistema comunitario, così come dimostra lo stesso richiamo alla necessità di dividersi i compiti fra diversi livelli di governo e la stessa presa d'atto che molti obiettivi non possono essere conseguiti con un'azione individuale, ma che richiedono, per la loro realizzazione, un'azione collettiva.

Anzi, per quanto possa sembrare un'operazione interpretativa alquanto azzardata (e per certi aspetti indubbiamente lo sia), si potrebbe quasi arrivare a sostenere che con la formula: "Molti obiettivi non possono essere conseguiti con un'azione individuale: la loro realizzazione ci impone un'azione collettiva" la Dichiarazione abbia voluto abbracciare insieme sia il versante cosiddetto *verticale*, che quello cosiddetto *orizzontale* del principio di sussidiarietà.

Infatti, se si fa riferimento al tenore letterale del testo, non vi si evince alcun espresso riferimento alla capacità degli Stati membri di realizzare in maniera adeguata gli obiettivi dell'azione prevista (nei settori non di esclusiva competenza della Comunità) e dunque alla necessità di un intervento della Comunità a motivo della capacità di quest'ultima di realizzare meglio l'azione stanti le dimensioni e gli effetti della medesima.

Quel che si ritrova, infatti, è un più generale ed ampio richiamo ad azioni individuali, da una parte, e ad azioni collettive, dall'altra. Locuzione complessa, questa, che – di per sé – può essere intesa sia con riferimento agli Stati sia con riferimento ad altri soggetti non statuali. D'altra parte, la stessa azione collettiva, che sarebbe richiesta ove la realizzazione degli obiettivi non possa esser conseguita altrimenti, non fa esplicito riferimento ad un intervento della sola Comunità europea, ben potendo riguardare – di per sé – anche l'agire di altri enti pubblici (territoriali), collocati lungo tutta la scala costituita dai diversi livelli di governo. La Dichiarazione, quindi, non osta a ritenere che essa abbia voluto considerare non solo il principio di sussidiarietà che si applica nei confronti dei diversi enti territoriali in prospettiva verticale e che funge da parametro per l'allocazione delle competenze fra codesti soggetti, ma anche quello che, in prospettiva orizzontale, mira a promuovere l'assunzione di responsabilità e lo svolgimento di attività di interesse generale da parte dei cittadini, singoli ed associati.

Non si può quindi che ribadire, ancora una volta, che, al di là della sua mancata espressione nel testo della Dichiarazione (che non è immune da critiche), il principio di sussidiarietà, sia nella sua dimensione verticale sia nella sua dimensione orizzontale – la quale promuove l'azione dei privati e degli enti associativi finalizzata allo svolgimento di attività di pubblico interesse –, rappresenti una delle architravi della costruzione europea ed uno dei tratti più salienti del suo sistema istituzionale, che si applica – va aggiunto e tenuto ben presente - anche all'interno dei diversi livelli di governo nei quali il sistema *multi-level* europeo si articola, dalla dimensione comunitaria a quella statale, da quella regionale a quella locale.

## II

*Siamo di fronte a grandi sfide che non si arrestano ai confini nazionali. L'Unione europea è la nostra risposta a queste sfide. Soltanto assieme potremo salvaguardare anche in futuro il nostro ideale europeo di società a beneficio di tutti i cittadini dell'Unione europea. Questo modello europeo coniuga successo economico e responsabilità sociale. Il mercato comune e l'Euro ci rendono forti. Potremo così modellare secondo i nostri valori la crescente interconnessione delle economie a livello mondiale e la sempre maggiore concorrenza sui mercati internazionali. La ricchezza dell'Europa è racchiusa nelle conoscenze e nelle competenze dei suoi cittadini: è questa la chiave per la crescita, l'occupazione e la coesione sociale.*

*Lotteremo assieme contro il terrorismo, la criminalità organizzata e l'immigrazione illegale. Anche nella lotta contro i loro oppositori difenderemo il diritto alla libertà e i diritti civili. Razzismo e xenofobia non devono trovare mai più terreno fertile.*

*Ci impegniamo affinché si trovino soluzioni pacifiche ai conflitti nel mondo e gli esseri umani non divengano vittime di guerre, terrorismo o violenze. L'Unione europea vuole promuovere la libertà e lo sviluppo nel mondo. Vogliamo far arretrare la povertà, la fame e le malattie. In tale contesto vogliamo continuare a svolgere un ruolo trainante.*

*Vogliamo portare avanti assieme la politica energetica e la protezione del clima e contribuire a sconfiggere la minaccia globale rappresentata dal cambiamento climatico.*

La seconda parte (o blocco) della Dichiarazione è rivolta ad individuare le sfide che l'Europa si trova ad affrontare oggi e che sempre più si troverà a dover fronteggiare nel suo immediato futuro, non solo al suo interno, ma anche nei rapporti con il resto del Mondo.

1. – In questa prospettiva, la Dichiarazione, esordendo con la presa d'atto che le sfide che si presentano davanti ai cittadini europei non si arrestano solo ai confini nazionali, ma assumono una portata globale, esprime pienamente quella considerazione in forza della quale si ritiene che, se i primi cinquant'anni l'Europa li ha dedicati soprattutto a se stessa, a costruirsi al suo interno, a consolidare il suo apparato istituzionale e ad allargare i propri confini riunendo le famiglie europee un tempo divise, i prossimi cinquant'anni dovranno esser dedicati soprattutto all'esterno.

L'Europa potrà continuare a crescere, a garantire il benessere dei propri cittadini, a salvaguardare in futuro quell'“ideale europeo di so-

cietà a beneficio di tutti i cittadini dell'Unione europea" che assume come proprio modello di sviluppo, solo se sarà capace di governare i flussi della globalizzazione, la crescente interconnessione delle economie a livello mondiale e la sempre maggiore concorrenza sulla scena dei mercati internazionali dei diversi sistemi economici e finanziari.

I tratti salienti di questa parte della Dichiarazione sono da individuarsi, da una parte, nell'affidare esplicitamente all'Unione europea il compito di concorrere – attraverso un ruolo più forte di quello attualmente svolto – alla *governance* della globalizzazione, tentando di modellarla "secondo i propri valori"; dall'altra, nell'affermazione netta che il modello di sviluppo economico europeo basato sulle sole quattro libertà va accompagnato, su un piano di parità e di necessaria coniugazione, alla responsabilità sociale.

Su questo punto la Dichiarazione avrebbe potuto, forse, approfondire di più e meglio specificare in che termini essa ritiene possibile garantire tale coesione anche a fronte del mutamento che comportano nei singoli sistemi economici il progredire della crescente interconnessione delle economie a livello mondiale e l'affacciarsi prepotente sulla scena di nuovi *competitors* quali – come ben noto – il blocco rappresentato dalla Cina e dall'India.

In quali termini l'Unione europea può quindi garantire una società a beneficio di tutti i cittadini mettendo insieme successo economico e responsabilità sociale? Ovvero: chi deve farsi carico della responsabilità sociale oltre che del successo economico?

La risposta che sembra offrire la Dichiarazione di Berlino a questo interrogativo è, invero, un poco in ombra, almeno a guardare il testo della Dichiarazione stessa. Sembrerebbe tuttavia possibile ritenere che due siano le chiavi che la Dichiarazione indica per assicurare crescita, occupazione e coesione sociale: da una parte il mercato unico; dall'altra l'Europa della conoscenza, già impostata nella cosiddetta Strategia di Lisbona.

Da questo punto di vista, la Dichiarazione di Berlino andrebbe quindi letta alla luce di un recente, ampio ed interessante documento

interinale elaborato dalla Commissione europea [Comunicazione della Commissione europea al Consiglio, al Parlamento europeo, al Comitato economico e sociale europeo e al Comitato delle Regioni su “A single market for citizen” in vista del Consiglio europeo di primavera, 21.2.2007 COM (2007) 60 final] nel quale, dopo una pubblica consultazione, l'Esecutivo europeo traccia le linee di sviluppo del mercato unico nel XXI Secolo.

In quel documento, in termini estremamente sintetici, si richiama il mercato unico come uno dei successi concreti più importanti dell'Unione europea grazie al quale i cittadini possono vivere e lavorare in un altro Paese membro, i consumatori beneficiano di un quadro giuridico che assicura elevati *standard* di qualità e sicurezza dei prodotti, a prezzi minori, le imprese possono sfruttare l'accesso ad un mercato di centinaia di milioni di consumatori e l'Europa stessa può, in definitiva, beneficiare di una «more open society and a more competitive economy in which new opportunities are created, social rights are respected and high standards of health, safety and the environment prevail».

Non solo, al pari della Dichiarazione di Berlino anche il documento della Commissione sottolinea come l'Euro e il mercato comune siano diventati per tutto il mondo veri e propri *simboli*

of the willingness of the EU's Member States to work together, in full respect of the rule of law and with mutual respect and trust. As a result, the EU has led by example, often setting global standards, demonstrating that competitive open markets can go hand in hand with high social, environmental and health standards.

Ed è al consolidamento, alla protezione e al rafforzamento dei principi che reggono il mercato unico europeo che nel XXI secolo – secondo la Commissione – si dovrà guardare per garantire “the benefit of European citizens, consumers and businesses, and to promote a more competitive and sustainable Europe”. Infatti,

this fully functioning single market, supported by a sound but flexible regulatory framework and a stable currency, is a means to many ends. It is key to improving the quality of life, fostering innovation, facilitating growth and jobs and generating benefits for European consumers. It is a means to respond to and shape the forces of globalisation.

In conclusione,

the single market is essential to opening opportunities that will allow Europeans to meet the challenges of the 21<sup>st</sup> century and fully reap the benefits of a more globalised world [...]. The single market is a means; it is not an end. It is a means to enable everyone in the EU—individuals, consumers and businesses – to make the most of the opportunities offered to them by a more open and integrated EU. It is a means to advance the interests of European citizens in an era of globalisation, by giving Europe more strength and influence on the world stage. It is a means to steer economic growth and to achieve a competitive and open Europe, a Europe of buoyant markets and healthy trading relations, which can deliver solidarity, full employment, universal access to services of general interest, high social and environmental standards, and high levels of investment in research and education to prepare for the future.

Questa lunga citazione dimostra come vi sia una certa consonanza fra la visione della Commissione europea sul ruolo che il mercato unico dovrà esercitare nell'Unione europea del XXI secolo e rispetto ai fenomeni di globalizzazione e di crescente interdipendenza delle economie che si avranno nei prossimi anni e il ruolo che (sia pure in modo più sfumato e meno esplicito, data anche la ovvia diversità dei due documenti) la Dichiarazione di Berlino attribuisce allo stesso mercato e ai principi che lo reggono.

I valori che sono alla base del mercato unico dovranno infatti diventare quelli secondo i quali l'Europa si impegna a modellare la concorrenza sui mercati internazionali e la galoppante interconnessione a livello mondiale delle economie, ma è allo stesso mercato unico, unitamente allo sviluppo dell'Europa della conoscenza, che si affida – tanto nel documento della Commissione quanto nella Dichiarazione di Berlino – il compito di difendere e promuovere l'“ideale europeo di società a beneficio di tutti i cittadini dell'Unione europea”.

In questi termini, al mercato unico, ai principi sui quali si basa, al modo col quale si sviluppa nell'ambito europeo si attribuirebbe – verrebbe da dire stando alle parole della Dichiarazione – un ruolo di importanza e di indubbia caratura costituzionale.

È attraverso le forze del mercato, infatti, piuttosto che attraverso il ruolo attivo dello Stato e dei poteri pubblici (i quali assumerebbero, in questo contesto, la veste di soggetti chiamati a garantire, attraverso la regolazione, il funzionamento corretto del mercato) che verrebbe sal-

vaguardato lo stesso “ideale europeo di società a beneficio di tutti i cittadini dell’Unione europea” e dunque il mantenimento della stessa unità e coesione sociale in Europa. È attraverso il mercato che si potrebbero dunque raggiungere quegli obiettivi di progresso sociale, di salvaguardia dell’ambiente e della qualità della vita, di promozione della società della conoscenza, di conquista del successo economico per “tutti” i cittadini dell’Unione europea.

2. – Il secondo paragrafo della seconda parte fissa come obiettivi la lotta al terrorismo e alla criminalità organizzata, all’immigrazione illegale, al razzismo e alla xenofobia che “non devono trovare mai più terreno fertile”. E valga in questo senso l’intervento del Presidente del Consiglio dei ministri, Romano Prodi, alle celebrazioni di Berlino in occasione del cinquantenario laddove egli, a titolo di buon esempio, per spiegare cosa sia l’Europa (specialmente ai più giovani) e per mettere in guardia sui pericoli di ricadute che sono purtroppo possibili, compara le “parole dell’Europa malata del passato”, indicando razzismo, xenofobia, nazionalismo, come fascismo e stalinismo, con quelle dell’Europa “guarita” di oggi, ricordando pace, libertà, democrazia, diritto, rispetto della dignità umana e solidarietà.

La Dichiarazione affida, dunque, all’Unione europea un compito rilevante nelle relazioni internazionali di cui l’Europa stessa può farsi credibile portatrice proprio in virtù dei successi ottenuti nei cinquant’anni del processo di unificazione e degli insegnamenti che essa ha tratto dalla sua storia precedente: quello di promuovere unitariamente nel mondo la difesa delle libertà e dei diritti civili, la democrazia e la stabilità, lo sradicamento del razzismo e della xenofobia, la ricerca di soluzioni pacifiche ai conflitti in modo tale che gli esseri umani “non divengano vittime di guerre, terrorismo o violenze”, anche attraverso un ruolo – che la Dichiarazione qualifica come *trainante* – nell’arretramento di quel substrato di fame e povertà del quale spesso il terrorismo, la violenza e la guerra si alimentano.

La Dichiarazione di Berlino, in questo senso, proietta davvero l’Europa anche fuori da se stessa invitandola a proporre e ad esportare il

proprio modello di pacificazione, di sviluppo, di tutela dei diritti fondamentali, di salvaguardia della democrazia e dello stato di diritto, per assumere così fino in fondo un ruolo di *global player*.

Si deve, tuttavia, constatare la mancanza, nella stessa Dichiarazione, di alcun riferimento geo-politico e geo-strategico preciso.

Nulla infatti viene detto sulle alleanze che l'Europa dovrebbe stipulare per raggiungere tali obiettivi. Non solo; a ben vedere non vi sono richiami alle relazioni con gli Stati Uniti d'America e con la NATO, ma neppure al ruolo che l'Europa potrebbe avere nei rapporti fra la stessa Alleanza Atlantica e la Russia o alla cooperazione fra la stessa Russia e l'Unione europea. La Dichiarazione neppure menziona l'Organizzazione delle Nazioni Unite e le altre organizzazioni internazionali che promuovono lo sviluppo dei Paesi più poveri, la tutela dei diritti civili e della parità di genere, la promozione della salute, lo sviluppo agricolo, e così via...

Tutto ciò può essere spiegato non solo tenendo conto delle possibili diverse visioni degli Stati membri rispetto allo scacchiere internazionale (basterebbe ricordare, da questo punto di vista, le divisioni fra i Paesi europei che si sono verificate rispetto all'intervento militare in Iraq), ma anche, dal punto di vista più tecnico-giuridico, dell'attuale livello di competenze dell'Unione europea nell'ambito della politica estera e di sicurezza comune.

Su questo punto, come su quello – già anticipato – dell'assetto istituzionale prossimo venturo dell'Unione europea, si deve constatare un atteggiamento fortemente prudente della Dichiarazione.

Nonostante che nel suo intervento in occasione delle celebrazioni ufficiali per il cinquantenario il Cancelliere Merkel abbia riconosciuto l'importanza vitale per l'Europa del rafforzamento della politica estera e di sicurezza comune, anche attraverso l'introduzione di appositi strumenti e procedure istituzionali, la Dichiarazione di Berlino preferisce sul punto soffermarsi più sugli obiettivi che l'azione internazionale dell'Europa dovrebbe porsi nell'immediato futuro che sui soggetti chiamati a perseguirli (gli Stati membri, o l'Unione europea) e sugli strumenti (la PESC, il Ministro degli Esteri europeo e così via) per raggiungerli.



3. – Infine, la seconda parte della Dichiarazione si conclude con l'enunciazione di due grandi linee di intervento strategico che riguardano allo stesso tempo il Continente e il resto del mondo sviluppato: la politica energetica, di cui è detto che dovrà esser portata avanti "assieme" da tutti gli Europei (e quindi, sembrerebbe di potersi dire, non in ordine sparso e dando prevalenza agli interessi nazionali), da una parte, e la protezione del clima, dall'altra.

La Dichiarazione sottolinea che lo stesso cambiamento climatico – che viene considerato come attuale – rappresenta una vera e propria minaccia globale. Anche sotto questo profilo la Dichiarazione non può esser certo giudicata poco ambiziosa e contribuisce a porre l'Europa al centro del dibattito sullo studio delle conseguenze dello sviluppo economico e della produzione industriale sul clima (e sui metodi per rallentare o contrastare i mutamenti climatici), in modo particolare ora che alcuni Paesi, con un livello di popolazione nettamente superiore a quello dell'Europa o degli Stati Uniti, stanno sottoponendo a pressione crescente sia gli equilibri dell'ecosistema sia lo sfruttamento delle risorse energetiche tradizionali e delle materie prime.

### III

*L'Unione europea dipenderà anche in futuro dalla sua apertura e, nel contempo, dalla volontà dei suoi membri di consolidare assieme lo sviluppo interno dell'Unione stessa. L'Unione europea continuerà a promuovere la democrazia, la stabilità e il benessere anche al di là dei suoi confini.*

*Con l'unificazione europea si è realizzato un sogno delle generazioni che ci hanno preceduto. La nostra storia ci ammonisce a difendere questo patrimonio per le generazioni future. Dobbiamo a tal fine continuare a rinnovare tempestivamente l'impostazione politica dell'Europa. È in questo spirito che oggi, a 50 anni dalla firma dei trattati di Roma, siamo uniti nell'obiettivo di dare all'Unione europea entro le elezioni del Parlamento europeo del 2009 una base comune rinnovata.*

*Perché l'Europa è il nostro futuro comune.*

Da ultimo, la terza parte della Dichiarazione è dedicata alla questione del rinnovamento istituzionale dell'Europa.

Si tratta, sotto molti punti di vista, di uno dei passaggi in cui il Documento berlinese si impegna di meno e che possono dunque esser considerati fra quelli che più lasciano scontenti.

1. – Innanzitutto, se nel prologo si faceva riferimento al duplice, grande percorso che ha caratterizzato l'esperienza cinquantennale del processo di costruzione dell'Europa unita – e cioè: il rafforzamento delle sue strutture istituzionali, l'espansione dei suoi obiettivi, l'aumento delle sue competenze, la riduzione del suo deficit democratico, da una parte, e l'allargamento, dall'altra, con la conseguente ricomposizione della innaturale frattura fra Europa occidentale e centro-orientale – in questo terzo blocco il nodo cruciale fra “rafforzamento dell'unità Europea” ed “estensione dei confini dell'Europa”, fra *Erweiterung* e *Vertiefung* (approfondimento e allargamento), viene lasciato alquanto in ombra.

Si dice, in effetti, che l'Unione europea dipenderà anche in futuro dalla “sua apertura e nel contempo dalla volontà dei suoi membri di consolidare assieme lo sviluppo interno dell'Unione stessa”. La sensazione che traspare, soprattutto qualora si ponga attenzione al successivo paragrafo dove l'accento maggiore è posto sulla “impostazione politica dell'Europa” e sull'obiettivo di dare all'Unione europea una “base comune rinnovata” entro i prossimi due anni, è quella che – almeno per il momento – la spinta all'Allargamento possa considerarsi esaurita o comunque che debba essere predominante la ricerca del consolidamento del sistema istituzionale e delle basi comuni dell'attuale Europa a 27.

2. – E tuttavia neppure sul rinnovamento istituzionale e sulla riforma dell'impostazione *politica* dell'Europa, che pure viene assunta (a quanto pare) come obiettivo primario del cammino che si dovrà compiere per le elezioni del Parlamento europeo del 2009, la Dichiarazione si sbilancia più di tanto.

Contiene – è vero – il riferimento ad una *base comune* che potrebbe essere inteso come substrato alla Costituzione europea o ad un

nuovo *Basic Treaty*, riformulato diversamente rispetto al Trattato costituzionale varato dalla CIG-2003, ma (quasi accuratamente, verrebbe da dire) ogni riferimento esplicito ad un Documento fondativo di natura costituzionale viene evitato. Né, tanto meno, lo stesso Trattato costituzionale è assunto come base sulla quale edificare un nuovo Patto comune.

Nulla viene altrimenti detto sui meccanismi dell'organizzazione istituzionale e sulle procedure decisionali che dovrebbero essere riformati, neppure come indicazione per una futura riscrittura (o per un rimaneggiamento di alcune sue parti) del Trattato costituzionale sia in termini di valorizzazione dell'*acquis* e del metodo comunitario sia in termini di estensione del voto a maggioranza sia in termini di ristrutturazione del sistema dei *pilastri* sul quale attualmente, come ben noto, si fonda l'architettura dell'Unione europea.

D'altra parte, neppure può esser trascurato che, a fronte dello *shock* subito con la bocciatura del Trattato costituzionale da parte della Francia e dell'Olanda e con il periodo di stallo e la pausa di riflessione che ne sono seguiti, ci si è comunque impegnati a dare all'Europa delle nuove regole fondamentali entro il termine 'breve' del 2009.

Resta pur sempre il fatto che alla giusta enfasi posta sui valori e sugli ideali comuni nel prologo e nella prima e nella seconda parte, non corrisponde nella Dichiarazione altrettanta attenzione ai moduli organizzativi comuni. Da questo punto di vista, considerato che per il momento il problema dell'Allargamento è stato accantonato per concentrarsi su quello del rafforzamento, un poco più di slancio in questo senso sarebbe stato senz'altro auspicabile.

La Dichiarazione si conclude affermando che l'Europa è il "futuro comune" dei cittadini europei e che con l'unificazione europea si è realizzato un *sogno* delle generazioni passate. Un sogno che, come la stessa Dichiarazione ricorda con enfasi, costituisce un *patrimonio straordinario* che deve essere difeso e consegnato alle generazioni future.

L'Europa sembra oggi in difficoltà (anche se la Dichiarazione preferisce non sottolinearlo troppo, se non affatto...) eppure non va di-

menticato che l'Europa è stata, fin dalle sue origini, il prodotto di una scelta volontaria. Il sogno diventato realtà è stato frutto di una scelta dettata dalla lungimiranza, dall'urgenza, dalla consapevolezza di un'unità ideale dell'Europa, dal senso di una dimensione storica dell'agire che animavano profondamente una parte della classe dirigente dei Paesi fondatori negli Anni Cinquanta. Essa resta, anche oggi, il frutto di un patto liberamente stipulato che si rinnova nel tempo.

Per quanto possa sembrare enfatico (e, per certi versi, è indubbio che lo sia), non si può non riflettere sul fatto che non è stato un Sovrano o un Principe, non è stato un Leviatano a dar vita all'unità politica europea e a darvi forma, ma una libera e volontaria decisione degli Stati e dei popoli europei che si rinnova nel tempo e si svolge come processo continuo.

È per questo che i "cittadini dell'Unione europea" e gli Stati membri possono orgogliosamente dire oggi (come fanno nella Dichiarazione di Berlino) che l'Europa è il loro futuro comune; un futuro che si sono scelti e che si sono dati, che hanno saputo costruire pazientemente, pur fra mille difficoltà, fra slanci in avanti e momenti di crisi o di scorporamento.

Guardare ai cinquant'anni dalla firma dei Trattati di Roma non può quindi essere (e non deve essere, proprio nell'attuale condizione in cui si trova l'Europa) solo un momento di celebrazione e di ricordo per un qualche cosa che è stato e che si chiude, ma deve rivelarsi un momento di elaborazione, di rilancio e di speranza per un qualche cosa che sarà e che si rigenera.

In questo senso, davvero, nella Dichiarazione di Berlino, passato e futuro si toccano.

FEDERICO GUSTAVO PIZZETTI

**DER EUROPÄISCHE FORSCHUNGSRAUM**

***LO SPAZIO EUROPEO DELLA RICERCA***



# UNIVERSITÄRE BILDUNG VOR DEM HINTERGRUND DER NEUEREN EUROPÄISCHEN UNIVERSITÄTSENTWICKLUNG \*

## *Vorbemerkung*

Die deutsche Universität hatte einmal eine höchst anspruchsvolle Idee, die Humboldtsche, und sie hatte eine Theorie, die idealistische. Kern der Humboldtschen Idee der Universität war die Vorstellung, daß Forschung und Lehre, die Lehrenden und die Lernenden um der Wissenschaft willen, um ihres Wirklichwerdens willen, da sind; Kern der idealistischen Theorie der Universität war die systematische und organisatorische Realisierung dieser Idee, in der sich ein traditioneller Bildungsauftrag der Universität nunmehr mit der Idee des autonomen Subjekts verbinden sollte. In dieser Form wurde die deutsche Universität – neben dem älteren englischen Collegesystem – zum Inbegriff einer modernen Universität und zum Vorbild insbesondere der amerikanischen Universitätsentwicklung (in ihren besten Teilen).

Um Idee und Theorie der Universität ist es heute still geworden. Und wenn doch von beiden die Rede ist, dann in der medialen Selbstblockade der Parolen 'Humboldt ist tot!' und 'Humboldt lebt!' und einem sich dabei erweisenden erschreckenden Maß an Theorielosigkeit. Die wird eigentlich nur noch durch den Bologna-Prozeß überboten, der sich als schlechte europäische Kopie andernorts geübter Traditionen an schulischen und Gleichheitsstrukturen orientiert, Forschung klein und Lehre groß schreibt und Mobilität statt Bildung predigt. Das einzige, was heute, jedenfalls in der deutschen Situation, klar ist, ist, daß es der Universität schlecht geht, daß die Zahl der Köche, die mit befremdlicher Wollust den Brei Universität rühren, immer größer wird, daß mit Bologna die Bürokraten wieder das Wort haben, daß sich Zwergeneinrichtungen, vor allem betriebswirtschaftliche, neuerdings als Universitäten bezeichnen, daß wir über die Universität reden, als

---

\* Schriftliche Fassung des Vortrags, der im Rahmen des Guardini Kollegs „Analyse universitärer Ansätze des Einbezugs allgemeinbildender Elemente in fachbezogene Curricula. Aufbau eines Netzwerks kooperierender europäischer Universitäten“ gehalten wurde (Berlin, 9.-11. März 2007).

sei diese ein x-beliebiger Sanierungsfall, ein Fall für Unternehmensberater und Unternehmenssanierer.

Offenbar weiß heute kaum einer mehr, was eine Universität ist, welcher Idee sie folgt, und wie sich diese theoretischen Ausdruck zu verschaffen vermag. Das gilt vor allem für die Hochschul- und Wissenschaftspolitik, die Idee und Theorie der Universität längst aus dem Auge verloren und deren Organisation dem Zeitgeist, einem vornehmlich ökonomisch und administrativ gesonnenen Zeitgeist, überlassen hat. Noch einmal: Idee und Theorie der Universität – das war die sich aus der mittelalterlichen Universität entwickelnde Vorstellung einer Gelehrtenrepublik, die, so die Humboldtsche konkrete Vision, in ihren Mitgliedern in 'Einsamkeit und Freiheit' der Entwicklung von Forschung und Wissenschaft diene – heute eigentlich nur noch von Geisteswissenschaftlern auf der Flucht aus der Universität reklamiert – und eben darin der Gesellschaft gab, was diese von der Universität erwartete: Wissen, Einsicht, Orientierung und eine Ausbildung, die diesen Vorstellungen entsprach.

Vergangenheit und Zukunft reichten sich in dieser Idee der Universität – zum Nutzen von Wissenschaft und Gesellschaft – die Hand; heute scheint nur noch die Gegenwart zu regieren, eine auf Anpassung und Verschulung bedachte, sich selbst unsicher gewordene, kurzatmige, den Einflüsterungen eines wankelmütigen, Märkte, nicht Wahrheiten oder Einsichten liebenden Zeitgeistes hörige Gegenwart. Dabei geht es doch eigentlich stets um die Zukunft der Universität – weil auch die Zukunft der modernen Gesellschaft, einer wissenschafts- und technikorientierten Gesellschaft, von eben dieser universitären Zukunft, von dem, was die Universität heute und in Zukunft kann, und wie sie heute und in Zukunft ausbildet, abhängt. Das setzt nicht nur politische und gesellschaftliche Stabilität, sondern auch ein *Denken in Entwicklungen* voraus, in die sich beratend, fördernd, korrigierend eingreifen läßt, ein Denken, das inneruniversitär angesichts einer oft erfahrenen institutionellen Unbeweglichkeit der Universität keineswegs selbstverständlich ist, ferner, mit dem Stichwort politische und gesellschaftliche Stabilität verbunden, den Umstand, daß es eine Zukunft



der Universität überhaupt gibt. Eben das ist keineswegs selbstverständlich. So bläst z.B. der Wind, der heute die Universität als Lehranstalt vor sich herreibt, der Universität als Forschungsanstalt ins Gesicht. Es ist angezeigt, sich dessen zu erinnern, was die Universität, auch eine Universität, die sich ändern muß, ist, und was sie zu leisten hat. Ich will das hier in aller Kürze tun. Die Stichworte lauten: Idee und Zweck der Universität, Ökonomismus und die Freiheit von Forschung und Lehre, Wettbewerb und Kooperation und (doch noch einmal, wenn auch nur in eine Frage gefaßt) Bildung durch Wissenschaft.

### *1. Idee und Zweck der Universität*

Die Universität verändert sich – weil sich ihre (gesellschaftliche und institutionelle) Umwelt verändert und weil sich die Wissenschaft, der sie in ihren internen Strukturen folgt (jedenfalls rechtverstanden folgen sollte), verändert. In Deutschland wird diese Entwicklung, sofern sie nicht selbst wissenschaftsgetrieben ist, im wesentlichen durch finanzielle und politische Zwänge, zu denen auch die erwähnten europäischen Entwicklungen gehören, beeinflußt, die als externe Faktoren zu einer inneren Reorganisation zwingen. Wo sich in dieser Situation die wissenschaftliche (akademische) Vernunft durchsetzt, indem sie externen Zwängen mit institutioneller Phantasie begegnet, geht es gut, wo sie untätig bleibt und nur noch politische und ökonomische Zwänge regieren, droht die Universität ihr Wesen zu verlieren. Dieses Wesen besteht in einer autonomen Organisation von Forschung und Lehre, verbunden mit einem und durch einen Bildungsbegriff, der die moderne Welt, die selbst ein wissenschaftliches Wesen besitzt, spiegelt und ihr zugleich ein kritisches Selbstbewußtsein verschafft.

Auch mit diesem Bildungsbegriff steht es heute nicht zum besten. Die Begriffe der Bildung und der Wissenschaft entwickeln sich auseinander, nicht nur in der politischen Diskussion, sondern auch im Selbstverständnis der Wissenschaft. In dem Maße, in dem Wissenschaft – und mit ihr die Universität – nicht mehr auch als *Lebensform* begriffen wird (als 'theoretisches' Leben im praktischen), erscheint Bildung zunehmend nur noch als betuliche Reminiszenz an ältere Wissenschafts- und Universitätsfor-

men. In einer Welt, die ihre Bildungs- und Ausbildungsgewohnheiten vornehmlich an Märkten orientiert (davon wird noch die Rede sein) und in der sich der Wissenschaftler selbst nur noch als Spezialist versteht, hat auch die Vorstellung, daß Bildung sich an den Idealen einer durch Wissenschaft aufgeklärten Gesellschaft orientiert, keine Chance mehr. Oder vielleicht doch? Immer vernehmbarer wird die Stimme derjenigen, die ein Selbstverständnis der Wissenschaft und ein Konzept der Universität anmahnen, in denen die Begriffe der Orientierung und der Bildung (Bildung durch Wissenschaft) wieder einen Ort haben oder, philosophisch formuliert, theoretische und praktische Vernunft wieder zusammengeführt werden. Auf deren innerer Einheit ruht schließlich die Idee einer rationalen Gesellschaft und einer rationalen Welt, und auf dieser Einheit ruht auch die Leistungsfähigkeit der Universität.

Das Leistungsspektrum einer Universität bemißt sich – eigentlich Selbstverständlichkeiten – nach der Qualität der universitären Forschung, der Qualität der universitären Lehre und der Qualität der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, in Zukunft zunehmend – unter dem Gesichtspunkt notwendigen ständigen Lernens und Umlernens – auch der wissenschaftlichen Weiterbildung. Diejenige Universität war bisher eine gute, d.h. leistungsstarke und zukunftsfähige Universität, die diesen drei bzw. vier Aufgaben in gleicher Weise und auf hohem Niveau entsprach. Das ist auch heute noch so. Dabei hat die Universität für ein derartiges Leistungsspektrum selbst zu sorgen. Wo sie dies tut, erweist sie sich als gute Universität; wo sie dies nicht tut, droht Mittelmäßigkeit in allen universitären Dingen. Mit Geld hat dies übrigens direkt noch nichts zu tun, weshalb z.B. die ursprünglich diskutierte, von der Politik ins Spiel gebrachte Vorstellung von Eliteuniversitäten à la Harvard und Stanford, die sich einfach mit ein bißchen mehr Geld erzeugen lassen, eine naive Vorstellung war, eine Vorstellung, die die Universität nicht kennt. Diese Vorstellung wurde zwar mit der Konzeption der so genannten Exzellenzinitiative und deren laufender Realisierung korrigiert, bestimmt aber unerschütterlich noch immer das politische Bewußtsein, das Hochschulpolitik primär als Regionalpolitik betreibt (so auch der entsprechende Aufschrei mancher

in der ersten Runde der Exzellenzinitiative schlecht weggekommener Länder), Lehre mit Schule und Forschung mit Entwicklung gleichsetzt. Denn was tun wir wirklich, statt die Universität im 21. Jahrhundert noch einmal neu zu erfinden?

Wir streiten um Länder- und Bundeszuständigkeiten in Bildungsdingen und preisen den Föderalismus, als löse dieser die Probleme einer Wissensgesellschaft und werde der Forschungswettbewerb in der Provinz gewonnen (auch davon wird noch die Rede sein). Wir berauschen uns semantisch an der Idee einer Eliteuniversität und verlieren dabei die beklagenswerte Wirklichkeit unserer Universitäten, ihre allgemeine finanzielle Misere, völlig aus dem Blick. Wir schreiten munter von einer Soziologisierung aller Bildungsverhältnisse über deren Didaktisierung zur Ökonomisierung, mit sich überschlagenden Evaluierungs- und Akkreditierungseinfällen. Manchmal, so scheint mir, mutet es schon wie ein Wunder an, wie leistungsfähig bei alledem unsere Universitäten noch immer sind. Denn vergessen wir nicht: Ihre Absolventen müssen sich vor keiner beruflichen Herausforderung verstecken, ihr wissenschaftlicher Nachwuchs ist in aller Welt begehrt, der wissenschaftliche Fortschritt, von den Universitäten gespeist, ist in vielen zentralen Bereichen noch immer *made in Germany*. Nur die Wissenschaftsfunktionäre, innen wie außen, wollen davon offenbar nichts wissen. Für sie reimt sich alles nur noch, von Bologna inspiriert, auf das Einmaleins der Verschulung.

Verwandelt sich der wissenschaftliche Geist unter der Hand in ein Bürokratenhirn? Dann wäre in der Tat alles verloren. Dann zählten nicht überragende Leistungen, sondern ordnungsgemäße Buchhaltung und Abwicklung, nicht Labor, sondern Schule, nicht das Abenteuer Wissenschaft, sondern deren Domestizierung. Aus dem wissenschaftlichen Verstand würde ein verwaltender Verstand, aus einer Welt der Wissenschaft eine Registratur. Wir sind auf dem besten Wege dorthin. Schließlich ist die deutsche Antwort auf Schwierigkeiten und unübersichtliche Verhältnisse schon immer die verwaltete Welt gewesen. Die aufmüpfige 68er-Bewegung endete mit dem Triumph des verwaltenden Verstandes; heute, nach PISA und der quälenden Erkenntnis,

daß auch unsere Hochschulen nicht mehr das sind, was sie einmal waren, sieht es ähnlich aus. Statt einfallsreiche Enkel Humboldts zu sein, haben wir die Definitionshoheit, die in Sachen universitäre Entwicklung die deutsche Universität, eben die Humboldtsche, einmal besaß, an andere abgetreten. Schlechte Karten für eine wirkliche Hochschul-erneuerung oder auch nur die Bewahrung des bewährten und zukunfts-fähigen Alten.

## 2. *Ökonomismus und die Freiheit von Forschung und Lehre*

Wenn sich die Universität von anderen institutionalisierten Formen des Lernens unterscheidet, dann darin, daß sie – noch immer einem guten Humboldtschen Grundsatz folgend – *Lehre aus Forschung* entwickelt, d.h. darauf achtet, daß die Lehre der Forschung nahebleibt. Und hier, so denke ich, liegt auch heute noch, ungeachtet oder trotz aller finanziellen und quantitativen Probleme, die Zukunft der Universität. Doch dem stehen heute erhebliche Hindernisse, nicht nur quantitativer, sondern auch allgemeiner Art, entgegen. Zu diesen gehört neben dem schon Gesagten, daß das Wissen, so das Credo der modernen Gesellschaft, die sich heute mit Vorliebe als Wissensgesellschaft bezeichnet, ein Gut ist, das sich den üblichen Marktformen anzupassen hat. In der Selbstausslegung der Wissensgesellschaft als Dienstleistungsgesellschaft, in der alle Produktionsvorgänge wieder in reine Tauschvorgänge überzugehen scheinen, ist jeder jedem in irgendeiner Weise zu Diensten, auch der Wissenschaftler, der sein Handwerk nicht mehr in der Produktion von Wissen, in der intelligenten Arbeit am Wissen, sondern als dessen Manager und Verkäufer versteht. Wissen *online* ist alles; die Vorstellung, daß Wissen zunächst einmal etwas ist, das entdeckt, hergestellt, bearbeitet und erworben werden muß, das unter anderen Bedingungen als denjenigen eines durchgehenden Ökonomismus steht, geht verloren. Wissen, so scheint es, kommt aus dem Computer wie der Strom aus der Steckdose. Die Frage, wie das Wissen in den Computer – oder, in unserem Zusammenhang, in die Universität – kommt, scheint ebenso uninteressant zu werden wie für viele die Frage, wie der Strom in die Steckdose kommt.

Hinzu tritt, ebenfalls aus der Welt des Marktes, die Rhetorik von Beschleunigung, die alle Prozesse, auch die des Lernens, erfasse, Wechsel, der das einzig Beständige sei, Innovation, zu der es keine Alternative gebe, auch nicht das Bewährte, Flexibilität, die chamäleonartige Sucht, niemals der gleiche zu sein. Dem, so meint man, hat auch das universitäre Lehren und Lernen zu entsprechen. Die Universität, auch noch durch die Dauerdiskussion um Modularisierung, Zertifizierung, Evaluierung, Akkreditierung, Bachelor und Master in ihrer ehemals Humboldtschen Studienstruktur zermürbt, läßt sich auf das Marktparadigma und die es begleitende Rhetorik ein und sucht, noch einmal, in der Verschulung nach einem neuen Heil.

Nun sind verschulte Studiengänge möglicherweise gut für den Arbeitsmarkt – obgleich auch das angesichts der erwähnten Rhetorik ein wenig seltsam erscheinen mag –, mit Sicherheit aber schlecht für die Forschung. Die entsteht gerade nicht in einer selbstgewählten schulischen Enge, in der sich alles auf die Wiedergabe des schon Gewußten reimt, sondern nur aus sich selbst. Was aber ist, wenn die Universität in ihrem lehrenden Tun dafür keinen Raum mehr bietet, Forschung von den jungen Köpfen fernhält und diese nur noch mit dem vermeintlich Notwendigen, einem Wissen, das sich an seiner Warenform orientiert, stopft? Die Universität wird ihr Wesen verlieren, das darin besteht, ein Ort der Wissenschaft und der Forschung zu sein, einer lebendigen, nicht nur in Lehrbuchform gegebenen, und einer freien, nicht in bloßen Verwertungskategorien denkenden Forschung. Den Studierenden wiederum muß ein Engagement in nicht vorgesehenen Studienformen, solchen nämlich, die forschungsnah und fachlich nicht eindeutig sind, d.h., die nicht zum fachlichen Lehrbuchwissen gehören, wie ein im Studiensystem ungewolltes und das Gewollte nur verzögerndes Aus-der-Bahn-Treten erscheinen. Denn, was nichts bringt, so der sich allerorts ausbreitende ökonomische Verstand, taugt auch nichts, selbst wenn es um ein forschendes Lernen, und in diesem Sinne um universitäre Bildung, geht.

Ist das, so muß man beunruhigt fragen, das neue Ausbildungsziel? Reduziert sich universitäre Bildung neuerdings auf Ausbildung im Paradigma Schule? Bisher *bildete* die europäische Universität, indem sie

auf ihre Weise, nämlich forschungsnah und in diesem Sinne wissenschaftsnah *auszubildete*, nun droht ihr ausgerechnet diese Weise verlorenzugehen. Und niemand weiß so recht, warum. Oder vergißt man tatsächlich, was eine Universität ist, und welcher Idee sie folgt? Und vergißt der Markt, bei aller Innovationsrhetorik, daß in einer wissenschaftlichen Welt Innovation stets aus der Forschung kommt, auch und gerade aus einer nicht von vornherein auf Verwertungszusammenhänge ausgerichteten Forschung? Wenn das der Fall ist, wäre das schlecht für die Universität: sie verlöre ihr wissenschaftliches Wesen, schlecht für die Forschung: sie verlöre ihren Nachwuchs, schlecht für die Lernenden: sie verlören, was eine universitäre Ausbildung eigentlich leisten soll, schlecht für die Gesellschaft: sie verlöre einen wesentlichen Weg in die Zukunft, zumindest würde es eng mit diesem. Also kommt alles darauf an, der Universität ihr Forschungsherz zu erhalten oder, wo es ihr bereits genommen wurde, es ihr zurückzugeben. Und das bedeutet gleichzeitig, in einer institutionellen Perspektive, die Universität als den eigentlichen Kern eines Wissenschaftssystems und einer Wissensgesellschaft, einer schon wirklichen oder erst zu realisierenden, zu bestimmen. Bleiben wir noch einen Augenblick bei dem Stichwort Forschung und worum es dabei in der Universität, auch wieder unter europäischen Bedingungen, geht.

### 3. *Wettbewerb und Kooperation*

Heute sind universale Verhältnisse, die in Form von disziplinärer Vollständigkeit einmal die Entwicklung der europäischen Universität bestimmten, selbst für große Universitäten nicht mehr möglich. Als Ausgleich bietet sich in einem gegebenen Universitäts- und Wissenschaftssystem Kooperation, intra- wie interuniversitär, an. Tatsächlich dürfte für die Zukunft der Universität neben einer erforderlichen Wettbewerbsstruktur, von der heute alle Welt, insbesondere die wissenschaftspolitische Welt, redet, auch eine entwickelte Kooperationsstruktur von entscheidender Bedeutung sein.

Wettbewerb und Kooperation sind auch in der Wissenschaft etwas Normales. Ohne Wettbewerb fände in der Wissenschaft kein Fortschritt

statt und ohne Kooperation auch nicht. Allerdings ist das Verhältnis beider schwierig, sind Wettbewerb und Kooperation zugleich schwer zu realisieren. Wer im Wettbewerb mit anderen steht, kooperiert nicht mit diesen, und wer mit anderen kooperiert, tritt nicht in einen Wettbewerb mit diesen. Andererseits zwingen die Verhältnisse häufig zur Einschränkung eines wünschenswerten Wettbewerbs durch Kooperation. Das gilt nicht nur bei eingeschränkten Fächer- und Disziplinenstrukturen, sondern schon dann, wenn Ressourcenknappheit und eine nicht ausreichende Infrastruktur eine Kooperation mit dem Wettbewerber nahelegen, wenn das Prinzip der Arbeitsteilung, das in wachsendem Umfang auch in der Wissenschaft gilt, den wissenschaftlichen Wettbewerber zum gesuchten Partner macht oder Geräte, die sich aus Kostengründen nicht mehrfach beschaffen lassen, zur Zusammenarbeit zwingen. Außerdem ist Kooperation auch in der Wissenschaft ein Mittel, um den Wettbewerb mit Dritten besser zu bestehen.

Die Wissenschaft löst das offenkundige Dilemma eines Widerstreits beider Prinzipien, des Prinzips Wettbewerb und des Prinzips Kooperation, einerseits theoretisch, indem sie diesen Widerstreit als ein dialektisches Verhältnis auffaßt – die Aufhebung der Dialektik zwischen Wettbewerb und Kooperation würde das System Wissenschaft nachhaltig schwächen –, andererseits praktisch, indem sie sich situationsbezogen jeweils kooperativ oder konkurrierend verhält. Dabei erfaßt ein wünschenswerter und für das System Wissenschaft notwendiger Wettbewerb alle Teile dieses Systems, nicht nur die des universitären, sondern auch die des außeruniversitären. Es ist ein Wettbewerb um exzellente wissenschaftliche Köpfe, um die besten Studierenden und um zusätzliche Mittel für die Forschung.

In einen derartigen Wettbewerb treten Wissenschaftler, Institute oder vergleichbare Organisationseinheiten und Universitäten insgesamt ein. *Wissenschaftler*, weil das Ansehen einer wissenschaftlichen Einrichtung vor allem vom Ansehen und der Leistungsfähigkeit ihrer Wissenschaftler abhängt, *Institute* oder andere Organisationseinheiten, weil in einer universitären Struktur nicht nur einzelne Wissenschaftler, sondern auch wissenschaftliche Einrichtungen insgesamt im Wettbe-

werb stehen, und zwar sowohl im nationalen als auch im internationalen Rahmen, *Universitäten* insgesamt, weil die Leistungsfähigkeit der Wissenschaftler und der wissenschaftlichen Einrichtungen das wissenschaftliche Profil einer Universität ausmacht und ihren Rang unter Leistungskriterien bestimmt. Eine Universität, die sich entsprechenden Vergleichen nicht stellt bzw. den Wettbewerb mit anderen Universitäten und Wissenschaftseinrichtungen meidet, wird in einem zunehmend leistungsorientierten System und einer zunehmend leistungsorientierten Ressourcenzuweisung sehr bald zu einer mittelmäßigen Einrichtung werden. Bei vielen unserer Universitäten ist das heute schon der Fall, auch wenn die wissenschaftspolitische Rhetorik das immer wieder zu verdecken sucht. Zumindest für deutsche Verhältnisse gilt: Mit dem Elitelied auf den Lippen marschieren wir immer weiter ins Graue. Gebetsmühlenartig wird Qualität beschworen, aber gleichzeitig das Durchschnittliche gefördert, dient eine immer gewaltigere Akkreditierungs- und Evaluierungsmaschine nicht Zwecken der Leistungssteigerung, sondern der Legitimationsbeschaffung. Also höchste Zeit, diese Dinge zu ändern.

Vielleicht ist die schon erwähnte Exzellenzinitiative ein erster Schritt in diese Richtung. Sie fördert die Leistungsfähigen und die Spitzenforschung, wo diese sich selbst schon unter Beweis gestellt hat; und sie fördert die wissenschaftliche Kooperation bzw. übt einen heilsamen Druck auf deren Realisierung aus. Allerdings muß unter den gegebenen Umständen auch befürchtet werden, daß sie über die anhaltende Finanzmisere der Universitäten nur hinwegtäuscht. Die wird nämlich durch die Exzellenzinitiative und ihren Geldsegen keineswegs behoben; sie existiert vielmehr, auch als Gefahr für die gewollte und unterstützte Spitzenforschung, weiter. Diese droht nämlich auf tönernen Füßen zu geraten, wenn die allgemeine Forschungsqualität, auf die auch sie angewiesen ist, wegbricht. Schließlich muß viel wissenschaftliche Qualität gegeben sein, damit wissenschaftliche Exzellenz möglich wird. Oder anders gesagt: Exzellenz wächst nicht auf Ödflächen, und zu diesen drohen unsere Universitäten unter Bedingungen einer andauernden Unterfinanzierung zu werden.



#### 4. Bildung durch Wissenschaft?

Wissenschaft – und mit ihr die Universität – ist immer alles zugleich: eine besondere Form der Wissensbildung, eben der wissenschaftlichen Wissensbildung, eine gesellschaftliche Veranstaltung und eine Idee. Ausdruck ihrer besonderen Form der Wissensbildung sind Theorien, Methoden und besondere Rationalitätsstandards, denen Theorien und Methoden folgen. Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Form, in der sich die wissenschaftliche Wissensbildung auf den uns allen gewohnten Wegen verwirklicht, sind die wissenschaftlichen Institutionen, unter ihnen, zugleich als wichtigste Institution, weil sie Forschung mit Lehre verbindet, die Universität. Ausdruck ihrer Idee sind wiederum die besonderen Formen, in denen sich Wissenschaft, z.B. in der Universität, wahrheitsorientiert und bildend realisiert. Diese stellt zugleich eine *Lebensform* dar.

Die so beschriebene dritte, über alles Methodische bzw. Theoretische und Institutionelle hinausgehende Bedeutung von Wissenschaft war ursprünglich sogar die wesentliche Bedeutung. Die griechische Philosophie, der wir die Theorieform des Wissens verdanken, sprach ausdrücklich vom *bios theoretikos*, vom theoretischen Leben, und nicht von Theorie in dem uns vertrauten, eher technischen Sinne. *Theoria* ist nach Aristoteles eine allgemeine, das Leben lenkende Orientierung, Theorie in diesem Sinne – nicht im Sinne unseres Lehrbuchbegriffs – eine höchste Form der Praxis<sup>1</sup>. Das Wissenschafts- oder Erkenntnis-subjekt und das 'bürgerliche' Subjekt sind hier noch eins; mit *Theoria* als Lebensform wird auch Wahrheit zur Lebensform, d.h., sie gehört den hier getroffenen Unterscheidungen nach nicht zur methodischen und institutionellen, sondern zur moralischen Form bzw. zur Idee der Wissenschaft. In diesem Sinne ist sowohl die Arbeit des Menschen an seinem Vernunftwesen als auch die Wahrheit moralisch (moralisch hier nicht im engeren, auf bestimmte moralische Werte bezogenen, sondern im weiteren, auf praktische Orientierungen allgemein bezogenen Sinne).

---

1. Eth. Nic. K7.1177a12ff.

Gegen eine derartige Bedeutung von Wissenschaft stehen heute die zuvor erwähnten Entwicklungen von Theorieverlust und Ökonomisierung, aber eben auch Unklarheiten über den institutionellen und den moralischen Charakter von Wissenschaft. Vor allem ist uns über falschen Alternativen wie Wissenschaft als Selbstzweck – hierhin gehört die gängige Elfenbeinturmmetapher – oder Wissenschaft als reiner Produktionsfaktor (übrigens ursprünglich – was scheinbar niemand mehr wahrnimmt – eine genuin marxistische Vorstellung) die Vorstellung, daß Wissenschaft eine moralisch, dann auch ethisch relevante Instanz sein könnte, oder gar die Vorstellung, daß sie selbst ihrer Idee nach eine Lebensform ist, eigentümlich fremd geworden. Entsprechend vermitteln auch die hohen Schulen heute keine Lebensformen mehr, mit denen sich Lehrende und Lernende noch identifizieren könnten. Der Verlust der Idee der Universität ist eben auch ein selbstverschuldeter Verlust.

Ausdruck einer derartigen defizitären Entwicklung ist vor allem die weitgehende Entkoppelung von Wissenschaft und Bildung. Die Vermittlung einer wissenschaftlichen Arbeitsform und – wenn es sie denn doch noch geben sollte – einer wissenschaftlichen Lebensform mit den nicht-wissenschaftlichen Arbeits- und Lebensformen der Gesellschaft gehört heute nicht mehr zu den von der Universität im Sinne einer institutionellen Einheit von Forschung, Lehre und Bildung wahrgenommenen Aufgaben. Ausbildung im üblichen, Sachverstand auf nur noch eng begrenzten Feldern vermittelnden Sinne ist an ihre Stelle getreten, desgleichen Spezialisierung um jeden Preis. In einer Welt, die ihre Bildungs- und Ausbildungsgewohnheiten vornehmlich an Märkten orientiert und in der sich der Wissenschaftler selbst nur noch als Spezialist versteht, hat die Vorstellung, daß Bildung sich an den Idealen einer durch Wissenschaft aufgeklärten Gesellschaft orientiert, keine Chance mehr. Auch diese Situation ist allerdings nicht völlig neu. Ein Chronist berichtet im Zusammenhang mit den Josephinischen Universitätsreformen Anfang der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts in Österreich: „Wie die Kirchenlehre den Satz zum Angelpunkt hat, daß der Mensch von Natur nichts Gutes tut, so beruhte die österreichische Staatspädagogik auf der Anschauung, daß er von Natur nichts lernen wolle, wenigstens nicht das Rechte. Der alte Aristoteles

war anderer Ansicht“<sup>2</sup>. Ist dieser Pessimismus, unter dem sich ein Bildungsauftrag in einen reinen Ausbildungsauftrag verwandelt, auch heute wieder angezeigt (Stichwort unter anderem: Bologna-Prozeß), oder sollte man beizeiten wieder auf Aristoteles hören?

Bildung wird sich heute nicht mehr auf die aufklärerische Vorstellung berufen können, daß allein das wissenschaftliche Bewußtsein wahrhaft gebildet ist; sie wäre aber auch als betuliche Alternative zur fortschreitenden Verwissenschaftlichung der Welt gründlich mißverstanden. Bildung hat vielmehr stets etwas mit dem Wesen einer rationalen Kultur, anspruchsvoll formuliert: mit *Identitätsfindung* in einer rationalen Kultur zu tun. Sie ist ein Medium, in dem es dem Einzelnen, der Subjektivität, gelingen soll, in seiner *besonderen* Lebensform das *Allgemeine* (im Sinne einer überwundenen reinen Subjektivität) zu verwirklichen. Bildung ist ferner ein Medium, in dem in einer rationalen Kultur der Einzelne und die Gesellschaft eine vernünftige Identität (im Sinne stabiler Orientierungen) auszubilden vermögen.

Das klingt wieder reichlich idealistisch und ist auch so gemeint. Ich denke aber, daß wir in diesem Punkte vom Deutschen Idealismus noch immer einiges lernen können, zumal uns mit diesem zwar nicht mehr die Wirklichkeit, aber immer noch (wenn wir denn dabei bleiben wollen) die Idee der Universität verbindet. So richtet sich Bildung nach Hegel, ganz in Übereinstimmung mit den Vorstellungen des Reformers Humboldt, auf eine „subjektive Substantialität der Sittlichkeit“<sup>3</sup>, die entsteht, wenn an die Stelle naturwüchsiger Entwicklungen ‘Vernünftigkeit’ tritt<sup>4</sup>. Bildung also als Konkretion der Sittlichkeit. Deren Allgemeinheit besteht dann zum einen in der Überwindung reiner Subjektivität, zum anderen im Charakter der (bürgerlichen) Gesellschaft als eines Systems der Sittlichkeit. Darum heißt es auch weiter bei Hegel, daß es der „höchste Punkt der Bildung eines Volkes“ sei, „den Gedanken seines Lebens und Zustandes, die Wissenschaft seiner Gesetze, sei-

2. F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, I-II, Leipzig <sup>3</sup>1919/1921, II, 115f.

3. G.W.F. Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse § 187, Sämtliche Werke (Jubiläumsausgabe), I-XXVI, ed. H. Glockner, Stuttgart 1927-1939, VII, 269.

4. A.a.O., Sämtliche Werke VII, 268.

nes Rechts und Sittlichkeit zu fassen“<sup>5</sup>. Wissenschaft ist hier Teil jenes konkreten Systems der Sittlichkeit, in dem Hegel und der Deutsche Idealismus die Realisierung der Idee des Menschen als eines Vernunftwesens unter sich entwickelnden historischen Bedingungen zu begreifen suchten. Auch wenn wir diese Selbstverständlichkeiten nicht mehr teilen mögen, dürfte deutlich sein, daß auch unter veränderten historischen Bedingungen und ohne expliziten (und meist ein wenig belächelten) Rekurs auf die Philosophie des Deutschen Idealismus die Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Ausbildung nicht vollständig ist. Sie schließt noch immer Bildung und damit das, was zuvor als Idee und Lebensformseite der Wissenschaft bezeichnet wurde, ein. Die Theorie, so wird man auch heute noch sagen dürfen, stimmt, die Praxis nicht.

Das hat – neben der üblichen Distanz zwischen Denken und Tun – viele Gründe. Zu ihnen gehören: (1) Bildung setzt Formen von Unmittelbarkeit voraus, die in Dingen, die die Wissenschaft betreffen, immer seltener werden. Wir studieren heute, als suchten wir mit dem Lehrbuch in der Hand das Skilaufen zu lernen, und wir lehren heute, als wäre die Welt nur das, was wissenschaftlich der Fall ist. (2) Bildung setzt Köpfe voraus, nicht nur Vermittler. Die Vermittler nehmen zu, die Köpfe ab. Dabei liegt in der Verbindung von Köpfen und Wissen auch heute noch die tiefere Wahrheit einer inneren Einheit von Forschung und Lehre. (3) Bildung ist, wie Wissenschaft, nicht nur Wissen, sondern, wie erwähnt, eine Lebensform. Wer keine Lebensform mit seiner wissenschaftlichen Existenz verbindet, der kann auch keine darstellen, der lebt nicht in der Wissenschaft, sondern allein von der Wissenschaft. (4) Bildung ist Selbstbildung. Sie kann nicht gelehrt, sie muß erworben werden. Das Erwerben-Können zu lernen, sollte allerdings ein wesentliches Ziel auch der Lehre sein.

Es ist das Geheimnis großer europäischer Universitäten wie Oxford und Cambridge, nicht durch besonders raffiniert ausgeklügelte Lehrpläne und Organisationsformen, sondern durch die Bildung von eben-

---

5. Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Sämtliche Werke XI, 116.

so leistungs- wie lebensformbezogenen Strukturen jene Identifikation zu ermöglichen, die das Individuum formt, ohne daß dies ein inhaltlich gesetztes Maß oder ein Lehrbuchelement wäre. Darum ist es aber auch so schwer, zu sagen, wann und auf welche Weise Wissenschaft in ihrer methodischen und institutionellen Wirklichkeit eine Bildungsform, damit auch eine Orientierungsform, annimmt, die auch eine Lebensform ist; es sei denn, man versuchte es auch an dieser Stelle noch einmal mit Humboldt, für den der Gebildete derjenige ist, der „soviel Welt, als möglich zu ergreifen, und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden“ sucht<sup>6</sup>. Hier wird die Wissensbildung, die forschende wie die lernende, nicht als ein in erster Linie ‘technischer’ Prozeß aufgefaßt, der allenfalls nach propädeutischer oder didaktischer Hilfestellung rufen läßt, sondern als das Werden eines Subjekts, dessen Natur selbst sich im Wissen und durch das Wissen bzw. in der Bemühung um ein auch orientierendes Wissen bildet.

Erneut wird damit deutlich, daß Bildung ebensowohl ein Können wie ein Wissen ist. Auch das verbindet die Begriffe Bildung und Orientierung, und auch das läßt erkennen, daß Defizite einer Orientierungsfunktion von Wissenschaft (im Sinne einer nicht erfüllten Orientierungsaufgabe) nicht so sehr in deren *theoretischer* Form als vielmehr in deren *praktischer* Form, als Institution und als Idee, liegen. So betrachtet ist denn auch die Frage, in welcher Form Wissenschaft, hier in ihrer institutionellen Form als Universität, zu den Orientierungs- und Bildungsstrukturen einer modernen Gesellschaft beitragen kann (und sollte), keine im üblichen Sinne gebildete Frage aus der Vergangenheit, auch keine Frage aus dem Elfenbeinturm an die Gesellschaft gestellt, sondern eine Kernfrage aus der Zukunft der Wissenschaft, die eine rationale Kultur wie die unsere beantworten muß, wenn sie denn eine Zukunft haben will. Und so betrachtet ist das Verhältnis von Wissenschaft und Bildung keine unglückliche Beziehung oder ein abgeschlossenes Kapitel, sondern eine Geschichte, die sich weiter schreibt – es sei denn, ein bornierter Zeitgeist hinderte sie daran.

---

6. Theorie der Bildung des Menschen (Bruchstück), Gesammelte Schriften, I-XVII, Berlin 1903-1936, I, 283.

### Schlußbetrachtung

1970, in einem Vortrag vor der Schweizerischen Physikalischen Gesellschaft mit dem Titel „Das Märchen vom Elfenbeinernen Turm“<sup>7</sup>, greift der theoretische Physiker Res Jost einleitend auf einen Vortrag eines anderen Großen, nämlich des Kunsthistorikers Erwin Panofsky, aus dem Jahre 1953 zurück, in dem es nicht um ein Märchen vom Elfenbeinernen Turm, sondern um dessen Verteidigung ging: „In Defense of the Ivory Tower“<sup>8</sup>. Unter der Bezeichnung ‘Elfenbeinerner Turm’ war die Wissenschaft, insbesondere aber die Universität, schon damals in die Kritik der Modernisierer unterschiedlicher Couleur geraten, und noch heute bedient sich die Kritik an den Lebens- und Arbeitsformen der Universität mit Vorliebe dieses Bildes.

Dabei hat dieses Bild eine ganz und gar unakademische Herkunft. Es stammt aus dem Hohen Lied im Alten Testament und gilt in den preisenden Worten des Bräutigams der Braut: „Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Turm“<sup>9</sup>. Aus dem Hohen Lied wechselt dieses Bild später in das Missale Romanum und wird nunmehr auf die Mutter Gottes bezogen. Seine weltliche Geschichte beginnt mit dem französischen Literaturkritiker Charles Augustin Sainte-Beuve, der 1837 den Romantiker Alfred de Vigny, in Kontrast zu dem in diesem Punkte besser beurteilten Victor Hugo, wegen dessen privatistischer Lebensformen tadelt; er habe sich in den Elfenbeinturm zurückgezogen<sup>10</sup>. Die Übertragung dieses Bildes auf die Universität fällt dann nicht schwer; diese wurde schon immer mit einem Turm verglichen. So stellt z.B. der Freiburger Kartäuserprior Gregor Reisch in seinem großen enzyklopädischen Werk „Margarita philosophica“ (1503) das geistliche Curriculum als Aufstieg der Studenten im Turm der Wissenschaften dar. Dieser Aufstieg führt vom Erdgeschoß der Grammatik in die höheren Etagen der Logik, der Rhetorik und der Mathematik bis hin zur Philosophie

7. R. Jost, Das Märchen vom Elfenbeinernen Turm, in: ders., Das Märchen vom Elfenbeinernen Turm. Reden und Aufsätze, ed. K. Hepp u.a., Berlin/Heidelberg 1995, 261-270.

8. E. Panofsky, In Defense of the Ivory Tower, The Centennial Review 1 (1957), H. 2, 111-122.

9. Hohelied 7,5.

10. Ch. A. Sainte-Beuve, Pensées d'Août (1837), in: ders., Poésies complètes, I-II, Paris 21863, II, 231.

und, mit einem Söller über den Wolken, zur Theologie<sup>11</sup>. So verbindet sich ein Symbol der Schönheit und der Reinheit mit einem Symbol der Wehrhaftigkeit und der Abgeschlossenheit. Da ist es zum Vorwurf der Weltfremdheit der Universität bzw. ihres Rückzugs aus einer Welt der Probleme in eine heile Welt der Wissenschaft, in kontemplative Lebens- und Arbeitsformen nicht mehr weit. Aus der Sicht einer geschäftigen und problembeladenen Welt sind die elfenbeinernen Wohn- und Bauformen der Wissenschaft, vor allem wiederum der Universität, eben nicht nur befremdlich, sondern auch ärgerlich.

Märchen verbinden das Leben mit seinen unerfüllten Wünschen und führen es an seinen Anfang zurück, als noch alles möglich war, als das Wünschen noch geholfen hat (Handke) und Erklärungen weiter reichten als der Verstand. Schließt unsere kleine Geschichte, gefaßt in die Geschichte von Wissenschaft und Universität, ein Märchen, das Märchen vom Elfenbeinernen Turm, ein? Ich glaube nicht. Das Märchen vom Elfenbeinernen Turm ist nämlich eigentlich gar kein Märchen. Es ist die Geschichte einer enttäuschten Liebe zwischen Wissenschaft, Universität und Gesellschaft, die, wie auch sonst im normalen Leben, mit vielen Mißverständnissen durchwoben ist. Die Wissenschaft und die Universitäten sind keine Türme, auch keine elfenbeinernen, und diejenigen, die sie – ein wenig liebevoll, ein wenig verärgert – als solche schelten, kennen sie nicht.

Zur Wissenschaft und ihren institutionellen Formen gehören nämlich sowohl Unverständlichkeit als auch Öffentlichkeit. Unverständlich – und insofern in Elfenbein eingeschlossen – sind Wissenschaft und Universität, weil sich der wissenschaftliche Verstand für den nicht-wissenschaftlichen Verstand nicht beliebig verständlich machen kann; öffentlich – und insofern mit offenen Türen und Fenstern – sind Wissenschaft und Universität, weil sie mit allen Wissensformen der Gesellschaft, und damit auch mit dem Leben der Gesellschaft, verbunden sind. Sie sind verschlossen und offen zugleich – und das hat tatsächlich etwas mit Liebe zu tun. Sie sind von Geheimnissen umgeben und doch

---

11. Vgl. W. Rüegg, *Bildungsexplosion im Elfenbeinturm?*, in: HIS Hochschul-Informationssystem, Jubiläumsveranstaltung 1. Juni 1989, Zentrum Philosophie und Wissenschaftstheorie Universität Konstanz, 39.

*Jürgen Mittelstraß*

mit dem Leben verbunden – und das hat tatsächlich etwas mit Märchen zu tun. Nur handelte es sich dann um ein Märchen für Erwachsene, für erwachsene moderne Kulturen, die vielleicht noch einmal ihre Visionen vor sich, nicht allein hinter sich haben. Und wo hätten Visionen einen freieren Blick als auf Türmen?

JÜRGEN MITTELSTRAß



## HISTOIRE ET MEMOIRE

L'actualité éditoriale – les traductions partielles<sup>1</sup>, à quelques mois d'écart, des *Luoghi della memoria*<sup>2</sup> et des *Deutsche Erinnerungsorte*<sup>3</sup> – nous invite à une réflexion comparative sur cette notion de «Lieux de mémoire», que Pierre Nora et ses collaborateurs ont naguère proposée et qui s'est rapidement imposée à la communauté scientifique, avant d'essaimer dans la plupart des pays d'Europe occidentale. Pierre Nora n'a pas seulement forgé un concept et élaboré une méthode, il en a démontré, par de multiples exemples, la pertinence et l'efficacité, mais aussi les exigences et les risques de malentendu, sinon de contre sens. Il a aussi posé les bases d'une véritable philosophie de la mémoire, apte à remplacer avantageusement cette vieille philosophie de l'histoire qui, après avoir connu son heure de gloire, s'est effondrée, pour des raisons historiques sans doute (les deux guerres mondiales, l'échec du communisme, la fin des utopies, etc.), mais aussi, et surtout, du fait de sa carence scientifique: elle ne se fondait pas, sauf peut-être chez Hegel, sur une véritable philosophie de la mémoire collective. C'est à l'élaboration de celle-ci que, dans le sillage des *Lieux de mémoire*, cet article voudrait contribuer.

Il convient d'abord de présenter les trois composantes principales du *corpus*. A l'origine on trouve, évidemment, l'ouvrage monumental<sup>4</sup>, conçu et réalisé par Pierre Nora, à partir du séminaire qu'il avait dirigé à l'EHESS de 1978 à 1981. L'édition *Quarto* ne compte pas moins de 4755 pages (4511 pour les articles du *corpus*) et se compose de 130 contributions, d'une typographie particulièrement serrée, soit une moyenne de 35 pages environ, ce qui est considérable pour un

---

1. M. Isnenghi (dir.), *L'Italie par elle-même. Lieux de mémoire italiens de 1848 à nos jours*, Paris, Editions Rue d'Ulm / Presses de l'Ecole normale supérieure, 2006; E. François et H. Schulze (dir.), *Mémoires allemandes*, Paris, Gallimard, 2007.

2. M. Isnenghi (dir.), *I Luoghi della memoria*, Roma / Bari, Laterza, trois volumes, 1996-1997.

3. E. François et H. Schulze (dir.), *Deutsche Erinnerungsorte*, München, Beck, trois volumes, 2001.

4. P. Nora (dir.), *Les Lieux de mémoire*, Paris, Gallimard, Bibliothèque illustrée des histoires, sept volumes, 1984-1992. Le succès de cette publication a conduit Pierre Nora à proposer une édition moins luxueuse, mais plus accessible: *Les Lieux de mémoire*, Paris, Gallimard, Quarto, trois volumes, 1997. C'est à celle-ci que je me référerai.

ouvrage collectif. Il faut y ajouter, outre les annexes, les textes théoriques et méthodologiques rédigés par Pierre Nora, pour assurer les transitions, devenues indispensables au fil des années, et rappeler sans relâche l'esprit de son entreprise: «Entre Mémoire et Histoire», au début du tome I, «La Nation-Mémoire», et «Comment écrire l'histoire de France», au tome II, «L'Ere de la commémoration», à la fin du tome III. Le découpage en trois parties, d'ampleur inégale et croissante – *La République* (522 pages), *La Nation* (1647 pages), *Les France* (2468 pages) – a sans doute désarçonné quelques lecteurs et, avec le recul, on peut conjecturer qu'il a intimidé certains chercheurs étrangers, quand ils ont voulu importer le modèle français. Ne se reconnaissant pas dans cette tripartition, ils ont eu tendance à se réfugier dans une méthodologie qui leur était plus familière, chronologique et événementielle, bref dans l'historiographie, délaissant ainsi, et simultanément, le «lieu» et la «mémoire», c'est-à-dire l'apport majeur de Pierre Nora.

La contribution italienne est massivement placée sous le signe de l'unité nationale. En témoignent les sous-titres redondants des trois volumes de l'édition Laterza: *Simboli e miti dell'Italia unita*; *Strutture ed eventi dell'Italia unita*; *Personaggi e date dell'Italia unita*. On est d'emblée frappé par un double phénomène de réduction chronologique et de dérive sémantique. Nos collègues transalpins ont restreint leur enquête à une période relativement récente de leur histoire, postérieure à la proclamation du Royaume d'Italie (1861). Une légère entorse permet, en amont, d'allonger cette période d'une douzaine d'années, un gain mineur, mais que souligne le sous-titre de la traduction française: *Lieux de mémoire italiens de 1848 à nos jours*. Ils ont surtout, dans les seconde et troisième parties de l'ouvrage, évacué plus ou moins la notion de «lieu», qui tend à disparaître au profit des «événements» (*eventi*) et des «dates» (*date*). Moins copieuse que sa devancière française, l'édition Laterza n'en compte pas moins 74 articles, pour un total de 1489 pages, soit une moyenne de 20 pages environ. Il faut y ajouter, outre les annexes, une Introduction et une Conclusion – *Voyage en Italie* (en français dans le texte) –, rédigée par Mario Isnenghi et reprise à l'identique à la fin de chaque volume.

La traduction française, dont le titre n'est pas sans évoquer le fameux *Italia farà da sé* du *Risorgimento*, se compose de trois parties: «Milieux» (ce qui pose un problème, puisque, selon Pierre Nora, «Il y a des lieux de mémoire parce qu'il n'y a plus de milieux de mémoire»<sup>5</sup>), «Evènements» et «Symboles». Elle compte 433 pages, pour un total de 16 articles, soit une moyenne de 27 pages environ. Il s'y ajoute, outre les annexes, dont de précieux «repères chronologiques», une Préface de Gilles Pécout et une Introduction de Mario Isnenghi.

La contribution allemande est plus volumineuse que celle des Italiens. Elle se compose, elle aussi, de trois volumes, découpés en dix-huit sections: «*Reich*» (Empire), «*Dichter und Denker*» (Poètes et penseurs), «*Volk*» (Peuple), etc., et ne compte pas moins de 121 articles pour un total de 2001 pages, soit une moyenne d'environ 16,5, assez basse si on la compare à celle de l'édition française. Il faut y ajouter, outre les annexes, en particulier les notes (*Anmerkungen*) et les références littéraires (*Literaturhinweise*), une Introduction générale, ainsi qu'une Postface (*Nachwort*) de Pierre Nora.

La traduction française, sous la direction des mêmes auteurs, se compose de cinq parties: «L'Allemagne à la recherche d'elle-même», «La Puissance et la gloire», «La Petite patrie et les royaumes intérieurs», «Crime et châtement», «Division et unité». Elle compte 33 articles, pour un total de 744 pages, soit une moyenne de 22,5 environ. Il faut y ajouter, outre les annexes, dont un utile glossaire, une Introduction d'Etienne François.

Cette présentation, sans doute rébarbative, était néanmoins nécessaire pour qu'on puisse mesurer l'ampleur et la difficulté d'une enquête comparative portant sur les *Lieux de mémoire* de ces trois nations, dont les «histoires» ne sont pas «parallèles», pour reprendre le titre d'une célèbre émission de Marc Ferro. La France a forgé son unité de longue date, même s'il est malaisé de fixer celle-ci. Il ne fait pourtant aucun doute que la royauté, surtout quand elle devint absolue, régnait sur une France unifiée qui, au rythme de l'histoire, a pu s'enrichir de

---

5. P. Nora, *Les Lieux de mémoire*, I, p. 23.

quelques provinces périphériques – l’Artois et le Roussillon à la Paix des Pyrénées (1659), la Franche-Comté à celle de Nimègue (1678), etc. –, ou se voir amputée de quelques départements (par le traité de Francfort, en 1871), sans perdre, bien au contraire, le sentiment de son unité territoriale et spirituelle.

Il n’en va pas de même pour l’Italie et l’Allemagne, dont l’unité officielle est relativement récente, 1861 et 1871. Est-ce une raison suffisante pour considérer que nous avons affaire à des mémoires radicalement différentes et que la notion même de «lieu de mémoire», pertinente pour notre «vieux pays», avec ses figures légendaires, sollicitées à l’envi, sinon à l’excès, voire à contre sens, pour égrener le chapelet patriotique – Vercingétorix, Roland, Philippe Auguste, Du Guesclin, Jeanne d’Arc, Bayard, etc. –, ne saurait être exportée au-delà de nos frontières ? Je n’en crois rien, mais il faut, pour le prouver, déterminer d’abord ce qu’est un lieu de mémoire.

### *Qu’est-ce qu’un lieu de mémoire?*

L’expression «lieu de mémoire» a sans doute été utilisée dans le langage courant avant que Pierre Nora ne lui confère le statut épistémologique, dont elle bénéficie désormais. Il est vraisemblable qu’on l’employait spontanément pour désigner les monuments aux morts, les cimetières militaires, le village d’Oradour-sur-Glane, maintenu en l’état, après sa destruction par la division *Das Reich* en 1944 et, bien sûr, les lieux de pèlerinage. Je me rappelle l’avoir entendue, au début des années 1970, dans le discours d’un ancien résistant, lors d’une cérémonie du souvenir au Mont Mouchet, haut lieu de la Résistance en Auvergne. Il s’agissait là d’un usage restreint, presque toujours réservé aux événements dramatiques des première et seconde guerres mondiales. Ce n’est sans doute pas un hasard si, depuis le succès remporté par l’ouvrage de Pierre Nora, on a vu se multiplier les publications qui se réclament officiellement de cette notion pour donner une caution anthropologique au devoir de mémoire: *Lieux de mémoire juifs*, *Lieux de mémoire protestants*, *Lieux de mémoire du Vercors*, etc. Mais, hormis cet usage pieux et commémoratif, la notion ne bénéficiait d’aucun

statut, d'aucune reconnaissance scientifique. Lorsque j'ai publié *La Théorie du paysage en France. 1974-1994*<sup>6</sup>, soit une trentaine d'articles rédigés par les meilleurs spécialistes français, géographes, historiens, écologues, sociologues, paysagistes, plasticiens, philosophes, etc., aucun n'avait recours à cette notion. Le texte de Raphaël Larrère, «Enquête sur les singularités des lieux» – qui traite des souvenirs qu'ont laissés dans la mémoire collective les maquis du Limousin et les figures, autrefois légendaires (mais tout a une fin, même les légendes), de Guingouin et Vazeilles –, n'emploie jamais l'expression «lieu de mémoire» et toute sa réflexion porte sur les «hauts lieux».

*Les Lieux de mémoire* s'inscrivent dans un système épistémologique à double référence, l'une spatiale, et l'autre temporelle. D'où le risque de figer la mémoire dans un *local* indépendant de la fonction de remémoration. Un lieu de mémoire n'est pas forcément un *locus* assignable, site, ville, monument, puisqu'il peut être aussi un événement, un personnage, avec tous les risques d'une autre dérive, non plus topologique, mais chronologique. Quelle que soit la réalité territoriale d'un lieu, le travail de la mémoire fait de lui un être immatériel, un *topos* de l'imaginaire. «Même un lieu d'apparence purement matériel comme un dépôt d'archives, n'est lieu de mémoire que si l'imagination l'investit d'une aura symbolique»<sup>7</sup>.

Ce livre est né d'un séminaire que j'ai tenu pendant trois ans, de 1978 à 1981, à l'Ecole des hautes études en sciences sociales. La disparition rapide de notre mémoire nationale m'avait semblé appeler un inventaire des lieux où elle s'est électivement incarnée et qui, par la volonté des hommes ou le travail des siècles, en sont restés comme les plus éclatants symboles: fêtes, emblèmes, monuments et commémorations, mais aussi éloges, dictionnaires et musées.[...]

Ces lieux, il fallait les entendre à tous les sens du mot, du plus matériel et concret, comme les monuments aux morts et les Archives nationales, au plus abstrait et intellectuellement construit, comme la notion de lignage, de génération, ou même de région et d'«homme-mémoire»<sup>8</sup>.

Pierre Nora y revient longuement, en cette même année 1984, dans son article introductif, dont le titre et le sous-titre témoignent d'une

6. A. Roger (dir.), *La Théorie du paysage en France. 1974-1994*, Seyssel, Champ Vallon, 1995.

7. P. Nora, I, p. 37.

8. P. Nora, I, p. 15.

opiniâtreté méthodologique qui ne se démentira jamais. «Mémoire, histoire: loin d'être synonymes, nous prenons conscience que tout les oppose. La mémoire est la vie, toujours portée par des groupes vivants et, à ce titre, elle est évolution permanente, ouverte à la dialectique du souvenir et de l'amnésie [...] L'histoire est la reconstruction toujours problématique et incomplète de ce qui n'est plus»<sup>9</sup>. «La mémoire s'accroche à des lieux comme l'histoire à des évènements»<sup>10</sup>. Tel est, me semble-t-il, le principe fondamental de toute l'entreprise. A-t-il toujours été compris? On peut en douter, à la lecture des *Luoghi* italiens et, dans une moindre mesure, des *Erinnerungsorte* allemands, fortement «accrochés» aux évènements, en dépit des avertissements catégoriques de Pierre Nora: «Mais en aucun cas l'évènement lui-même; l'admettre dans la notion reviendrait à en nier la spécificité. C'est au contraire son exclusion qui la délimite»<sup>11</sup>. Prenons l'exemple de ces dates, qu'on nous obligeait à apprendre à l'école communale: 52, 405, 511, 732, 800, 843, 987, etc. Sans oublier les règnes: 1106-1137, Louis VI le Gros, etc. Il fallait avoir de la mémoire pour se les rappeler et il faut croire que je ne devais pas en manquer puisque je m'en souviens encore et peux les réciter «par cœur». Il n'y a pourtant, dans cette récitation, aucune mémoire, même si, par un effort tardif de documentation, je tente d'approfondir ma connaissance des évènements indiqués par ces dates, Alésia, Poitiers, Bouvines ou Azincourt.

Toutes les approches historiques et scientifiques de la mémoire, qu'elles se soient adressées à celle de la nation ou à celle des mentalités sociales, avaient affaire à des *realia*, aux choses mêmes, dont elles s'efforçaient de saisir la réalité au plus vif. A la différence de tous les objets de l'histoire, les lieux de mémoire n'ont pas de référents dans la réalité. Ou plutôt ils sont à eux-mêmes leur propre référent, signes qui ne renvoient qu'à soi, signes à l'état pur. Non qu'ils soient sans contenu, sans présence physique et sans histoire; bien au

---

9. P. Nora, I, p. 24-25.

10. P. Nora, I, p. 41.

11. P. Nora, I, p. 41.

contraire. *Mais ce qui en fait des lieux de mémoire est ce par quoi, précisément, ils échappent à l'histoire*<sup>12</sup>.

Quelques années plus tard, en 1992, Pierre Nora revient sur ce paradoxe méthodologique. Entre-temps, on est passé de dix-huit à cent trente articles et la notion de «lieu de mémoire» connaît un succès considérable, qui excède largement la sphère des spécialistes. «Une expression inusitée, forgée pour les besoins de la cause, a échappé à son inventeur pour devenir, à une vitesse record, une locution du vocabulaire commun», bref, un *lieu commun*. Ce qui n'était qu'un «florilège» s'est transformé en «Meccano géant», au «maniement improbable et problématique», «un lieu de mémoire» à soi seul, diront certains<sup>13</sup>.

Le succès de cette «vaste topologie de la symbolique française»<sup>14</sup> a généré nombre «d'utilisations abusives» et ce que Pierre Nora nomme, courtoisement, quelques «débordements» (*ib.*). En France, il est vite apparu que cette notion était grosse d'une croissance illimitée. «Il ne s'agissait pas d'une encyclopédie, ni d'un dictionnaire»<sup>15</sup>, mais comment échapper à l'exploitation et à la prolifération ? On peut tout «*lieu-de-mémoriser*»<sup>16</sup>, de même que certains voudraient, dans les domaines de l'environnement et du paysage, tout protéger, tout sanctuariser, faire du territoire un immense patrimoine. «Opérer la France à coups de 'lieux de mémoire', c'était faire de la France tout entière un 'lieu de mémoire'»<sup>17</sup>, avec le risque d'une neutralisation générale: «A vouloir être tout, le lieu de mémoire n'est plus rien»<sup>18</sup>. On peut imaginer que tout le territoire soit quadrillé par un réseau serré d'itinéraires touristiques, ou mieux, *lieux-de-mémoristiques*, avec des étapes pourvues d'un certain nombre d'étoiles («mérite le détour», etc.), et des soirées numériques, où l'on devrait subir, au lieu des vieilles diapositives, les «lieux de mémoire» de la famille.

12. P. Nora, I, p. 42-43. C'est moi qui souligne.

13. P. Nora, II, p. 2219.

14. P. Nora, II, p. 2219.

15. P. Nora, II, p. 2221.

16. P. Nora, II, p. 2222.

17. P. Nora, II, p. 2224.

18. P. Nora, II, p. 2225.

Nous n'en sommes pas là et l'on pourrait, au contraire, signaler les omissions, inévitables, de l'ouvrage. Si «Jeanne d'Arc ou la tour Eiffel»<sup>19</sup> s'imposent à l'évidence, comment mesurer le degré de notoriété et, surtout, d'intensité dans la mémoire populaire, de lieux moins prestigieux? Cette question n'est pas frivole puisque «la notion est en effet en passe d'entrer dans l'appareil juridique, la loi de 1913 sur les monuments historiques admettant désormais les classements possibles au titres des 'lieux de mémoire'»<sup>20</sup>. Quoi qu'il en soit, il est, dans notre mémoire nationale, des oublis qui ne sont pas innocents. Si, comme nous allons le voir, l'Italie et l'Allemagne se caractérisent par une *hypermnésie* douloureuse à l'égard des événements qui ont scandé et meurtri leur histoire dans la première moitié du vingtième siècle, il n'en va pas de même en France, où l'amnésie sélective est de règle. Se jugeant sans doute moins coupable et adoptant tour à tour la posture du vainqueur et de la victime, elle continue de commémorer le 8 mai 1945, comme pour mieux oublier la collaboration pétainiste, les lois raciales de Vichy, les exactions de la Milice, les excès de l'épuration et, postérieures à la Libération, les errements d'un colonialisme hérité de la Troisième République.

Il n'y a pas d'article «Vel'd'Hiv» dans *Les Lieux de mémoire*. Ce fut pourtant l'un des hauts lieux du sport cycliste et de la ferveur populaire qui, à l'occasion des *Six jours*, s'exaltait aux exploits des frères Péliissier dans les années 30, et de Guy Lapébie après la guerre. Mais il y eut aussi, hélas, la rafle des 16 et 17 juillet 1942, où la police française se montra, à quelques exceptions près, d'une docilité ignominieuse. Il n'en fallait plus parler, sinon à demis mots, et ceux qui n'ont pas la mémoire courte se rappellent que, dans les années qui ont suivi la Libération, la question du génocide fit occultée au profit presque exclusif de la déportation pour faits de résistance. «Les honneurs rendus au lendemain de la guerre à la seule déportation politique, la confusion opérée entre camps de concentration et camp d'extermination, le désintéret massif de l'opinion et, subsidiairement, le silence accablé de beau-

---

19. P. Nora, II, p. 2221.

20. P. Nora, II, note 2, p. 2236.



coup de survivants avaient fait descendre un voile qui mit longtemps à se déchirer»<sup>21</sup>. Il est des *lieux d'oubli*, «une mémoire noire»<sup>22</sup>, «quatre ans à rayer de notre histoire», selon le procureur Mornet, lors du procès du maréchal Pétain, à rayer de notre mémoire surtout, et Philippe Burrin n'a pas tort de parler d'un «refoulement» et de tout «ce que le travail de mémoire a oublié ou voilé»<sup>23</sup>. D'où la stupeur des spectateurs quand, en 1971, *Le Chagrin et la Pitié*<sup>24</sup> de Marcel Ophüls leur révéla la veulerie d'une population bien plus soumise à la collaboration qu'on ne voulait le croire et, contre une légende tenace, le fait qu'en Auvergne les volontaires pour combattre aux côtés des Allemands sur le front russe avaient été aussi nombreux que les résistants. On pourrait en dire autant de notre amnésie algérienne (massacres de Sétif, bataille d'Alger, etc.), mais tel n'est pas l'objet de cet article.

### *La notion de «lieu de mémoire» est-elle exportable?*

Nous sommes désormais mieux armés pour répondre à la question, qui divisa naguère la communauté scientifique, sur la possibilité d'exporter la notion de «lieu de mémoire». Cette préoccupation peut sembler saugrenue. On ne voit pas pourquoi l'Italie et l'Allemagne ne disposeraient pas, elles aussi, d'un patrimoine inépuisable, pourquoi elles ne seraient pas *lieu-de-mémoirables* à l'infini. Chacun de nous, pour peu qu'il dispose d'une certaine culture historique, littéraire et touristique, se sent en mesure de dresser une liste non exhaustive des lieux, matériels ou spirituels, qui constituent la mémoire de ces deux grands pays.

«La notion de 'lieu de mémoire' est-elle exportable?», se demandait en mai 1992 Pierre Nora, peu de temps avant la parution des derniers volumes de sa trilogie – pour ajouter aussitôt que la question lui paraissant largement formelle, la notion de «lieu de mémoire» ayant déjà

21. P. Burrin, «Vichy», *Les Lieux de mémoire*, II, p. 2483.

22. P. Burrin, II, p. 2484.

23. P. Burrin, II, p. 2484.

24. P. Burrin souligne que ce film, réalisé en 1969, projeté en salle en 1971, a dû attendre 1981 pour être visible à la télévision.

trouvé «un début d'écho international»<sup>25</sup>. Même formelle, la question ne s'en pose pas moins et Gilles Pécout, dans sa Préface à *L'Italie par elle-même*, rappelle que «*Le Magazine littéraire* en 1993, *Le Débat* en 1994, entre autres, s'interrogent sur le sens et le potentiel d'exportation du produit estampillé Nora» (*sic*)<sup>26</sup>. Et d'ajouter un peu plus loin: «J'avais moi-même insisté sur la difficulté, voire l'impossibilité, d'exporter les *Lieux* en Italie»<sup>27</sup>. Même interrogation sous la plume de Mario Isnenghi: «Pouvait-on, et de quelle manière, réaliser en Italie un volume semblable aux *Lieux de mémoire* conçus et dirigés en France par Pierre Nora?»<sup>28</sup> Etienne François rappelle, pour sa part, que «dors d'un débat réunissant après la sortie des derniers volumes des *Lieux de mémoire* des historiens de plusieurs pays européens, l'intervenant allemand s'était plu à reconnaître la nouveauté de l'approche [...] Mais un transfert à l'Allemagne, avait-il ajouté – en accord sur ce point avec la majorité des historiens de son pays –, était totalement impensable»<sup>29</sup>. Ce scepticisme n'a pourtant pas empêché la publication des *Luoghi della memoria*, ni celle des *Deutsche Erinnerungsorte*, mais au prix de sacrifices théoriques qui, surtout dans la version italienne et indépendamment de la valeur intrinsèque des contributions, altèrent plus ou moins la notion de «lieu de mémoire», telle qu'elle a été conceptualisée par Pierre Nora.

Dans les préfaces de Gilles Pécout et Etienne François, il est fait mention des «historiens», et c'est bien là que le bât blesse car, ainsi formulée, la question (le modèle est-il exportable?) implique sa réponse. Contre les multiples mises en garde de Pierre Nora, on confond histoire et mémoire ou, plus exactement, on substitue la première à la seconde pour s'étonner ensuite de ne pouvoir constituer des «mémoires parallèles», de ne pouvoir *localiser* rien de comparable à ce qu'on trouve chez les Français, et l'on se réfugie dans les événements qui

---

25. Les propos de P. Nora sont cités par Etienne François dans «Mémoires divisées, mémoires partagées: à la recherche des mémoires allemandes», article introductif aux *Mémoires allemandes*, p. 9.

26. G. Pécout, «D'impossibles *lieux de mémoire* italiens?», *L'Italie par elle-même*, p. 19.

27. G. Pécout, *L'Italie par elle-même*, note 1, p. 25.

28. M. Isnenghi, «Introduction. Unité et absence d'unité de l'Italie: un profil», *L'Italie par elle-même*, p. 48.

29. E. François, *Mémoires allemandes*, p. 9-10.

ont marqué l'histoire, plus ou moins récente, de l'Italie ou de l'Allemagne, et qui correspondent, le plus souvent, aux centres d'intérêt des dits historiens, ce qu'on ne saurait évidemment leur reprocher. A chacun ses lieux de recherche, qui se confondent rarement avec les lieux de mémoire.

Dès lors que l'on adopte le point de vue de l'historiographie – exception faite de l'école des *Annales*, à laquelle Pierre Nora, dans son texte conclusif, n'a pas manqué de rendre hommage: elle «signifiait bien, déjà, une ouverture à la mémoire et une forme de basculement de l'historique vers le mémoriel»<sup>30</sup> –, les dates sont en effet despotiques: 1861, 1871, et la cause est entendue. Le *faitalisme* (Nietzsche) est de rigueur et les événements congédient, presque mécaniquement, les lieux de mémoire, réduits à se glisser subrepticement dans les interstices de la chronologie, qui ne leur concédera qu'un canton dérisoire dans les provinces reculées de la mythologie, du folklore et de la psychanalyse. Ou bien, par une tolérance abusive, on érigea en «lieux de mémoire» les événements eux-mêmes – telle journée «historique», le 8 septembre 1943, pour les Italiens, le 20 juillet 1944 pour les Allemands – ou des personnages qui, comme on dit, sont dans toutes les mémoires. Présentant le troisième volume de ses *Luoghi*, Mario Isnenghi évoque ces *Personaggi e date dell'Italia unita* [...] qui ont été élevés au rang de lieux de mémoire»<sup>31</sup>. Il reste à savoir si le député Matteotti, victime des fascistes au début des années 20, survit encore dans la mémoire des Italiens, où il a sans doute cédé sa place à Fausto Coppi, le *Campionissimo* légendaire.

On mesure ici toute la différence entre la méthodologie des *Luoghi* et celle des *Lieux de mémoire*. Deux exemples suffiront. Pour la France, le 14 juillet 1789 n'est pas qu'une date, un événement, la prise de la Bastille; c'est un lieu de mémoire, dont la véritable *localisation* n'est pas topographique, mais symbolique et transcendante. Il y a bien

---

30. P. Nora, «L'Ere de la commémoration», *Les Lieux de mémoire*, III, p. 4704. Voir aussi la note 34, p. 4716 et l'article de Krzysztof Pomian, «L'heure des *Annales*. La terre – les hommes – le monde», *Les Lieux de mémoire*, I, p. 903 à 952.

31. M. Isnenghi, *L'Italie par elle-même*, p. 65.

une «place de la Bastille» mais *au lieu de* la forteresse ou de ses vestiges, se dresse la Colonne de Juillet, qui appartient elle-même au palimpseste de la mémoire nationale. C'est au XIX<sup>e</sup>, dans ses dernières décennies, que l'évènement s'efface au profit de la célébration collective et des festivités qu'elle institue, comme l'a montré Christian Amalvi<sup>32</sup>. A l'origine, bien sûr, il y a un évènement, plus ou moins important aux yeux des historiens. Mais c'est la mémoire qui va le promouvoir en *locus memoriae* et, près d'un siècle plus tard, en fête nationale: c'est elle, la mémoire, qui *donne lieu* à la festivité. A l'inverse, le regard du chercheur italien, qui relate le 8 septembre 1943 (capitulation de l'armée italienne) est purement historiographique et l'on ne voit pas par quelle alchimie on a pu transmuter cette date en lieu de mémoire, pas plus, d'ailleurs, que la destitution de Mussolini quelques semaines auparavant. Quand Michel Winock retrace l'épopée de Jeanne d'Arc, jamais il ne se perd dans la fourmilière événementielle, ce qu'il relate est une «mémoire mobile», et ce qu'il souligne est «le contraste qui oppose les siècles de l'oubli ou de l'inattention (XVI<sup>e</sup>, XVII<sup>e</sup>, XVIII<sup>e</sup>) aux siècles de la remémoration active (XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup>)»<sup>33</sup>. Mémoire mobile et multiple, de la «malheureuse idiote» (Voltaire) à la jeune fille héroïque, bientôt béatifiée, puis canonisée; mémoire catholique, mémoire républicaine, mémoire antisémite – «Cauchon avait du sang juif dans les veines» –, mémoire pétainiste. Je me rappelle que, sous l'Occupation, dans nos leçons d'histoire, Jeanne était systématiquement associée au Maréchal, «deux fois sauveur de la France»...

Nos collègues étrangers invoquent, on l'a vu, deux arguments distincts pour refuser le «transfert» ou, du moins, l'ajuster aux conditions locales. Rappelons-les: 1 – L'Italie et l'Allemagne sont des nations «tard venues». 2 – La tripartition de l'édition française (*La République, La Nation, Les Francs*) est inadaptable à tout autre pays. Ces arguments ne sont pourtant pas décisifs. S'il est vrai que la France a réalisé son unité politique et territoriale sous l'égide de la monarchie, on oublie

32. C. Amalvi, «Le 14 – Juillet. Du *Dies irae* à *Jour de fête*», *Les Lieux de mémoire*, I, p. 383 à 423.

33. M. Winock, «Jeanne d'Arc», *Les Lieux de mémoire*, III, p. 4427.

trop souvent que sa mémoire nationale est beaucoup plus récente. «On a relevé, à la fin de *La République* comme à la fin de *La Nation*, les deux poussées massives de mémoire nationale qui avaient marqué les années 1820-1840 et 1880-1890. C'est le XIX<sup>e</sup> entier, *le grand siècle de la mémoire française, qui a inventé 'la France'* dont cet ouvrage est l'inventaire»<sup>34</sup>. D'où le rôle majeur de Guizot, Mérimée, Michelet – «qui n'est nulle part ici individuellement localisé parce qu'il est partout. Michelet, qui transcende tout lieu de mémoire possible parce que de tous il est le lieu géométrique et le dénominateur commun, l'âme de ces *Lieux de mémoire*»<sup>35</sup> –, Larousse, Lavis (auquel Pierre Nora a consacré deux articles des *Lieux*) et Vidal de la Blache, pour ne citer que quelques noms prestigieux.

Deux exemples sont, à cet égard, emblématiques: Jeanne d'Arc, dont l'exploitation patriotique doit beaucoup à Michelet et Quicherat (éditeur de ses deux *Procès*), et Charlemagne, étrangement régénéré, au nom de la France éternelle, par *La Chanson de Roland*, vieille de huit siècles (le manuscrit d'Oxford est daté de 1080), et publiée en 1837. Robert Morrissey rappelle opportunément que «Karl der Große fut plutôt un allemand»<sup>36</sup> (il avait installé sa capitale à Aachen) et Joachim Ehlers est plus équitable, quand il intitule son article: «Charlemagne – Karl der Große»<sup>37</sup>. Mais la mémoire n'en a cure, qui se réclame à bon droit de la légende épique contre l'histoire anecdotique, une escarmouche pyrénéenne, en 778. Que peuvent les historiens contre les Paladins, Roland et Olivier, l'Archevêque Turpin, la Belle Aude, l'Oli-fant et Durandal? C'est à Roncevaux, par l'héroïsme de Roland que (dix-huit ans avant son sacre officiel) Charlemagne est intronisé, à l'instar de Napoléon, «Empereur des Français», et qu'importe l'anachronisme! Pierre Larousse ne s'y trompe pas, dans son *Grand Dictionnaire universel*: «*La Chanson de Roland ou de Roncevaux* apparaît

34. P. Nora, «Présentation» (1992), *Les Lieux de mémoire*, III, p. 3043. C'est moi qui souligne.

35. P. Nora, «La nation-mémoire», *Les Lieux de mémoire*, II, p. 2209.

36. R. Morrissey, «Charlemagne», *Les Lieux de mémoire*, III, p. 4389.

37. J. Ehlers, «Charlemagne – Karl der Große», *Deutsche Erinnerungsorte*, I, p. 41 à 55. Non traduit en français. Juste revanche: Napoléon, absent des *Lieux de mémoire*, figure en bonne place dans les *Deutsche Erinnerungsorte*, mais comme l'un des inspireurs de la future unification de l'Allemagne.

comme 'le premier monument, monument national élevé par la muse française'. [Elle] se distingue par 'l'amour de la patrie' qui s'y manifeste et se concentre sur le personnage de Charlemagne»<sup>38</sup>. On ira même jusqu'à faire de Ganelon un traître allemand, un boche avant la lettre... L'autre modalité de cette appropriation nationale est pédagogique. L'Empereur à la barbe fleurie s'inscrit à merveille dans l'effort de mobilisation patriotique, qui anime la nation humiliée par Sedan. N'est-ce pas Charlemagne, providentiel précurseur de Jules Ferry, qui a créé nos premières institutions scolaires (on oublie toujours Guizot et sa loi, fondamentale, de 1833)? S'il a «inventé l'école», avec son orthographe et ses multiplications, comme le chantait si résolument la petite France Gall au début des années 60, n'est-ce pas pour nous, sel de la terre et fer de lance de la culture occidentale? Nous avons oublié l'autre sacre, celui des historiens en l'an 800, mais pas le vrai, celui de la mémoire, *La Chanson de Roland* et celle de France Gall, oui, *Sacré Charlemagne!*

Le décalage chronologique n'est donc pas aussi important qu'on le prétend, quand on lie arbitrairement l'avènement des consciences nationales aux dates officielles des unités italienne et allemande. Qui ne voit que celles-ci n'auraient sans doute pu s'effectuer sans une succession d'interventions militaires, qui seraient elles-mêmes incompréhensibles si un besoin d'unification n'avait travaillé la conscience collective, surtout depuis l'épisode napoléonien, comme l'attestent le fameux *Discours à la nation allemande* de Fichte et tous les écrits du *Risorgimento*. Certes, la France n'a pas eu besoin de fomenter des guerres pour forger son unité (on pourrait d'ailleurs en discuter), mais il ne fait aucun doute que la défaite de 1871 et la perte de l'Alsace-Lorraine ont joué un rôle considérable dans le renforcement de la mémoire patriotique. Ce n'est pas un hasard si, dans le fameux manuel de Bruno (1877) les deux enfants quittent Phalsbourg (ville natale d'Erckmann), désormais allemande, après que leur père, sur son lit de mort, ait prononcé sa dernière parole: «France», tandis que «Devoir

---

38. P. Morrissey, *Les Lieux de mémoire*, III, p. 4415.

et Patrie» sont à la fois le sous-titre et les deux derniers mots de l'ouvrage<sup>39</sup>. L'épopée pédagogique d'André et de Julien n'est pas seulement dispensatrice d'un savoir, elle constitue une encyclopédie de tous les lieux de mémoire qui forment l'âme de la France, telle qu'on veut l'inculquer à tous ces écoliers, souvent d'origine rurale, qui seront les vainqueurs de la Grande Guerre. On s'était persuadé que les victoires de Sadowa (1866) et de Sedan (1870) étaient d'abord celles de l'instituteur prussien. On prit donc modèle sur lui et l'Instruction publique, bientôt laïcisée, fit son œuvre unitaire et remplit son devoir de mémoire. D'où le succès du *Bruno*, «Lieu de mémoire également indiscutable, puisque, au même titre que le 'Petit Lavisser', il a formé la mémoire de millions de jeunes Français, au temps où un ministre de l'Instruction publique pouvait sortir sa montre de son gousset pour déclarer le matin à huit heures cinq: 'Tous nos enfants passent les Alpes'»<sup>40</sup>. Cette volonté de forger une mémoire patriotique est si forte, et parfois si obtuse que, dans l'édition de 1906, postérieure à la loi dite de *Séparation*, on voit disparaître tous les «lieux» qui participent un peu trop de la mémoire religieuse, la cathédrale de Reims, Notre-Dame de la Garde, Notre-Dame de Paris, etc. Mais Jeanne d'Arc a été épargnée, au Nom de la Patrie, bien sûr.

Il en va de même du Tour de France cycliste, cette autre création de la Troisième République (1903)<sup>41</sup>. Vite adulé, le *Tour* constitue une véritable géographie populaire avec ses «hauts lieux» (les cols mythiques du Tourmalet, du Galibier, de l'Izoard) et ses figures légendaires, Vietto, cédant sa roue à son leader Antonin Magne, Zaaf, victime d'une cuite mémorable en pleine canicule, Anquetil et Poulidor, au coude à coude dans l'ascension du Puy-de-Dôme... Qu'importe les dates, 1934, 1950, 1964, les «lieux de mémoire» n'en ont que faire, puisqu'il s'agit d'une épopée mythique, d'une «véritable géographie homérique»<sup>42</sup>.

39. G. Bruno, *Le Tour de la France par deux enfants. Devoir et Patrie*, Paris, Librairie classique d'Eugène Belin, 1877, p. 10 et 308. Voir le bel article de Jacques et Mona Ozouf, «Le Tour de la France par deux enfants. Le petit livre rouge de la République», *Les Lieux de mémoire*, I, p. 277 à 301.

40. P. Nora, «Entre mémoire et histoire», *Les Lieux de mémoire*, I, p. 38-39.

41. G. Vigarello, «Le Tour de France», *Les Lieux de mémoire*, III, p. 3801 à 3853.

42. R. Barthes, «Le Tour de France comme épopée», *Mythologies*, Paris, Editions du Seuil, 1957, réédition 1970, p. 106.

## Mémoire amère

A cette autosatisfaction française, tempérée toutefois par la lucidité un peu mélancolique de Pierre Nora, conscient de notre déclin international, s'oppose l'amertume italienne, qui dément l'image que nous avons, à tort ou à raison, de nos amis transalpins («Un Italien, c'est un Français de bonne humeur», disait Louis Nucera). Alors que *Les Lieux de mémoire* ne comptent qu'une poignée d'articles «noirs», liés à l'histoire récente<sup>43</sup>, les *Luoghi* les multiplient. J'y vois surtout la conséquence d'un choix méthodologique, dont j'ai déjà souligné les conséquences. En réduisant la mémoire à l'histoire récente, Mario Isnenghi et ses collègues se vouent à une certaine mortification puisque, exceptée la période initiale (qui va de 1871 à 1914 et dont ils parlent assez peu), leurs investigations se limitent à la Grande Guerre, presque aussitôt suivie de la dictature fasciste. Cette option est doublement malencontreuse. Elle privilégie les événements, abusivement transformés en lieux de mémoire et, comme ils sont plus ou moins malheureux, elle se condamne à une sorte de déploration. Il est d'ailleurs significatif que, pour la période postérieure à 1945, et après avoir bu jusqu'à la lie le calice mussolinien, le lecteur se voie infliger «*L'attentato a Togliatti*» et «*Sequestro e uccisione di Aldo Moro*», qui relèvent de l'historiographie de la violence.

L'Italie a pourtant figuré, par deux fois, dans le camp des vainqueurs. En 1918, mais son entrée en guerre, un peu tardive (1915), lui a sans doute été préjudiciable lors des négociations de paix, provoquant la colère des irrédentistes et, pour une large part, la montée du fascisme. Tout se passe comme si, par un étrange phénomène de contrition, souvent teintée de dérision, *La Grande Guerra* – témoin le film, ainsi intitulé, de Mario Monicelli, qui met en scène deux anti-héros, roublards, pitoyables et pathétiques, Alberto Sordi et Ugo Tognazzi, une sorte de «Guerre à l'Italienne», un genre dont le cinéma transalpin se faisait alors une spécialité, comme pour *Le Divorce* et *Le*

---

43. «Vichy», de P. Burrin, déjà cité, et dans une moindre mesure, «Grégoire, Dreyfus, Drancy et Copernic. Les juifs au cur de l'histoire de France», de P. Birnbaum, *Les Lieux de mémoire*, II, p. 2679 à 2718.



*Mariage* – se réduisait finalement à la déroute de Caporetto, tandis que, pour nous, *Verdun* illustre à jamais la mémoire de la France triomphante. La victoire finale de Vittorio Veneto n’y a rien changé: l’Italie en guerre, c’est Caporetto, la retraite, les désertions massives, les troubles sociaux et, plus que la vérité historique, le roman d’Hemingway, *A Farewell to arms*, porté par deux fois à l’écran, en 1933 par Frank Borzage, puis en 1957 par King Vidor, a ancré durablement dans les mémoires cette vision d’une armée de fantoches, vaincue d’avance, image confirmée par ses échecs sur tous les fronts de la seconde Guerre Mondiale, avant la capitulation de 1943. Alors que la France s’est dépêchée d’oublier sa débâcle de 1940, «compensée» par l’Appel providentiel du 18 juin, et la collaboration de Vichy, «compensée» par la Résistance, les Italiens ont la mémoire moins courte et plus cruelle. Il est vrai que le régime fasciste fut interminable; d’où la pesanteur de cet âge de plomb, qui n’occupe pas moins d’une vingtaine d’années et autant d’articles dans l’édition Laterza, auxquels il faut ajouter les références incluses dans nombre de contributions, moins historiographiques, et d’autant plus passionnantes, qui portent sur «*La Parrocchia*» (La Paroisse) «*L’Oratorio*» (Le Patronage)<sup>44</sup>, etc.

La traduction française, bien que réduite à treize articles, ne parvient pas à atténuer cette impression de morosité, sinon de désespoir, même si la part de Mussolini se résume à la biographie de Luisa Passerini<sup>45</sup>. Le poids des drames, liés à la politique du *Duce*, n’en reste pas moins considérable avec trois articles sur les cinq que comporte la Deuxième Partie, intitulée «Evènements», et l’on se demande comment «La retraite de Russie»<sup>46</sup> a pu se métamorphoser en lieu de mémoire. Le lecteur français, s’il s’intéresse à l’histoire militaire et s’il a lu *Kaputt* (1944) de Curzio Malaparte, n’ignore pas que cette expédition, qui s’acheva dans la débandade, fut vécue comme une tragédie par les Italiens; mais

44. P. Borzomati, «*La Parrocchia*», et Giovanni Tassani, «*L’Oratorio*», *I Luoghi della memoria*, II, p. 67 à 91, et p. 111 à 133. «Le Patronage» est traduit en français dans *L’Italie par elle-même*, p. 155 à 195.

45. L. Passerini, «Mussolini», *I Luoghi della memoria*, I, p. 165 à 185; et «Mussolini», *L’Italie par elle-même*, p. 419 à 439.

46. N. Revelli, «*La ritirata di Russia*», *I Luoghi della memoria*, II, p. 365 à 379; et «La retraite de Russie», *L’Italie par elle-même*, p. 335 à 349.

il ne manquera pas de faire la comparaison avec l'*autre*, la vraie *Retraite de Russie*, la nôtre, celle de la *Grande Armée*, avec de véritables lieux de mémoire, comme le passage de la Bérézina, le sacrifice des pontonniers du général Eblé, l'héroïsme de Ney et de ses cavaliers. Mais c'est une autre histoire, ou plutôt *une autre mémoire*.

«[...] si l'occasion m'était donnée d'ajouter un nouveau volume à ceux que j'ai publiés, je rajouterais aux 'lieux de mémoire' à prendre en compte, deux lieux qui ont reparu et se sont affirmés avec une force toute particulière au cours de ces dernières années, non sans rapport avec la poussée politique des forces de droite: El Alamein et les dolines (*foibe*)»<sup>47</sup>, soit une autre défaite italo-allemande, en Egypte (novembre 1942), et un épisode, peu connu en France, et d'ailleurs controversé, le massacre, en 1945, de militants fascistes par des partisans yougoslaves. La déploration est à son comble et l'on comprend de moins en moins le projet de Mario Isnenghi quand il assure que, «pour l'édition française, notre sélection a privilégié les structures de la mémoire, les lieux de longue durée, les structures permanentes du vécu, privé ou public, de générations entières» [on avait cru le contraire] et «qu'il convenait, pour bâtir ce volume, de donner la priorité aux structures sur les événements»<sup>48</sup>; une terminologie assez insolite, qui nous reconduit à la belle époque du structuralisme et à la problématique élaborée, pour l'ethnologie, par Lévi-Strauss, fort éloigné des préoccupations de Mario Isnenghi, lui-même mieux inspiré quand il se réclame de Maurice Halbwachs<sup>49</sup>. Si l'on entend privilégier les structures, qui nous éloignent de la méthodologie mise en place par Pierre Nora, pourquoi nous infliger, à la fin des deux éditions italienne et française, cette procession pontificale, de Pie IX à Jean-Paul II, en passant par Léon XIII et Jean XXIII<sup>50</sup>? S'il ne fait aucun doute que Rome, le Vatican et la Place Saint-Pierre

47. M. Isnenghi, *L'Italie par elle-même*, p. 53.

48. M. Isnenghi, *L'Italie par elle-même*, p. 53, 54 -55 et 65.

49. M. Halbwachs, *Les Cadres sociaux de la mémoire*, Paris, Félix Alcan, 1925, nouvelle édition PUF, 1952; et *La Mémoire collective*, ouvrage posthume (Halbwachs est mort à Buchenwald en 1945), 1950 et 1958. Mario Isnenghi se réfère explicitement à ces deux ouvrages, *L'Italie par elle-même*, note 1, p. 297, et plus particulièrement au second, traduit en italien sous le titre: *La Memoria collettiva*, Milan, Unicopli, 1997.

50. A. Ricardi, "I Papi", *I Luoghi della memoria*, III, p. 401 à 425; et "Les Papes", *L'Italie par elle-même*, p. 475 à 499.

constituent des lieux de mémoire, il eût été préférable de traduire «*Piazza San Pietro*»<sup>51</sup>, plutôt que cet article ultime, qui égrène ses dix papes en vingt pages comme une corvée liturgique. De même que l'on aurait préféré, puisque le champ de l'enquête se limitait à l'histoire récente, lire la traduction des articles consacrés à *Cuore*, de De Amicis, et au *Pinocchio* de Collodi<sup>52</sup>, plus stimulants que les ruminations post-mussoliniennes et représentatifs d'une *autre mémoire italienne*, plus heureuse, plus généreuse.

### *Mémoire coupable*

Revenons, une dernière fois, sur la terminologie. Bien qu'ils formulent de fortes réserves sur la possibilité d'exporter le modèle français des lieux de mémoire, Mario Isnenghi d'une part, Etienne François et Hagen Schulze de l'autre, ont conservé cette notion dans les titres des éditions Laterza et Beck; à deux détails près: *Luoghi della memoria* (au lieu de «*di memoria*») et *Erinnerungsorte* plutôt que *Gedächtnisorte*. Etienne François s'en explique d'ailleurs dans sa Présentation des *Mémoires allemandes*: «[...] si le néologisme d'*Erinnerungsort* n'a pas encore fait son entrée dans le dictionnaire, il s'est imposé dans la langue courante, supplantant le mot *Gedächtnisort* avec lequel il se trouvait en concurrence au départ»<sup>53</sup>. L'argument laisse à désirer puisque Etienne François souligne lui-même «que la langue allemande dispose de deux notions – *Erinnerung* (qui met davantage l'accent sur le contenu) et *Gedächtnis* (qui évoque davantage le contenant)»<sup>54</sup>, c'est-à-dire la fonction mémorielle. Rappelons le principe de Pierre Nora: «Mémoire: pas le souvenir, mais l'économie générale et l'administration du passé dans le présent»<sup>55</sup>.

On peut cependant accepter le choix d'Etienne François en faisant valoir que *Erinnerung* n'a pas seulement un sens local – comme on

51. R. Morozzo della Rocca, «*Piazza san Pietro*», *I Luoghi della memoria*, I, p. 513 à 523.

52. A. Faeti, «*Cuore*», *I Luoghi delle memoria*, III, p. 101 à 113; et F. Tempesti, «*Pinocchio*», *I Luoghi della memoria*, III, p. 115 à 125.

53. E. François, Présentation de *Mémoires allemandes*, p. 19-20.

54. E. François, *ib.*, p. 18.

55. P. Nora, *Les Lieux de mémoire*, II, p. 2229-2230.

parlait autrefois de la «localisation» corticale des souvenirs –, mais peut prendre, comme l'indique le suffixe *-ung* en allemand, une signification dynamique, que l'on retrouve dans le pronominal *sich erinnern an* (se souvenir de). Remarquons également, en hégélianisant quelque peu la réflexion, que *Erinnerung* est construit à partir du radical *inner* (intérieur) et qu'il ne serait donc pas abusif, dans la perspective d'une philosophie de la mémoire, de traduire *Erinnerung* par «intérieurisation». La mémoire s'approprie son objet, si distant soit-il dans l'espace et le temps, en l'intériorisant. La localisation et la datation relèvent de l'histoire et de la topographie, mais ces disciplines ne suffisent pas à produire un lieu de mémoire, qui exige toujours une *Erinnerung*. Elle seule permet de mesurer le degré de participation émotive, d'empathie du sujet mémoriel.

Dans sa Présentation de la version française des *Deutsche Erinnerungsorte*, Etienne François dénombre «six caractéristiques [...] qui nous ont paru marquer la spécificité des mémoires allemandes». 1 – «Le substantif *Deutschland*[...] ne s'impose pas avant le XVI<sup>e</sup> siècle». 2 – «L'Allemagne est en deuxième lieu un pays dont l'histoire a été marquée par d'incessantes interrogations sur son identité». 3 – «L'Allemagne est en troisième lieu un pays dont l'histoire et plus encore les représentations que s'en font les Allemands d'aujourd'hui sont faites de divisions et de ruptures». 4 – L'Allemagne est en quatrième lieu, pour reprendre la formule du sociologue Helmuth Plessner, une nation 'tard venue' (*spätgeboren*). 5 – «L'Allemagne est, en cinquième lieu, pour reprendre la formule de Nietzsche, un 'pays du milieu'». 6 – «L'Allemagne est enfin un pays travaillé par la mémoire, un pays dans lequel les enjeux de mémoire et les débats autour du passé proche des dictatures et des guerres, des persécutions et des massacres d'un 'siècle de fer, de feu et de sang' (Henry Rousso) sont aussi intenses que récurrents, aussi passionnels qu'obsessionnels»<sup>56</sup>. J'ai assez évoqué la quatrième caractéristique pour n'y pas revenir. J'insisterai, en revanche, sur la dernière, qui me paraît essentielle pour comprendre ces *Mémoires allemandes* et les choix de leurs auteurs.

---

56. E. François, *Mémoires allemandes*, p. 11 à 14.

A la différence des *Luoghi*, les *Erinnerungsorte* ne se bornent pas à la période consécutive à l'unification officielle de l'Allemagne (1871), qui institue le *Deuxième Reich*. Un décompte des thèmes est difficile à effectuer, dans la mesure où de nombreux articles, s'inspirant du modèle français, s'inscrivent dans la longue durée. La différence avec *Les Lieux de mémoire* n'est pas moins considérable, en raison, précisément, de cette «dernière caractéristique», une hypermnésie hallucinatoire qui, procédant des catastrophes récentes, se répand à rebours sur les siècles antérieurs, les contamine, les envenime, au point de répandre, même sur les périodes fastes, une brume honteuse et délétère. Tout se passe comme si on ne voyait plus le passé qu'à travers le prisme et le spectre de la catastrophe et des malédictions. Même la chute du Mur de Berlin et la Réunification de 1990 n'ont pas réussi à évacuer cette culpabilité de la conscience allemande, où elle s'est installée depuis des décennies, contrastant d'ailleurs avec le cynisme des hauts dignitaires nazis, Göring, Keitel, Jodl, etc., qui plaidèrent «*nicht schuldig*» au procès de Nuremberg, laissant à leurs compatriotes le soin d'assumer la culpabilité.

Les *Mémoires allemandes*, plus courtes, remanient évidemment l'organisation des *Deutsche Erinnerungsorte*: cinq parties au lieu de dix-huit. Mais, par suite de la concentration, la sensation de culpabilité s'en trouve accrue, jusqu'à devenir, parfois, obsédante. Si l'édition Beck comporte une rubrique «*Schuld*», composée de six articles, qui ne sont pas tous traduits dans l'édition Gallimard, celle-ci rassemble également six articles sous la rubrique «Crime et Châtiment», une dramaturgie terrible, qui nous conduit de 1918 – «La Légende du coup de poignard dans le dos»<sup>57</sup>, c'est-à-dire l'interprétation de la capitulation comme «trahison», conséquence du défaitisme de «l'arrière» – au «Chancelier à genoux»<sup>58</sup>, référence au geste de repentance de Willi Brandt, le 7 décembre 1970, lors de sa visite au monument aux morts du ghetto de Varsovie, en passant par «*Heil*»<sup>59</sup>, symbole linguistique du nazisme,

57. G. Krumeich, «La Légende du coup de poignard dans le dos» (*Die Dolchstoß-Legende*), *Mémoires allemandes*, p. 507 à 525.

58. A. Krzeminski, «Le Chancelier à genoux» (*Der Kniefall*), *Mémoires allemandes*, p. 633 à 651.

59. S. Behrenbeck, «*Heil*», *Mémoires allemandes*, p. 527 à 547.

«Auschwitz»<sup>60</sup>, «Le 20 juillet»<sup>61</sup>, l'attentat manqué contre Hitler, organisé par le comte Von Stauffenberg, le 20 juillet 1944, «L'Exode et l'expulsion»<sup>62</sup>, c'est-à-dire les déplacements de populations consécutifs à la défaite allemande de 1945.

La référence au roman de Dostoïevski est bien plus profonde qu'il n'y paraît d'abord. Raskolnikov n'est pas un assassin ordinaire. Le double meurtre qu'il commet se fonde en effet sur une idéologie qu'on serait tenté, malgré l'anachronisme, de nommer «pré nazie». Il l'a d'ailleurs exposée dans un article sur le «droit au crime», qui sera commenté tout au long du récit. «La question est que, d'après son article, les hommes se divisent en deux catégories: les ordinaires et les extraordinaires. Les 'ordinaires' *doivent* vivre dans l'obéissance et n'ont pas le droit de transgresser la loi, parce que ce sont des hommes ordinaires. Quant aux 'extraordinaires', ils ont le droit de commettre tous les crimes et de transgresser toutes les lois, précisément parce que ce sont des hommes extraordinaires.» L'humanité se divise donc en deux catégories. D'un côté les «poux», soumis à la loi, de l'autre, les êtres d'exception, pour lesquels la loi se suspend spontanément. Le drame de Raskolnikov, c'est qu'il découvre assez vite, dans la pire amertume, qu'il n'avait pas le droit de se mettre hors du droit et qu'il n'est finalement qu'un «pâle criminel», selon le mot de Nietzsche. Pourtant, il ne se reprend pas, même après s'être livré à la justice, sous l'influence de Sonia. Son système n'est pas invalidé par sa propre défaillance, bien au contraire. Il faudra attendre les dernières pages du roman (au bagne), pour que Raskolnikov reçoive, grâce à Sonia, la révélation évangélique, qui abolit, évidemment, le droit au crime et rétablit le coupable dans la communauté universelle.

On ne peut, dès lors, s'empêcher de penser que le destin tragique du peuple allemand, tel qu'il est condensé dans ces six articles (pour ne point évoquer tous ceux qui résonnent à leur tour de cette marche

---

60. P. Reichel, «Auschwitz», *Mémoires allemandes*, p. 549 à 578.

61. J. Danyel, «Le 20 juillet» (*Der 20. Juli*), *Mémoires allemandes*, p. 581 à 604.

62. E. Hahn et H. Henning Hahn, «L'Exode et l'expulsion» (*Flucht und Vertreibung*), *Mémoires allemandes*, p. 607 à 630.

funèbre), reproduit l'itinéraire du criminel dostoïevskien. Elaboration d'un système anthropologique à deux places, autorisant l'élimination de tous ceux qu'on appelle les «poux» ou la «vermine», passage à l'acte avec la mise à sac de l'Europe et l'extermination des «sous-hommes» (Juifs, Tsiganes, populations slaves), cynisme des responsables (nous avons perdu, mais nous avons raison!), jusqu'à la repentance finale, la «généflexion» du Chancelier Brandt, qui fut d'ailleurs assez mal comprise (Günter Grass n'est pas loin de se gausser de ce «pardon photogénique»); preuve qu'on ne se délivre pas de la culpabilité par un geste de contrition, si spectaculaire soit-il. La mémoire, l'*Erinnerung* est souvent aussi coriace que le refoulement.

### *Pour une philosophie de la mémoire*

Nous sommes partis d'une interrogation: le modèle des *Lieux de mémoire*, tel qu'il a été élaboré par Pierre Nora au début des années 1980, est-il transférable à d'autres pays que la France? Cette question, d'emblée posée dans les années 1990, devait être actualisée à la lumière des publications multiples, dont les plus récentes (2006 et 2007) m'ont paru appeler une sorte de bilan. Au terme de cette analyse comparative – limitée à nos deux proches voisins, elle devra s'étendre à d'autres nations européennes et, pourquoi pas, aux Etats-Unis, au Japon, etc. – on serait tenté de proposer une réponse équivoque. Si les raisons souvent invoquées pour justifier un certain scepticisme, ne paraissent pas décisives, il faut bien constater, en revanche, que les *Luoghi della memoria* et, dans une moindre mesure, les *Erinnerungsorte*, ne répondent pas toujours à notre attente théorique. Quelle que soit leur valeur intrinsèque, nombre d'articles, purement historiques, ne correspondent pas à la thématique des *Lieux de mémoire*, quand ils n'en trahissent pas la méthodologie. Le poids des événements, d'autant plus lourd qu'ils étaient plus récents, a conduit nombre d'auteurs à se réfugier dans une historiographie, qui leur était plus familière, mais au détriment de la *mémoire*.

Ne soyons pas injustes. Bien des contributions, dès lors qu'elles se *localisent*, échappent à la tentation des dates et à l'emprise des évène-

ments. Ainsi trouve-t-on, dans l'édition Laterza, un certain nombre d'articles qui se conforment au modèle français: «*Il Tricolore*»<sup>63</sup>, «*I Nomi delle vie*»<sup>64</sup>, «*Il Giro d'Italia*»<sup>65</sup>, etc. Il en va de même pour l'édition Beck, avec «*Das Nibelungenlied*»<sup>66</sup>, «*Grimms Märchen*»<sup>67</sup>, et bien d'autres articles: «*Frisch, fromm, fröhlich, frei*»<sup>68</sup>, les «quatre F» des sociétés de gymnastique (jeune, franc, joyeux, libre) et «*Kinder, Küche, Kirche*»<sup>69</sup>, les «trois K» de la femme au foyer (Enfants, Cuisine, Eglise), qui ne sont pas traduits dans les *Mémoires allemandes* et on peut le regretter.

Ces équivoques et ces difficultés n'en sont pas moins fécondes dans la mesure où elles soulignent, *a contrario*, l'exigence majeure de l'entreprise monumentale qu'ont inaugurée Pierre Nora et ses collaborateurs: dissocier, autant qu'il se peut, l'histoire de la mémoire, pour assigner, à chacune, sa mission dans la gestion du passé. Sans céder au catastrophisme politique, économique, écologique, démographique, etc., il paraît raisonnable de renoncer aux chevauchées fantastiques de l'esprit, qui ont enthousiasmé le dix-neuvième siècle. Contrairement à la lecture superficielle et tendancieuse qu'on en propose souvent, la réflexion hégélienne est moins une philosophie de l'histoire qu'une *phénoménologie* de la mémoire dans la mesure où les figures de l'Esprit ne s'inscrivent pas dans la chronologie (elles ne sont jamais datées). L'Esprit récapitule son propre itinéraire, qui relève, non de l'histoire, mais de la remémoration (*Erinnerung*). Cet itinéraire est jalonné par ce que l'on pourrait appeler des «lieux de mémoire» qui, dans leur diversité, souvent conflictuelle, sont moins des

63. G. Oliva, «*Il Tricolore*», *I Luoghi della memoria*, I, p. 3 à 13. Non traduit en français. Voir l'article de R. Girardet, «Les Trois couleurs. Ni blanc, ni rouge», *Les Lieux de mémoire*, I, p. 49 à 66.

64. S. Raffaelli, «*I Nomi delle vie*», *I Luoghi della memoria*, I, p. 215 à 241. Traduction française, «Les Noms de rue», *L'Italie par elle-même*, p. 125 à 153. Homologue français: Daniel Milo, «Le Nom des rues», *Les Lieux de mémoire*, II, p. 1887 à 1918.

65. S. Pivato, «*Il Giro d'Italia*», *I Luoghi della memoria*, III, p. 333 à 343. Non traduit. Homologue français: Georges Vigarello, «Le Tour de France», *Les Lieux de mémoire*, III, p. 3801 à 3833.

66. P. Wapnewski, «*Das Nibelungenlied*», *Deutsche Erinnerungsorte*, I, p. 159 à 169. Traduction française, «La Chanson des Nibelungs», *Mémoires allemandes*, p. 67 à 75.

67. M. Tatar, «*Grimms Märchen*», *Deutsche Erinnerungsorte*, I, p. 275 à 289. Traduction française, «Les contes de Grimm», *Mémoires allemandes*, p. 333 à 350.

68. G. Pfister, «*Frisch, fromm, fröhlich, frei*», *Deutsche Erinnerungsorte*, II, p. 202 à 218. Je traduis *frisch* par «jeune». *Fromm* n'a pas ici son sens habituel («pieux»).

69. S. Paletscheck, «*Kinder, Küche, Kirche*», *Deutsche Erinnerungsorte*, II, p. 419 à 432.



événements historiques que des moments spirituels: conscience malheureuse, *Aufklärung*, Révolution française, loi kantienne, tragédie grecque, passion du Christ, *rappelés* selon un ordre phénoménologique, aussi impérieux dans son domaine que celui de la chronologie dans le sien.

Il ne s'agit pas d'en revenir pieusement à ce monument spéculatif, lui-même daté (1807) et qui ne correspond plus, deux siècles après, aux besoins de notre temps. Il n'en reste pas moins exemplaire par sa méthodologie, fondamentale dès lors que l'on projette une philosophie de la mémoire, évidemment collective. Un autre nom vient à l'esprit, celui de Maurice Halbwachs; mais *Les Cadres sociaux de la mémoire*, marqués par l'influence de la sociologie durkheimienne, ne fournissent pas l'armature conceptuelle d'une entreprise qui doit rester ancrée dans la temporalité, non de l'histoire, mais de la remémoration.

L'entreprise de Pierre Nora ne nous reconduit pas à ce type de sociologie. L'histoire n'y est pas congédiée, mais *contenue* dans les limites de sa compétence épistémologique. A partir d'un même objet, difficile à circonscrire avec rigueur et que l'on nomme «histoire», ou *Geschichte*, deux visées sont possibles. La première est celle de l'historiographie, qui s'en tient à la recension, la datation, la reconstitution et, éventuellement, l'explication des faits. La seconde est celle de Pierre Nora. Comment désigner ses collaborateurs? Beaucoup sont des historiens reconnus, de renommée internationale. Mais, avec *Les Lieux de mémoire*, ouvrage sans précédents, ne serait-ce que par cette réunion d'articles qui, publiés séparément, n'auraient pas eu la même audience ni, surtout, la même *vocation*, un nouveau personnage a surgi au milieu des sciences humaines. Comment faut-il le nommer? On peut imaginer que, dans quelques années, le Collège de France et l'Université créeront des chaires dites «Lieux de mémoire» ou, *cum grano salis*, de «Mnémotopologie».

Au terme de son livre, *Les mots et les choses*, Foucault proposait un «trièdre des savoirs», qui eut son heure de gloire à l'âge d'or du structuralisme. Les surfaces en étaient: 1 - Les sciences dures (mathématique et physique). 2 - La linguistique, la biologie et l'économie.

3 - La philosophie. Quant aux sciences humaines, elles se logeaient au cur de ce «trièdre épistémologique»<sup>70</sup>. Je conçois volontiers une autre figure volumineuse, trièdre, tétraèdre, pentaèdre, comme on voudra, dont les faces seraient désormais constituées par les sciences humaines elles-mêmes: histoire, sociologie, anthropologie, etc. Mais, à l'intérieur de ce volume, en son centre de gravité, on découvrirait cette nouvelle discipline dont j'ai tenté, dans le sillage de Pierre Nora, d'énoncer les principes. La lecture des *Lieux de mémoire* et des ouvrages qu'ils ont suscités donne déjà une image forte de ce que pourrait être cette discipline, qui, de quelque nom qu'on la désigne, a d'ores et déjà acquis une stature philosophique.

ALAIN ROGER

---

70. M. Foucault, *Les mots et les choses*, Paris, Gallimard, 1966, p. 358.

## DARF POLITIK POPULÄR SEIN?

ERGEBNISSE EINES INTERDISZIPLINÄREN GESPRÄCHS  
JUNGER WISSENSCHAFTLER

### *Die populäre Kultur als Bedrohung des Politischen?*

Mit populären Vermittlungsformen von Politik befasste sich ein interdisziplinäres Kolloquium, zu dem Vittoria Borsò (Universität Düsseldorf) und Patrick Merziger (FU Berlin) zusammen mit der Villa Vigoni eingeladen hatten<sup>1</sup>. Die Fragestellung geht von einer aktuellen Beobachtung aus: Es wird vielfach beklagt, Deutschland habe sich zu einer „Spaßgesellschaft“ entwickelt<sup>2</sup>, in der „ernsthafte“ Politik keine Rolle spiele, politische Information bliebe ohne Resonanz. Dazu passen Umfragen, die auch im europäischen Rahmen belegen, dass sich z.B. in der Frage des Beitritts neuer Kandidaten zur Europäischen Union gerade einmal 30% der Befragten gut informiert fühlen – die Bevölkerung der Neumitglieder eingeschlossen!<sup>3</sup> Bei dem Treffen in der Villa Vigoni bestätigte *Agnieszka Liszka (Warschau)* mit ihrer Untersuchung zur „Europäischen Bürgerschaft“, dass politische Informationen kaum durchdringen. Das Konzept einer „Europäischen Bürgerschaft“, eher bekannt in der englischen Übersetzung als „European Citizenship“, umfaßt ein Bündel von Rechten (Freizügigkeit, Wahlrecht, Petitionsrecht und Schutz im europäischen Ausland) und wurde 1992 in den Maastrichter Verträgen implementiert. Es sollte die Partizipation der EU-Bevölkerung anregen und die EU stärker als positiv besetzte rechtliche Realität ins Bewusstsein heben. Obwohl bei allen Umfragen das Interesse an Bürgerechten groß ist, kennt bis heute kaum jemand die „Europäische Bürgerschaft“. *Liszka* sieht eine Zukunft der Politikvermittlung in kreativen Wegen, wie z.B. Diskussionsforen im Internet

1. Prof. Dr. Vittoria Borsò (Düsseldorf), Dr. Christiane Liermann (Villa Vigoni) und Patrick Merziger (Berlin) konzipierten und organisierten das Internationale Doktorandenkolleg *Transfigurationen der Macht. Politik, Vermittlung und Popularität*, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell unterstützt wurde.

2. Kerstin Maaß: *Spaßgesellschaft. Wortbedeutung und Wortgebrauch*, Frankfurt am Main 2003.

3. European Commission (Secretariat General)/EOS Gallup Europe: *The Future European Constitution. Flash Eurobarometer 159/2*, [http://europa.eu.int/comm/public\\_opinion/flash/fl159\\_2en.pdf](http://europa.eu.int/comm/public_opinion/flash/fl159_2en.pdf) Juli 2004, S. 3-15, hier S. 3.

oder regionalen Gesprächszirkeln. Die Befragten selbst plädieren allerdings in der Mehrzahl für eine stärkere Information über das zwar populäre, aber als unseriös empfundene Medium „Fernsehen“<sup>4</sup>. Die Politik versucht, dem Vermittlungsproblem zu begegnen, indem sie dem Wunsch nach Spaßigem, Unterhaltendem und Populärem entspricht. Die Folge wird bisweilen als „Feuilletonisierung der Politik“ erlebt: Politik werde als bloße „Inszenierung“ betrieben, um Zuschauer zu gewinnen. Liegt hier ein Abwärtstrend vor, bei dem Politik zur Unterhaltung verkommt, zum „Politainment“, während sich umgekehrt die seriösen Nachrichtensendungen zu „Infotainment“ wandeln?<sup>5</sup>

### *Die Entdeckung des Populären im Politischen*

Eine solche Sorge angesichts der vermeintlichen „Bedrohung“ des Politischen durch das Populäre steht im Widerspruch zur Perspektiven-erweiterung der neueren Forschung: „Massenkultur“, neutraler formuliert: „populäre Kultur“, wurde als Ort entdeckt, an dem nicht nur „bloße Unterhaltung“ stattfindet, sondern an dem eben auch (in einem erweiterten Sinne) Politik gemacht wird. Neben der traditionellen Sphäre der Politik, wie den Parlamentsdebatten, den politischen Zeitschriften oder den „seriösen“ Tageszeitung, erlangte die populäre Kultur in den letzten Jahren als politischer Kommunikationsraum Wissenschaftswürde und -tauglichkeit<sup>6</sup>. Die Untersuchungen stimmen darin überein, dass die Beharrungskräfte und die dynamisierenden Potentiale der populären Kultur integraler Bestandteil jeder Gesellschaftsgeschichte sind bzw. sein müssen<sup>7</sup>. Diese Forderung wird durch den Befund gestützt, dass bei al-

---

4. Ebd., S 6 und S. 14.

5. Andreas Dörner: *Politainment. Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft*, (Edition Suhrkamp 2203), Frankfurt am Main 2001. Thomas Steinfeld (Hg.): *Was vom Tage bleibt. Das Feuilleton und die Zukunft der kritischen Öffentlichkeit in Deutschland*, Frankfurt am Main 2004, besonders S. 41-68. Christian Schicha / Carsten Brosda (Hg.): *Politikvermittlung in Unterhaltungsformaten. Medieninszenierungen zwischen Popularität und Populismus*, Münster 2002.

6. Wolfgang Kaschuba / Kaspar Maase (Hg.): *Schund und Schönheit. Populäre Kultur um 1900*, (alltag & kultur 8), Köln 2001. Axel Schildt: *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und "Zeitgeist" in der Bundesrepublik der 50er Jahre* (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte 31), Hamburg 1995. Als Überblick: Kaspar Maase: *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850-1970*, (Europäische Geschichte), Frankfurt am Main 2001, 3. Auflage.

7. Vgl. dazu z.B. die Ansätze eigener Periodisierungen bzw. die Betonung der Unabhängigkeit gegenüber politischen Umbrüchen: Hans Dieter Schäfer: *Das gesplittene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirk-*

lem, was öffentlich kommuniziert wurde und wird, populäre Kultur den quantitativen Vorrang vor ausdrücklich so bezeichneten „politischen“ Mitteilungen besitzt<sup>8</sup>. Populäre Kultur schafft eigene Politiken<sup>9</sup> und übernimmt sozial-kommunikative Funktionen<sup>10</sup>.

Hat man diese Perspektive erst einmal erschlossen, wird auch schnell klar, dass die Hinwendung der Politik zum Populären keineswegs, wie in den Klagen über die „Spaßgesellschaft“ behauptet, eine Erscheinung des Niedergangs ist. Schon an dem chronologisch frühesten Beispiel, das bei dem Treffen in der Villa Vigoni vorgestellt wurde, nämlich an den Friedensverhandlungen in Münster 1645 bis 1648, kann die Funktionalität politischer Kommunikation abgelesen werden. *Laura Manzano Baena (Madrid, Florenz)* verglich Spanien und die Niederlande, deren Vertreter die Macht des Gedruckten erkannten und sich zu Nutze zu machen suchten. Die spanische Monarchie band über die zentrale Stellung des Hofes den Klerus, die Künstler und die Wissenschaftler eng an sich und behielt über Alimentierung und Mäzenatentum auch deren Produkte unter Kontrolle, so dass Kampagnen gestartet und Abweichungen verfolgt werden konnten. In den Niederlanden mussten hingegen Mittler und Multiplikatoren überzeugt und das Publikum gewonnen werden. Das erforderte flexiblere Taktiken und eingängigere Formen und Inhalte. Letztlich aber ist dieser Weg erfolgreich gewesen. *Laura Manzano Baena* präsentiert damit zwei Kommunikationssysteme, die einen Übergang markieren, wobei die spanische Monarchie für eine vormoderne Form der politischen Kommunikation steht, die sich ihrer prekären Situation bewusst war und alles

---

*lichkeit 1933-1945*, München 1983, 3. Auflage. Lorenz Engell / Bernhard Siegart / Joseph Vogl (Hg.): *1950 – Wendemarke der Mediengeschichte*, Archiv für Mediengeschichte 4 (2004).

8. Das ergibt die empirische Auswertung zeitgenössischen Datenmaterials, z.B.: Michael Meyen: *Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 50er Jahren* (Kommunikationsgeschichte 14), Münster 2001. Tobias Schneider: *Bestseller im Dritten Reich. Ermittlung und Analyse der meistverkauften Romane in Deutschland 1933-1944*, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 52,1 (2004), S. 77-97.

9. Linda Schulte-Sasse: *Entertaining the Third Reich. Illusions of Wholeness in Nazi Cinema*, Durham 1996. Heide Fehrenbach: *Cinema in Democratizing Germany. Reconstructing National Identity After Hitler*, Chapel Hill 1995.

10. Z.B.: Matthias Stadelmann: „O, wie gut ist es, im sowjetischen Land zu leben“ - *Unterhaltungskultur als gesellschaftliches Integrationsmoment im stalinistischen System*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 30,1 (2004), S. 74-93.

daran setzte, die niederländische Form der Kommunikation von ihrem Gebiet fernzuhalten.

### *Die Popularisierung von Politik im 20. Jahrhundert*

Die Klagen über die „Spaßgesellschaft“ liegen zwar mit ihrer Beobachtung falsch, Popularisierung von Politik sei ein Phänomen des *ausgehenden* 20. Jahrhunderts. Richtig ist aber, dass im 20. Jahrhundert eine neue Qualität der Popularisierung erreicht wurde. Das „Jahrhundert der Massenmedien“<sup>11</sup> – gestützt durch standardisierte und serielle Informationsproduktion und verbesserte Distribution<sup>12</sup> – war wie kein Jahrhundert zuvor durch den Bedeutungsgewinn der populären Kultur geprägt. Entsprechend haben auch die Klagen über diese Entwicklung von Politik und Kultur eine lange Tradition, man denke an die „Schmutz und Schund“-Kampagnen um 1900<sup>13</sup>. Frühzeitig wurden allerdings solche Diskurse auch als versuchte Abwehr der „Massen“, der „einfachen Leute“, und als Denunziation von deren kulturellen Betätigungen und Wünschen entlarvt<sup>14</sup>. Solche Klagen können für die Forschung zugleich ein Zeichen dafür sein, dass sich populäre Bedürfnisse durchsetzen und in der politischen Kommunikation nicht ignoriert werden konnten.

Bei der Beschäftigung der Geschichts- und Kommunikationswissenschaften mit politischer Kommunikation stand jedoch lange Zeit nicht so sehr diese Wechselwirkung von Politik und populärer Kultur im Vordergrund. Vielmehr zog das Phänomen der *Propaganda* besondere Aufmerksamkeit auf sich. Dabei konzentrierte man sich zuerst auf die beeindruckenden Apparate zur Medienlenkung in den totalitären Diktaturen und autoritär geführten Staaten des 20. Jahrhunderts<sup>15</sup>.

---

11. Axel Schildt: *Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27,2 (2001), S. 177-206.

12. Heinz-Gerhard Haupt: *Konsum und Handel. Europa im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2003.

13. Mirjam Störin: *Asthetik im Umbruch. Zur Funktion der „Rede über Kunst“ um 1900 am Beispiel der Debatte um Schmutz und Schund* (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 88), Tübingen 2002.

14. Umberto Eco: *Apocalittici e integrati. Comunicazioni di massa e teorie della cultura di massa*, Milano 1964.

15. Als Überblick: Ute Daniel / Wolfram Siemann (Hg.): *Propaganda. Meinungskampf, Verführung und politische Sinnstiftung 1789-1989*, Frankfurt am Main 1994. Robert Jackall (Hg.): *Propaganda. Main Trends of the Modern World*, London 1995. Zuletzt z.B.: David Welch: *Nazi Propaganda and the „Volksgemeinschaft“: Constructing a people's Community*, in: *Journal of Contemporary History* 39,2 (2004), S. 213-238. Klaus Ar-

Ein Schwerpunkt der Auseinandersetzung mit Propaganda liegt bis heute gewiss in der Erforschung von „Sender“-Intentionen, Botschaften und Techniken<sup>16</sup>. Aufbauend auf der Rezeptionsforschung<sup>17</sup> und Medienwirkungsforschung<sup>18</sup> ist jedoch zuletzt nachdrücklich gefordert worden, dass auch das Hineinwirken des Publikums in die Propaganda bzw. politische Kommunikation zu berücksichtigen ist<sup>19</sup>.

*Christoph Ziegler (Berlin)* stützt die These von der politischen Kommunikation als eines wechselseitigen Vorgangs am Beispiel der „Wochensprüche“ der NSDAP. Die „Wochensprüche“ waren Kleinplakate, die zwischen 1938 und 1945 in millionenfacher Auflage gedruckt wurden. Selbst bei der Propaganda der NSDAP, die landläufig als mächtige Maschinerie vorgestellt wird, darf keineswegs von einer einfachen Manipulation ausgegangen werden; zutreffender ist es, von einer „rezipierten Übertragung“ zu sprechen. Ziegler beschrieb, wie durch Verwendung kirchlicher und bürgerlicher Spruchtraditionen, durch spezifische Hängung und durch die Behandlung der Sprüche in Schulen auf vermutete Wünsche des Zielpublikums eingegangen wurde und gleichzeitig die erhoffte Wirkung sichergestellt werden sollte. *Alexandra Kaiser (Tübingen)* erweiterte diese Perspektive mit einer Längsschnittuntersuchung zum „Volkstrauertag“ von 1918 bis heute. Der Längsschnitt erlaubt exemplarisch den Blick auf den Wandel politischer Kommunikation im 20. Jahrhundert angesichts eines sich wandelnden Publikums. Auf den ersten Blick erscheint der Volkstrauertag als Ritual mit großer Konstanz, denn der „Volksbund für Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.“ war über 80 Jahre hinweg der Initiator.

---

nold: *Propaganda als ideologische Kommunikation*, in: Publizistik. Vierteljahreshefte für Kommunikationsforschung 48,1 (2003), S. 63-82.

16. Ein zusammenfassender Definitionsversuch: Klaus Merten: *Struktur und Funktion von Propaganda*, in: Publizistik 45,2 (2000), S. 143-162.

17. Hans Robert Jauf: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik. Versuche im Feld der ästhetischen Erfahrung* (Uni-Taschenbücher 692), München 1977.

18. Ende der 50er Jahre beginnt die rezipientenorientierte Medienwirkungsforschung mit dem „uses and gratification“-Konzept, vgl. als Überblick: Jay G. Blumler / Elihu Katz (Hg.): *The Uses of Mass Communication. Current Perspectives on Gratifications Research* (Sage Annual Reviews of Communication Research 3), Beverly Hills 1974. Als Weiterentwicklung bezieht das dynamisch-transaktionale Modell wieder stärker das Medium ein, vgl. dazu: Werner Früh: *Medienwirkungen: Das dynamisch-transaktionale Modell. Theorie und empirische Forschung*, Opladen 1991.

19. Sehr polemisch und zusammenfassend ist diese Kritik formuliert bei: Thymian Bussemer: *Propaganda und Populärkultur. Konstruierte Erlebniswelten im Nationalsozialismus*, Wiesbaden 2000.

Gleichwohl wandelte sich das Ritual sowohl in seiner Praxis als auch in der publizistischen Begleitung grundlegend. Aus einem Tag der Trauer um die Gefallenen wurde ein Gedenktag für „alle Opfer des Krieges“. Auch *Philipp Müller (Weimar, Erfurt)* erforscht die Interaktionen zwischen „oben“ und „unten“ im politischen Prozess. Er stellte in der Villa Vigoni die Ergebnisse seiner wirkungsgeschichtlichen Untersuchung vor, die fragt, wie um 1900 die Bevölkerung mit polizeilichen Verlautbarungen umging. Das Ergebnis behördlicher Versuche, mit „dem Volk“ (zum Beispiel bei polizeilichen Aktionen) zu kommunizieren, war demnach zwiespältig. Es gelang der Staatsmacht nicht, den Kommunikationsprozess umfassend zu steuern; vielmehr eignete sich das Publikum den neuartigen Kommunikationsraum an und gestaltete ihn nach eigenen Bedürfnissen, z.B. um Sichtbarkeit und Prominenz zu erzeugen<sup>20</sup>.

### *Das Publikum der populären Politik – Zuschauer oder Gestalter?*

Dass das Publikum ein durchaus widerspenstiges Objekt der Politikvermittlung ist, gehört zur Alltagserfahrung des Politikers. Die Fallstudien, die bei dem Treffen in der Villa Vigoni vorgestellt wurden, bestätigen dies. Angesichts eines „Rezipienten“, der nicht unbedingt den Kommunikationsofferten „von oben“ folgt, rückt die Frage nach den Aneignungsformen „von unten“ zwangsläufig in den Mittelpunkt. Ein solcher Perspektivenwechsel ist im Zusammenhang mit der Propaganda-Forschung bereits erfolgreich praktiziert worden<sup>21</sup> und erfasst seit geraumer Zeit auch die Beschäftigung mit dem Phänomen „Popularität“, „populäre Kultur“ einschließlich „populärer Medien“<sup>22</sup>. Es ist evi-

20. Vgl. dazu Philipp Müller: *Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs* (Campus Historische Studien 40), Frankfurt am Main 2005.

21. Vgl. die Ergebnisse von Robert Gellately: *Backing Hitler. Consent and Coercion in Nazi Germany*, Oxford 2001. Gerhard Stahr: *Volksgemeinschaft vor der Leinwand? Der nationalsozialistische Film und sein Publikum*, Berlin 2001. Bernd Sösemann: „Auf Bajonetten läßt sich schlecht sitzen“. *Propaganda und Gesellschaft in der Anfangsphase der nationalsozialistischen Diktatur*, in: Thomas Stamm-Kuhlmann u.a. (Hg.), *Geschichtsbilder. Festschrift für Michael Salewski zum 65. Geburtstag* (Historische Mitteilungen der Ranke Gesellschaft, Beiheft 47), Stuttgart 2003, S. 381-409.

22. Eine systematische Erfassung von Zeugnissen der Rezeption findet sich z.B. bei: Helmut Korte: *Der Spielfilm und das Ende der Weimarer Republik. Ein rezeptionshistorischer Versuch*, Göttingen 1998. Auch die erneute Hinwendung zur Region als Untersuchungseinheit ist durch das Interesse am Rezipienten, an lokalen



dent (wenn auch noch zu wenig in der Praxis berücksichtigt), dass jede Geschichte der öffentlichen Kommunikation damit vor der Herausforderung steht, die Rekonstruktion historischer Wahrnehmungsmodi zu leisten<sup>23</sup>. Schließlich verweisen auch die „cultural studies“ nachdrücklich auf Rezeption und Aneignung als die eigentlichen Entstehungsorte von Politik. Nicht die *Intention* desjenigen, der politische Inhalte vermitteln will, entscheidet, sondern die Aufnahme und Weiterverwendung durch den Rezipienten. Letztlich wird hier der Rezipient zum Produzenten, indem er z.B. die Waren der „Kulturindustrie“ aufnimmt, neu zusammensetzt und sich daraus eine selbst bestimmte und aus seiner Sicht „bessere“ Welt schafft<sup>24</sup>.

*Hannah Ablheim (Berlin)* untersucht im Rahmen dieser Fragestellung den Boykott als populäres Mittel der Politik. In der Weimarer Republik übernahm die NSDAP diese Protestform der Arbeiterbewegung und setzte die Boykotte gegen „jüdische“ Geschäfte besonders im Einzelhandel ein. Mit den Boykotten konnte das Unbehagen am komplexen Prozess der ökonomischen und sozialen Modernisierung in eine einfache, verständliche und für jeden in Handlung umsetzbare Form gebracht werden. Dabei setzte die NSDAP auf Medien, die der Interaktion auf lokaler Ebene angepasst waren, z.B. Plakate oder Umzüge. Die entsprechenden Aktionen schädigten die Betroffenen nicht nur wirtschaftlich; sie sorgten auch dafür, dass sich eine ideologische Sprache und Denkweise festsetzte. Auf einmal musste sich jeder fragen, was ein „jüdisches Geschäft“ eigentlich war. Die Partei hatte zunächst die Kampagne initiiert, doch bald „emanzipierte“ sich das populäre Mittel des Boykotts, es entzog sich der Kontrolle und wurde nach 1933 in seiner unregulierten und ungewollten Form zu einer ernsten Belastung des deutschen Wirtschaftslebens. Analog untersucht *Anna Menge (Oxford)*

---

Auswirkungen hervorgerufen: Claus-Christian W. Szejnmann: *Verwässerung oder Systemstabilisierung? Neue Forschungen zum Nationalsozialismus in der Region*, in: Neue Politische Literatur 48,2 (2003), S. 208-250.

23. Silvia Serena Tschopp: *Das Unsichtbare begreifen. Die Rekonstruktion historischer Wahrnehmungsmodi als methodische Herausforderung der Kulturgeschichte*, in: Historische Zeitschrift 280,1 (2005).

24. Grundlegend: John Fiske: *Reading the popular*, Boston 1989. Michel de Certeau: *L'invention du quotidien I. Arts de faire*, Paris 1990, nouvelle édition. Skeptischer hinsichtlich des befreienden Potentials dieser Aneignungen: Lawrence Grossberg: *We gotta get out of this place. Popular conservatism and postmodern culture*, New York 1992.

die Beteiligung der „einfachen Leute“ an der Entstehung des Hindenburgmythos, dessen politische Verwendung von 1914 bis 1939 in vielfältiger, auch widersprüchlicher Form bekannt ist. Als Beispiel zitierte sie die Berliner „Nagelstatue“ Hindenburgs. Bei einer „Nagelstatue“ wird der Besucher aufgefordert, Nägel in einen Balken zu schlagen. Die Form des Jahrmarkt-Vergnügens diente in diesem Fall dazu, Geld für die Hinterbliebenenfürsorge zu sammeln. Die Nagelstatue avancierte zum zentralen Denkmal für Hindenburg und gab damit ein deutliches Zeichen für die Verwurzelung des Hindenburgmythos in der Bevölkerung. Dabei zeigten die ambigue Metaphorik – auf der einen Seite der „eiserne“ Hindenburg, auf der anderen Seite das aggressive Eintreiben von Nägeln – und die Nutzung des Orts als Redeplattform mit durchaus kritischen Beiträgen zu Monarchie und Heeresführung, dass keineswegs von einer glatten Übernahme staatlicher Propaganda auszugehen ist.

Ein Beispiel des Zusammenfallens populärer Praxis und politischer Funktion beschrieb hingegen *Patrick Merziger (Berlin)* am Beispiel der Komik im Nationalsozialismus. Die populärsten Komödien nach 1933 waren keineswegs ein Ergebnis propagandistischer Bemühungen, sondern entstammten zum großen Teil dem Laienspiel, das aber auf der politischen Ebene des Nationalsozialismus abgelehnt wurde. Diese Stücke setzten sich trotzdem in einem professionellen Theater durch, das sich den ideologischen Vorgaben entsprechend nach 1933 als „Volkstheater“ zu verstehen hatte. Es musste sich für neue Publikumsschichten, für die „einfachen Leute“, öffnen und als Ausweis seiner Volksnähe erfolgreich sein. Da die Stücke des Laientheaters bewiesen hatten, dass sie als Theater der „einfachen Leute“ reüssieren konnten, wurden sie dem professionellen Boulevard-Theater vorgezogen. Dabei waren die Stücke keineswegs unpolitisch: Gesellschaftliche Inklusionen und Exklusionen wurden hier verhandelt, wobei in der Regel eine geschlossene Gemeinschaft imaginiert und idealisiert wurde, weshalb dieser „Deutsche Humor“ so beliebt und schließlich auch politisch salonfähig wurde.

## Die Politik der populären Medien

Die Beschäftigung mit dem Populären verlangt eine neue Sicht auf das „Medium“, dessen Bandbreite mit den Medien der Massenkommunikation keineswegs abgedeckt ist. Vielmehr bilden Umzüge oder Erscheinungen wie die erwähnte „Nagelstatue“, aber auch flüchtige Notizen, Beschwerden, Postkarten, Teeservice, Laientheater und Sammelalben Quellen der Geschichtswissenschaft, insofern sie Medien des Populären sind. Weiter ist die Architektur<sup>25</sup>, einschließlich zeitgenössischer Räume wie beispielsweise Ausstellungen<sup>26</sup> und Einkaufszentren<sup>27</sup>, einzubeziehen.

Die Ausweitung des Medienbegriffs ist allerdings nicht beliebig. Besonders die kulturwissenschaftlich orientierte Medienwissenschaft und die Mediengeschichte verlangen vom Medium Einfluss auf die Ausformung und Strukturierung von Öffentlichkeit. Das Medium wird dort nicht mehr als neutraler Ort der Speicherung von Inhalten verstanden, vielmehr bestimmt es die Botschaften und letztlich auch die Strukturen von Öffentlichkeit<sup>28</sup>. Das geschieht durch seine Technik, die bestimmte Inhalte favorisiert und sie nur innerhalb bestimmter geographischer und ökonomischer Kreise „empfangbar“ macht<sup>29</sup>. Das geschieht außerdem durch bestimmte Schwellen, die für ein Öffentlichwerden in einem spezifischen Medium überwunden werden müssen<sup>30</sup>. Und es

25. Erik Schmid: *Staatsarchitektur der Ära Mitterrand in Paris. Ästhetische Konzeption und politische Wirkung* (Theorie und Forschung 419), Regensburg 1996.

26. Jürgen Fohrmann / Andrea Schütte / Wilhelm Voßkamp (Hg.): *Medien der Präsenz. Museum, Bildung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert* (Mediologie 3), Köln 2001.

27. Fiske: *Reading the popular* (wie Anm. 24).

28. Für Friedrich Kittler sind Medien Dispositive, d.h. Aggregate von Regeln und Determinanten (Michel Foucault), die nicht nur das Umfeld einer bestehenden Botschaft sind, sondern diese bestimmen und Macht auf die damit befassten Institutionen ausüben, vgl. Friedrich A. Kittler: *Aufschreibesysteme 1800-1900*, München 1995, 3., vollständig überarbeitete Neuauflage. Zu den durch Medien konstituierten Kommunikationsräumen: Vittoria Borsò / Reinhold Göring (Hg.): *Kulturelle Topografien* (M & P-Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung: Kulturwissenschaften), Stuttgart 2004.

29. Vgl. dazu z.B. Wolfgang Behringer: *Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 189), Göttingen 2003. Behringer entwirft die Entwicklung des Postnetzes, die Verdichtung des Netzes und die Erhöhung der Geschwindigkeit als eigentliche Kommunikationsrevolution der Moderne.

30. Das Internet wurde zu Beginn als niedrighschwelliges Medium begrüßt, das es jedem erlaube, sich öffentlich zu äußern. Inzwischen zeigen sich aber auch die Einschränkungen dieses Mediums: Beate Hoecker: *Mehr Demokratie via Internet? Das Potenziale der digitalen Technik auf dem empirischen Prüfstand*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 39-40 (2002), S. 37-45.

geschieht nicht zuletzt durch die Position, die der Nutzer bei der Rezeption einnehmen muss. So unterscheidet sich trotz teilweise deckungsgleicher Inhalte das im Privatbereich genutzte Fernsehen deutlich von dem öffentlich rezipierten Kino<sup>31</sup>.

Über die Abhängigkeit der Wirkung des Mediums von seinem Kontext reflektierte *Beatrice Schuchhardt (Düsseldorf)* am Beispiel der algerischen Gegenwartsliteratur. Das „offizielle“ Geschichtsbild, das den Algerienkrieg als heroischen Befreiungskrieg beschreibt, wird im zeitgenössischen algerischen Roman teilweise dekonstruiert. Gescheiterte und vergessene Existenzen werden zu Helden, Lücken und Fehlleistungen der Sprache und damit Verschwiegene in der Geschichte Algeriens werden literarisch thematisiert. Aber viele wichtige Werke suchen sich ihr Publikum gewissermaßen auf Umwegen: Während sie in Algerien auf Unverständnis stoßen, werden sie von der europäischen Öffentlichkeit gerade als „algerische“ Produkte rezipiert. Ähnlich inkongruent verläuft die Rezeption der Romane von Jean Genet, wie *Urs Urban (Düsseldorf)* zeigte. Wie kaum ein anderer Künstler versucht Genet, sich aus der Gesellschaft und dem Populären „herauszuschreiben“. Dazu bediente er sich besonders der Homosexualität seiner Protagonisten. Seine homosexuelle Leserschaft allerdings las und liest die Romane nicht als Verneinung, sondern als Ausdruck eines subkulturellen Selbstbewusstseins und damit gerade als Teil populärer Kultur. Solche Kontextualisierungen verlaufen klarerweise je nach historischer und kultureller Situation unterschiedlich. Auf dieselbe literarische Operation, also zum Beispiel die Identifikation mit den Ausgestoßenen, reagiert das Publikum in einem neuen Kontext nicht zwingend in derselben Weise.

*Markus Buschhaus (Karlsruhe)* stellte nicht Ort oder Zeit des Mediums in den Mittelpunkt, sondern die Beschaffenheit des Mediums selbst. Als Beispiel dienen ihm Bilder des Körpers, einerseits anatomische Atlanten, andererseits die Kataloge zur Ausstellung „Körperwelten“. Während der anatomische Atlas normativ vorgeht und „Norma-

---

31. Knut Hickethier: *Geschichte des deutschen Fernsehens*, Stuttgart 1998.

les“ im Vergleich mit dem „Abnormen“ präsentiert, feiern die Ausstellungskataloge das Exotisch-Außergewöhnliche. Während der anatomische Atlas seine Bilder durch Anordnung und Legenden als medizinische Lehrstücke markiert, öffnen die Ausstellungen „Körperwelten“ einen Zugang, der neben der „Belehrung“ auch Unterhaltung bietet oder auf ästhetische Neugierde antwortet und diese damit legitimiert<sup>32</sup>.

### *Widerstand und Politik im Populären*

Aufschlussreich war das Kolloquium über den Wissensgewinn hinaus, weil es in den Diskussionen erlebbar machte, wie sehr die jeweilige Sozialisation den Blick auf Politik, Medien und populäre Kultur mitbestimmt. In der Villa Vigoni erwiesen sich die jungen Wissenschaftler aus den Ländern des einstigen „Ostblocks“ als deutlich skeptischer gegenüber den Erfolgen von Politikvermittlung als ihre „westlichen“ Kollegen. Gleichzeitig verteidigten sie nachdrücklicher als diese den Rückzug ins Private oder in die Kunst als plausible Form der Resistenz. Am historischen Beispiel der Oper im Nationalsozialismus, italienischen Faschismus und im sowjetischen Stalinismus diskutierte *Irina Kotkina (Florenz, Moskau)* dieses Problem. Sie stellte die Oper der 30er Jahre als einen zunächst unpolitischen Raum vor, der allerdings durch seinen Kontext politisch aufgeladen und instrumentalisiert wurde. Kotkina stellt die Frage, ob nicht trotz der politisch-ideologischen Funktionalisierung Kunst als Kunst erhalten bleibt und Rezeptionserlebnisse jenseits des Politischen möglich sind. Hier lässt sich weiter fragen: Besitzen nicht auch Produkte populärer Unterhaltung eine Art „Widerständigkeit“, indem sie sich der vollständigen Instrumentalisierung entziehen? Jedenfalls scheinen umgekehrt klassische Zuschreibungen wie „Autonomie der Kunst“ oder „Opposition“ und „Verneinung“ kaum noch als Irritation wahrgenommen zu werden. Sie gelten vielmehr als Begriffe und Konzepte, die sowohl in ihrem Widerstands-

---

32. Vgl. dazu Markus Buschhaus: *Über den Körper im Bilde sein. Eine Medienarchäologie anatomischen Wissens*, Bielefeld 2005.

potential als auch in ihrem Anspruch auf Weltbeschreibung dem 19. Jahrhundert zugehören. Als irritierend wurden und werden noch heute vielmehr unklare Übergänge, oszillierende Bedeutungen und Rezeptionsoffenheit empfunden. Aber verlagert die Rede von der „selbst bestimmten“ und „souveränen“ Rezeption und dem „demokratisierenden Konsum“ die Autorenschaft nicht einfach, nämlich zum Rezipienten hin, ohne das Konzept selbst in Frage zu stellen?<sup>33</sup> Damit wird die Grenze zwischen „politisch“ und „unpolitisch“ noch einmal brüchiger, wie auch *Klaus Nathaus (Berlin)* anhand der Ergebnisse seiner komparatistischen Untersuchung zum Vereinswesen in Deutschland und England unterstrich. Populäre Vereine, deren Zweck sportliche und gesellige Aktivitäten waren, wollten dezidiert unpolitisch sein. Sie erhielten in Deutschland politische Bedeutung erst, als das Vereinsrecht der Weimarer Republik sie in Dachverbände zwang und auf das Allgemeinwohl als Daseinszweck ausrichtete. Erst diese externe Einflussnahme, die die Nähe zum Staat sanktionierte und eine systematische Strukturierung erforderlich machte, habe, so Nathaus' These, den nahtlosen Übergang der Vereinskultur in den Nationalsozialismus ermöglicht.

### *Die Transfigurationen der Macht*

Die Frage bleibt, wann und wie Unterhaltung, Geselligkeit, Konsum und Vergnügen zu einer politisch relevanten Praxis werden. Auch wenn diese Frage im Einzelfall nur kontextabhängig konkret zu beantworten ist, kann man festhalten, dass alle diese auf den ersten Blick „unpolitischen“ Formen des sozialen Handelns auch da, wo sie *nicht* erklärtermaßen „politisch“ sein wollen, die Rahmenbedingungen der Politik durch die Weltbilder und Werthaltungen, die sie transportieren, mitbestimmen, wie sich am Fall der „Komik im Nationalsozialismus“ zeigte. Eine politische Geschichte darf daher nicht in der Sphäre des

---

33. Zu der Diskussion um Widerstandspotentiale vgl. den gegenüber neuen Formen der Resistenz in der populären Kultur sehr kritischen Artikel: Hannelore Bublitz: *Verschwindende Identitätspolitiken in der „Politik des Vergnügens“*, in: *Politik des Vergnügens. Zur Diskussion der Populärkultur in den Cultural Studies* (Fiktion und Fiktionalisierung 3), hg. v. Udo Göttlich u.a. Köln 2000, S. 285-300.

primär Politischen verharren<sup>34</sup>. Der Begriff „Transfigurationen“ soll hier weiterhelfen: Er rückt die *Umwandlungen* und *Übertragungen* von Macht in den Praktiken und Produkten populärer Kultur in den Blick. Politische Kommunikation stellte sich aus dieser Perspektive als bidirektionale Kommunikation dar. Das Populäre muss in der Politik anwesend sein, um Vermittlung zu gewährleisten. Es verändert Politik nachhaltig – besonders deutlich im 20. Jahrhundert. Jenseits der Politikvermittlung ist aber auch die Sphäre der populären Kultur in einem spezifischen Sinne *politisch*, da dort Weltdeutungen und Sinnstiftungsangebote vermittelt werden und sich beim Rezipienten einschreiben. Gerade in der umgangssprachlich „unpolitische Unterhaltung“ und der alltägliche Praxis wird „Politik“ in dem skizzierten weit gefassten Sinne für die Mehrheit der Rezipienten überhaupt erst sichtbar und wirksam. Nicht zu vernachlässigen ist dabei, dass diese Politik auch jenseits der Massenmedien stattfindet. Für die Zukunft wäre eine Geschichte der Medien wünschenswert, die mediale Topographien und Dispositive, also die Beschäftigung mit Ort, Zeit und Beschaffenheit des Mediums, nachdrücklicher auf die alltäglichen Formen der Kommunikation ausweitet.

Das Publikum ist an der Konstituierung des Politischen beteiligt, und es entwickelt eigene Formen, in denen Politik ihren Ausdruck findet. Es ist keineswegs beliebig steuerbar, vielmehr kann man es als Merkmal des 20. Jahrhunderts ansehen, dass populäre Formen erfolgreiche politische Vermittlungsformen bestimmen. Gleichzeitig scheint es prinzipiell beide Ausprägungen zu geben, einerseits das Ineinanderverfallen von Politik und Populärem, andererseits das Populäre als Sphäre des Eigensinns. Die populäre Kultur unterliegt dabei einem eigenen Wandel, der nicht unbedingt den Perioden der politischen Geschichte entspricht. Formationen der populären Kultur sind vielmehr von „langer Dauer“, und diese Formationen können politische Systemwechsel überstehen. Umgekehrt kann es innerhalb desselben politischen Sy-

---

34. Auch in der Politikgeschichte wird eine Ausweitung des Begriff des Politischen gefordert, vgl. z.B. Ute Frevert / Heinz-Gerhard Haupt: *Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung*, (Historische Politikforschung 1) Frankfurt am Main 2005.

*Patrick Merziger*

stems zu Moden- und Richtungswechseln der populären Kommunikation kommen. So kann die Politik der populären Kultur durchaus dem politischen System entsprechen. Sie muss aber nicht notwendigerweise zivilisierend bzw. subversiv in einer Demokratie, nicht notwendigerweise manipulativ in der Diktatur sein.

PATRICK MERZIGER



*MACHT DER BILDER – BILDER DER MACHT.*  
SCHWERPUNKTE DES DIESJÄHRIGEN  
DOKTORANDENKOLLOQUIUMS \*

I. In welchem Sinne besitzen Bilder *Macht*? Und wie setzt sich *Macht* ins Bild? Die beiden Fragen umreißen ein gewaltiges Themenspektrum, das Alltagserfahrung und Wissenschaften gleichermaßen betrifft. Die Feststellung, dass Bilder in unserer „Mediengesellschaft“ omnipräsent sind, dass sie uns geradezu „überfluten“, gehört zur Diagnose der Gegenwart ebenso wie die Überzeugung, jede Kommunikation bedürfe der Veranschaulichung und der bildlich-symbolischen „Inszenierung“, allen voran natürlich die politische, auf Zustimmung zielende Kommunikation. Entsprechend gibt es kaum eine Wissenschaft, von den Rechtswissenschaften über die Psychologie bis zur Neurobiologie, die sich heute der Beschäftigung mit der Wirkmacht des Visuellen entziehen könnte. In besonderer Weise gilt dies nach den *cultural*, *pictorial* und *iconic turns* für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Nicht mehr nur die Kunstgeschichte beansprucht wissenschaftliche Kompetenz zur Deutung von Bildern. Erinnert sei an die „Geschichtsbilder“, das Motto des 46. Deutschen Historikertags im Jahr 2006, der seine Themenwahl mit der Feststellung begründete, Bilder würden als historische Quelle und als Darstellungsmedium historischen Wissens immer wichtiger, weshalb es sich mit der „Macht der Bilder“ und den Interessen ihrer „Macher“ auseinanderzusetzen gälte.

Lange Zeit standen vor allem Politikwissenschaft, Geschichte und Soziologie unter dem Eindruck der Ästhetisierung ideologischer Botschaften, wie sie von den Diktaturen des Zwanzigsten Jahrhunderts entwickelt worden war<sup>1</sup>. Beim Thema *Macht und Bild* dachte man fast

---

\* Das Interdisziplinäre Europäische Doktorandenkolloquium *Macht der Bilder – Bilder der Macht* in der Villa Vigoni wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft auf der Grundlage des Antrags von Karl-Siegbert Rehberg (TU Dresden) gefördert. Die wissenschaftliche Leitung lag bei Klaus Krüger (FU Berlin), Marina Münkler (Humboldt-Universität Berlin), Karl-Siegbert Rehberg und Bernd Sösemann (FU Berlin).

1. Vgl. dazu Hans Vorländer, *Demokratie und Ästhetik. Zur Rehabilitierung eines problematischen Zusammenhangs*, in ders. (Hg.), *Zur Ästhetik der Demokratie. Formen der politischen Selbstdarstellung*, Stuttgart/München 2003, S. 11-26.

automatisch an Produkte wie Leni Riefenstahls „Triumph des Willens“, an symbolische „Pseudopolitik“ zwecks Massenverführung und stellte ihr die ‘echte’, ‘eigentliche’ Politik des Entscheidungshandelns der politischen Eliten gegenüber. Ästhetische Politik schien „auf die Funktion scheinhafter Verbrämung von Gewaltherrschaft“ reduziert und damit per se als „politischer Sündenfall“, selbst wenn sie in demokratischen Systemen auftrat<sup>2</sup>. Neuere kultursoziologische Ansätze argumentieren gegen diese Dichotomie. Anknüpfend an Klassiker wie Weber, Simmel und Plessner, gehen sie von der Annahme aus, dass alles politische Handeln instrumentelle und zugleich expressive Anteile hat. Als Streben nach Macht und als der Legitimation bedürftiges Stellvertretungshandeln muss Politik dargestellt werden und ist in jedem Fall symbolisch oder, wie es Hans-Georg Soeffner nennt, „figurativ“ im Sinne des Auftritts des Menschen als *zoon politikón*.

II. Die Architektin und Soziologin Heike Delitz (Technische Universität Dresden) erweiterte in ihrem Auftaktvortrag zum Kolloquium in der Villa Vigoni die Kritik an der dichotomischen Gegenüberstellung um die Dimension der Gesellschaft. Unter dem Titel *Architektur als Medium des Sozialen* plädierte sie für den Abschied von der Vorstellung, Architektur sei „Spiegel“, „Symbol“ oder „Ausdruck“ der Gesellschaft. Gestützt vor allem auf Helmuth Plessner will sie Architektur vielmehr soziologisch als ein *Medium* des Sozialen verstehen, als eine Macht, die die Gesellschaft nicht abbildet, nicht „verdoppelt“, sondern selbst (mit-)hervorbringt und gestaltet. In historischer Perspektive bedeutet das, den Anspruch der „Moderne“, die Gesellschaft und den Menschen mittels Architektur neu zu formen, zu rekonstruieren; es heißt aber auch, die Zurückweisung dieser Selbstermächtigung der Avantgarde durch andere soziale Akteure als Teil des Konstituierungsprozesses von Gesellschaft und Öffentlichkeit in den Blick zu nehmen. Anhand exemplarischer architektonischer Gestaltungen des Gesell-

---

2. Vgl. Hans-Georg Soeffner/Dirk Tänzler, *Figurative Politik. Prolegomena zu einer Kultursoziologie politischen Handelns*, in dies. (Hg.), *Figurative Politik. Zur Performanz der Macht in der modernen Gesellschaft*, Opladen 2002, S. 17-33, hier S. 10.

schaftlichen, so Delitz' These, lassen sich dominante Formensprachen herausarbeiten, die sich eine Gesellschaft wählt und mittels deren sie sich permanent sichtbar konstituiert. Wie läßt sich aber, so wurde in der Diskussion gefragt, in einem solchen architektursoziologischen Ansatz die Interdependenz von sozialen, politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen und dem „gesellschaftlichen Imaginären“ tatsächlich untersuchen? Und welcher Platz kommt dem schöpferischen Kunstwillen des einzelnen im Vollzug des gesellschaftlichen Selbstgestaltungswillens mittels Architektur zu?

Aus anderem Blickwinkel hat es der katholische Theologe Andreas Matena (Universität Bonn) mit dem Problem der Abwesenheit oder Anonymität des Künstlers zu tun. In seiner Dissertation über das berühmte römische Kultbild, die *Imago Christi* in der Palastkapelle der Lateranbasilika, fragt er nach deren Bedeutung für das mittelalterliche Papsttum vom 8. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts. Tatsächlich besaß die *Imago Christi* in der Bildtheologie des Abendlandes einen singulären Status und einen außerordentlichen Rang für das päpstliche Zeremoniell. Im Zentrum der Untersuchung steht nun die Frage nach der *potestas* des Kultbildes im komplexen liturgischen Sinn- und Handlungsgefüge um den römischen Pontifex, das dessen Stellung vom *Stellvertreter* Christi zum *Abbild* des Gottessohnes steigern und ihn als Hüter des *patrimonium Petri* legitimieren sollte. Wie bei Delitz' Projekt geht es auch bei Matenas Untersuchungsgegenstand klarerweise um mehr als um „Ästhetisierung“ einer auch außerhalb vom Objekt denkbaren Botschaft. Zentral ist vielmehr die gemeinschaftkonstituierende Mächtigkeit des Werkes, die sich im Falle des mittelalterlichen Kultbildes der Realpräsenz des Heiligen verdankt.

Im klassischeren Sinn politische Ikonographie betreibt der Kunsthistoriker Mateusz Kapustka (Universität Breslau/Wroclaw). Unter dem Stichwort *Kopfbilder* untersucht er Breslauer Embleme der kommunalen und geistlichen Macht des späten Mittelalters. Die Kopfreliquie des Hauptes des Heiligen Johannes des Täufers bildete das wichtigste mittelalterliche Heiligtum der Breslauer Diözese. Sie wird bis heute auf der Dominsel aufbewahrt. Kapustka analysiert, wie die Kirche den sa-

kralen Rang des Reliquienbesitzes zur Prestigesteigerung und Identitätsstiftung einsetzte, während die Breslauer *Civitas* Darstellungen der Enthauptung und der „Johannes-Schüssel“ (auf der das Haupt dargeboten wird) heranzog, um ihre Hoheit als Recht setzende und zur Strafe (einschließlich Enthauptung) legitimierte Instanz anzuzeigen. Die Verwendung der Kopfbilder im repräsentativen Rahmen der städtischen Jurisdiktion, so Kapustkas These, lässt sich auf die spezielle Bedeutungsdimension dieses Heiligen im Sinne der Ankündigung einer neuen Rechtsordnung zurückführen, so dass städtische Rechtsprechung und Strafvollzug in einen Offenbarungszusammenhang gerückt und beglaubigend sakralisiert wurden.

Wie wird aber formal-künstlerisch sichergestellt, dass ein Bild „funktioniert“? Wie gelingt die Beziehung zwischen den kulturellen, religiösen und sozialen Kodierungen einer Gesellschaft und ihren bildlichen Darstellungsweisen? Diesen Fragen geht die Berliner Kunsthistorikerin Ulrike Ritzerfeld am Beispiel der Kirche Santa Caterina in Galatina in Apulien nach. Das Ende des 14., Anfang des 15. Jahrhunderts entstandene Bilddekor der Kirche lässt sich als Machtdarstellung lesen, als Instrumentarium der Machterlangung und -erhaltung, dessen sich, anders als im Breslauer Fall, ein Bündnis aus religiösen *und* weltlichen Kräften bedient. „Kunst“ wird hier also zwecks symbolischer Bekräftigung von Herrschaftsansprüchen in den Dienst genommen, konkret: zur Durchsetzung lateinisch-römischer Feudalhoheit in einer „griechisch-byzantinisch“ geprägten Region. Die besondere wissenschaftliche Herausforderung einer solchen Untersuchung liegt dabei in der zu leistenden Unterscheidung zwischen expliziter politischer Referenz und künstlerisch-technischer Gestaltung, also der Semantik des formalen Arrangements, aus der Adressat und Intention zu erschließen sind. Diese Differenzierung – und mit ihr die sich daraus ergebenden methodischen Divergenzen zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen – bildeten ein Dauerproblem bei der Klärung der Beziehung von *Bild* und *Macht* im Kolloquium. Wollte man es zuspitzen, könnte man sagen, dass für die Geschichtswissenschaft die *Spiegel-*, oder *Inszenierungsqualität* eines Werks im Verhältnis zu politischen

Vorstellungen oder Machtkonstellationen attraktiv ist. Allerdings werden dabei die Mechanismen des Transfers von „Bedeutung“ hin zum *Abbild* methodologisch nicht immer genügend reflektiert. Offenbar bedarf es der minutiösen Analyse, um zu klären, unter welchen Umständen und dank welcher semantischen Mittel die Aufladung mit „Sinn“ gelingt oder misslingt. Die Kunstgeschichte fragt hingegen stärker nach der eigenständigen Formsprache des Kunstwerks, seiner Medialität und deren Evolution, und sie tut sich bisweilen schwer in umgekehrte Richtung: mit der Rekonstruktion der historischen Bedeutungsabsichten und politischen Sinnvorgaben, die sich der ästhetischen Form einschreiben, ohne diese damit zu erledigen. Eine soziologisch ausgerichtete Ikonographie schließlich versteht das Werk im Sinne eines „Paradigmas“, „Musters“ oder „Leitbilds“, um den Aspekt der Machtschöpfung („Emergenz“) gegen den der „bloßen“ Inszenierung stark zu machen.

An dieser heiklen Schnittstelle ist auch Judith Wellens Untersuchung zur *Vermittlung königlicher Herrschaft unter Karl II. von Spanien* angesiedelt. Die Kunsthistorikerin (FU Berlin) analysiert Claudio Coellos Altarprojekt mit dem Bild der „Sagrada Forma“ (1685-90) in der Sakristei des königlichen Klosters in El Escorial. Es handelt sich um eines der bedeutendsten Ausstattungsprojekte aus der Spätphase der Herrschaft Karls II. im Spannungsfeld von Herrschaftsanspruch und Krise. Wellen interpretiert die komplexe ikonographische Struktur als Versuch, dem evidenten Machtverfall mit Hilfe von Bildern entgegenzuwirken, die die *Pietas Austriaca* in den Mittelpunkt rücken, die also weniger die (kaum mehr vorhandene) herrscherliche Machtfülle als die sakralheilsgeschichtliche Funktion sichtbar machen. Diese Deutung lässt sich noch erweitern um den Aspekt der auffälligen Verausgabung an Verweisen und bildsprachlichen Mitteln in dem Kunstwerk, was im Sinne einer selbstbewussten Eigenlogik des Werks interpretiert werden kann. Deren Kehrseite wäre die fast melancholische oder zumindest versunken-weltabgewandte Erscheinung des betenden Herrschers, der sich damit möglicherweise in eine ältere ikonographische Tradition der österreichischen Habsburger einschreibt, in der im Bild die magischwundertätige Kraft als fürstliches Attribut betont wurde.

Eine Fallstudie „politischen Bauens“ unter den Bedingungen revolutionärer Umwälzungen stellte die Kunsthistorikerin Britta Hentschel (ETH Zürich) am Beispiel des römischen Architekten Gaetano Koch (1849-1910) vor. Koch war einer der maßgeblichen Baumeister des „neuen Rom“ nach der nationalstaatlichen Einigung Italiens. Er gehörte zu denen, die den Geltungsanspruch des jungen Staates gegen die visuelle Omnipräsenz der Katholischen Kirche mit städtebaulichen und architektonischen Großprojekten – Verkehrsschneisen, Neubauten, Umwidmungen – durchzusetzen versuchten. Die von Koch gebauten konkaven Zwillingsspalazzi an der Piazza Esedra 1886-1902 (heute Piazza della Repubblica) sind ebenso zu *landmarks* des italienischen Nationalstaats avanciert wie der Palazzo Margherita (1886-1892, heute US-Botschaft) an der Via Veneto. Hentschel zeigt, dass die Strategien, welche die Wortführer der jungen Nation zur realen und visuellen Aneignung der Stadt einsetzten, beides gleichzeitig wollten: den Bruch mit der römischen Tradition päpstlicher Macht und deren bauliche Übernahme und Fortschreibung. Die Architektur erweist sich dabei als ideales Medium, sei es, dass man sie, wie es Heike Delitz im Anschluß an Helmuth Plessner nahe legt, sozialgenerativ versteht, im Sinne einer gebauten Vorstellung der Gesellschaft von sich selbst; sei es, dass man sie repräsentativ liest. Speziell Kochs Palazzi an der Piazza Esedra stellen dabei eine besondere Herausforderung an die architekturhistorische und -soziologische Deutung dar, sind sie doch weder kirchlicher Provenienz, noch staatliche Auftragsarbeiten, sondern privatwirtschaftliche Unternehmungen, deren Formsprache entsprechend in einen vielfältigen Sinnzusammenhang bürgerlicher, ökonomischer und nationaler Zeichensysteme gestellt werden muß.

Dass gerade die bürgerliche Kultur ihre eigene Subversion in der Kunstszene alimentiert, bildet eine existentielle Herausforderung der zeitgenössischen Kunst. Der Beitrag der Kunsthistorikerin Stefanie Manthey (FU Berlin) *No Fear. Keine Angst* analysiert „Szenographien der Macht im Werk von Thomas Schütte“. Die Arbeiten des Künstlers, die vorgestellt werden, lassen sich als Einspruch gegen den auf „Reduktion von Komplexität“ angelegten öffentlichen Diskurs in der Mas-

sendemokratie lesen. Während im massenmedialen Zeitalter der Meinungsbildungsprozess unter dem Diktat von Vereinfachung und Zuspitzung steht, will Schütte die Uneindeutigkeit und Komplexität von Dingen und Ideen sichtbar machen. Aber es gibt auch Arbeiten von ihm, die die Pluralisierung von Standpunkten geradezu zu unterbinden scheinen, indem sie dem Betrachter die Möglichkeit zur Perspektivierung vorenthalten. Der Deutungswillen, der dabei manifest wird, ohne sich explizit als solcher zu erkennen zu geben, sorgt für Irritation. In der Diskussion wurde daher an die ältere Machtlehre erinnert, die die Zweckmäßigkeit der Macht-Verhüllung propagierte (Machiavelli), sowie an die Diagnose der späteren politischen Soziologie, die besagt, die Verwendung des Machtbegriffs unterliege einer eigentümlichen Tabuisierung, die darauf beruhe, dass das Leugnen oder Verbergen von Macht auch ein Mittel zu deren Durchsetzung sei<sup>3</sup>.

Bildmacht zur Reduzierung von Vieldeutigkeit zwecks Erzeugung und Lenkung kollektiver Gefühle analysiert der Historiker Luigi Ghezzi (Universität Innsbruck). Er untersucht die politische Instrumentalisierung und emotionale Massenwirkung zweier Denkmäler, der Statue Walthers von der Vogelweide in Bozen aus dem Jahr 1889 und der Dante-Statue des Jahres 1896 als „Antwort“ darauf in Trient. Die Standbilder wurden von der irredentistischen bzw. der pangermanischen Bewegung ideologisch vereinnahmt: In Trient galt die Dante-Statue als *Memento* des unter fremder Herrschaft stehenden Landes, während Walter von der Vogelweide in Bozen als Bollwerk des Deutschtums gegenüber der romanischen Welt erhalten mußte. Allerdings zeigt Ghezzi, dass beiden Denkmälern zugleich eine Fülle weiterer, durchaus nicht deckungsgleicher regionaler, geopolitischer, religiöser, sozialer und emotionaler Identifikationsangebote unterlegt wurde. Die Debatten darüber in der Presse und die Einbeziehung der Denkmäler in Rituale und Demonstrationen politisierten die Öffentlichkeit, die sich

---

3. Es ist die Machtsteigerung durch Machtverdeckung eine zentrale These der institutionellen Analyse; vgl. dazu Karl-Siegbert Rehberg, *Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen (TAIM)*, in: Gerhard Göhler (Hg.), *Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie*, Baden-Baden 1994, S. 47-84.

als Kollektiv gemeinsamer emotionaler Erfahrungen und daraus gespeister politischer Hoffnungen konstituieren sollte. Dieses Muster fand im 20. Jahrhundert seine Fortsetzung und Steigerung. So stellte der Bonner Historiker Heiko Luckey emotional aufgeladene Identifikationsangebote zur Massenmobilisierung am Beispiel von *Konstruktion, Funktion und Rezeption populärer Identifikationsfiguren in Nationalsozialismus und Stalinismus* dar. Beide Regimes versuchten, über die unmittelbar zugängliche emotionale Ansprache eine affektive, die freiwillige Unterwerfung garantierende Bindung des einzelnen an das Kollektiv herzustellen. Im Sinne der Gemeinschafts- und Gehorsamspolitik erwies sich dabei der Einsatz von heldischen Vorbildgestalten als besonders erfolgreich. Unterhalb der Ebene des „Führers“ und außerhalb des eigentlichen Machtapparats produzierten beide Diktaturen eine Ebene aus ambivalenten, halb heroisch-außergewöhnlichen, halb erreichbar-normalen „Alltagshelden“, deren Popularität mit hohem Medieneinsatz angetrieben wurde. Solche sorgfältig inszenierten Idole erfüllten im Sinne der Regime mehrere Zwecke zugleich: Vermittlung und Popularisierung von ideologisch gewünschten Werthaltungen, deren Idealisierung mittels Unterhaltung und Zerstreuung. Wertvolle Aufklärung zu den Mechanismen totalitärer Herrschaft verspricht folglich eine minutiöse Analyse des verwendeten Bildvokabulars, seiner Entstehungsgeschichte, des formalen und inhaltlichen Kontextes sowie der Produktions- und Distributionsbedingungen, die zur Erhellung der wirkungsgeschichtlichen Dimension unverzichtbar sind.

Letztere bleibt die große Herausforderung an die Mediengeschichte, wie auch der Braunschweiger Historiker Thomas Kubetzky für die Heldeninszenierung in der Kriegsberichterstattung konstatiert. Er untersucht drei prominente Fälle aus den feindlichen Lagern des Zweiten Weltkriegs: Bernard L. Montgomery, George S. Patton und Erwin Rommel und entdeckt eine strukturelle Ähnlichkeit der medialen Darstellung der drei Generäle, ungeachtet der verschiedenen politischen Rahmenbedingungen und Ausprägungen der Medienlandschaften in ihren Ländern. Die drei Militärführer werden in nahezu identischen Topoi beschrieben, ihre Leistungen werden in sehr ähnlicher Form darge-



stellt, und sie sind selbst die Dramaturgen des heldischen Bildes, das von ihnen in die Öffentlichkeit gelangen soll. Von der „mask of command“ hat der Militärhistoriker John Keegan in diesem Zusammenhang gesprochen: Die theatralische Selbstinszenierung der Feldherren vor den eigenen Truppen ist demnach ein zentrales Element ihrer militärischen Tüchtigkeit. Sie schreiben sich in die narrative Tradition der Führerhelden (im Gegensatz zum Opferhelden) ein, wobei zu der „Maske“ des Heerführers, unabhängig vom politischen System, in dessen Auftrag er agiert, stereotypische Qualitäten wie persönlicher Einsatz, Draufgängertum, Führsorge für die eigene Truppe sowie auch Attribute von Unkonventionalität und Exzentriz gehören. „Meta-institutionell“ nennt Karl-Siegbert Rehberg (TU Dresden) diese Qualität: Der Held muß die an ihn herangetragenen Erwartungen erfüllen und charismatisch übersteigen. Entscheidend für das Heldentum ist nicht das Opfer, sondern der Erfolg, gerade im Übersteigen der Befehle. Diese *fortune* ist dann das medial Inszenierbare.

Einen weiteren Beitrag zur Kulturgeschichte der Propaganda bot die Untersuchung des Politologen Alexey Tikhomirov (Universität Chemnitz), der den stalinistischen *Personenkult in Praktiken des Ikonoklasmus* in den vierziger und fünfziger Jahren auf dem Gebiet der DDR erforscht. Tikhomirov zeigt, dass das Verhältnis zwischen „der“ Gesellschaft und „der“ Macht variabel und auf der Suche nach Konsens in Maßen anpassungsfähig war. Tatsächlich wurde Stalin auch in der SBZ und der DDR als Führer- und Integrationsfigur inszeniert, nicht nur um durch Personalisierung komplexe ideologische und politische Sachverhalte sowie schwer vermittelbare moralische Forderungen zu erklären, sondern auch um bei den Besiegten Vertrauen zur Macht in den Händen des charismatischen Siegers über den Faschismus zu schaffen. Die Technik, auf die Tikhomirov aufmerksam macht, ist die flexible plurale Werbestrategie, die unterschiedliche Gruppeninteressen und -bedürfnisse zu berücksichtigen suchte. Gleichwohl ließen sich nicht alle Deutschen für Stalin begeistern. Es kam zu ikonoklastischen Angriffen auf die Symbole der von ihm repräsentierten Staatsordnung. Tikhomirov sieht darin Versuche, jenen politischen Raum neu zu

kodieren, den das Stalin-Bild als Bindeglied zwischen Bevölkerung und Macht zunächst geschaffen hatte. Insofern erkennt er in solchen Aktionen kein Zeichen der Machtlosigkeit und Hilflosigkeit, sondern soziale Praktiken, die den Anspruch auf Deutungshoheit markieren.

Von den Medien totalitärer Regimes zur Medienmacht in der pluralen Gesellschaft: Der Historiker Benjamin Städter untersucht im Rahmen des Bochumer Forschungsprojekts zur „Transformation der Religion in der Moderne“ die bildliche Darstellung von Religion bzw. Religiosität in den Medien der Bundesrepublik. Anhand des Bildmaterials lässt sich der Wandel der öffentlichen und privaten Rolle der Religion dokumentieren: Dominierte bis in die späten sechziger Jahre eine Bildsprache für die Institution Kirche und ihre Vertreter, die deren außerordentlichen sozialen und moralischen Rang in Szene setzte, wurden ab Ende der sechziger Jahre in Text und Bild verstärkt Kritik und Ablehnung formuliert. Städter sieht darin allerdings keine Bestätigung der bekannten Behauptung von der Entkirchigungs- bzw. Entchristlichungstendenz der Epoche. Er liest den Wandel vielmehr als Zeichen der fortschreitenden Integration der Religion in die massenmedial geprägte Zivilgesellschaft. Die Kirchen wurden als „normale“ Protagonisten der zeitgenössischen Gesellschaft wahrgenommen und deren medialen Gesetzmäßigkeiten unterworfen, womit sie die Hoheit über Präsentation und Deutung ihres Auftretens und dessen Rezeption verloren. Zweifellos aber verstand die ihre eigene Liberalität inszenierende Mediengesellschaft der späten sechziger und der siebziger Jahre speziell die katholische Kirche als Antipoden, dessen behauptete Rückständigkeit ihr als Folie der eigenen Fortschrittlichkeit diente. Diesen Liberalisierungs- und Pluralisierungsprozeß der bundesrepublikanischen Gesellschaft rekonstruiert der Historiker Jürgen Kniep (Universität Freiburg) näherhin am Beispiel der Filmzensur. Gerade wegen der dem Film unterstellten immensen Wirkmacht glaubte man, diesen kontrollieren zu müssen, um die Gesellschaft und den einzelnen zu schützen. Tatsächlich gelangt bis heute in Deutschland kein Film unkontrolliert auf die Leinwand. In Anlehnung an Foucault und die angelsächsische „New Censorship“-Debatte deutet Kniep „Zensur“

allerdings nicht als einseitigen behördlichen Akt, sondern als alltägliches Phänomen der Inklusion und Exklusion, der Ressourcenverteilung und sozialen Kontrolle. Zensur erweist sich damit als Produkt sozialer Aushandlungsprozesse über die Grenzen des Zeigbaren entlang sich wandelnder gesellschaftlicher Normen und Werte. Während sich Kniep den gesellschaftlichen Interaktionen bei der Herstellung von zensorischen Praktiken zuwendet, untersucht Thoralf Hamm (FU Berlin) in seiner Studie *Der neue Krieg der Bilder* die Berichterstattung deutscher Medien zum Zweiten Irakkrieg. Ausgehend von der (u. a. durch die neurologische Emotionsforschung gestützten) Erkenntnis, dass bestimmte ästhetische Operationen (Auswahl und Inszenierung von Bildern und Tönen) die Wahrnehmung des Betrachters in einer bestimmten Weise konditionieren und steuern, rekonstruiert Hamm die bildpolitischen Strategien der Medien, um die Meinungslenkung hinter dem Anspruch der Informationsvermittlung sichtbar zu machen. Welches Bild des Irakkonflikts vermittelte das deutsche Fernsehen zu welcher Zeit und mit welchen Mitteln dem Zuschauer? Hamms Analyse zeigt eine Fülle von medialen Verfahren, die darauf abzielten, durch die Lenkung der Wahrnehmung auch das politische Urteil des Zuschauers zu steuern, konkret: die amerikanische Politik vorteilhaft und die irakische negativ erscheinen zu lassen. Auch hier offenbart sich die Schwierigkeit der Analyse von Bildern als historischer Quelle, die die gesamte Veranstaltung begleitete. Die Wirkungsweise von Bildern, gerade im Gefüge der Massenmedien, die sie vielfach bearbeiten, rekombinieren und in einem komplizierten Netzwerk distribuieren, ist so komplex, dass sie sich einer linearen Zuordnung von Reiz und Reaktion verweigert.

III. Schaut man auf die wiederkehrenden Themen des Kolloquiums, so lässt sich festhalten, dass die Frage nach den „Bildern der Macht“ in der Regel auf Bilder von „Herrschaft“ zielten. Auf dem bewährten Feld der Herrschaftsikonographie scheint denn auch das interdisziplinäre Gespräch am besten zu funktionieren. Notwendig ist die Interdisziplinarität aber bei jeder Bildanalyse, um den vielfältigen Konstitutionen

von „Bedeutung“ gerecht zu werden, die der Mensch mit allen Sinnen, sprachlich und symbolisch interpretierend vornimmt, so Karl-Siegbert Rehberg.

Mittels Bildern und im Bild wird Macht erzeugt, substantielle Macht im wundertätigen Kultbild. Von ihm stammt das Paradigma, dass man von Bildern Wirkungen erwarten kann. Auch bei zunehmender Ästhetisierung und Stilisierung lebt das Bild noch von diesem Paradigma der magischen Wirkung. Daher werden Bilder zum Gegenstand der Interaktion, einschließlich Ikonoklasmus als Gegenwehr gegenüber den Bildern, denen man noch quasimagische Wirkung zuschreibt.

Die „Macht“ des Bildes erwächst dabei daraus, dass es nicht bloßes „Abbild“ ist, sondern einen Verweisungscharakter besitzt, wie Karl-Siegbert Rehberg in seiner Zusammenfassung festhielt: Es vergegenwärtigt als „Präsenzsymbol“ einen ursprünglichen Zusammenhang, etwa Personen, Handlungen, eine bestimmte Zeit (etwa die Vergangenheit) oder bestimmte Räume und selbst das eigentlich Zeitlose religiöser Offenbarung. Mit Präsenz geht aber immer Prekarität einher, so dass sich an Bildern auch Prozesse der Entwertung und des Machtverlusts ablesen lassen. Eine solche Lektüre setzt die Aufmerksamkeit für die Kontexte, die Produktionsbedingungen der Bilder und ihre Rezeption sowie ihren Ort in Bildtraditionen voraus. Hierin lag ein Schwerpunkt des Treffens in der Villa Vigoni. *Historisierung, Differenzierung, Medialität* mahnte Klaus Krüger (FU Berlin) als die Verfahren an, die den Zugriff auf die „sich entziehenden Bilder“ erhalten. Die minutiöse Kontextualisierung holt die Eigengesetzlichkeit von Bildern zwar nicht vollkommen ein, aber sie ist doch am ehesten imstande, den imaginären und symbolischen Machtgehalt des Bildes zu rekonstruieren.

CHRISTIANE LIERMANN

## LA STRATEGIA DI LISBONA E IL VII PROGRAMMA QUADRO PER LA RICERCA

A Lisbona, il 23 e 24 marzo del 2000, il Consiglio Europeo ha definito un nuovo obiettivo strategico che l'UE è chiamata a soddisfare entro il 2010: “diventare lo spazio economico basato sulla conoscenza più competitivo e dinamico del mondo”. Per il raggiungimento di questo obiettivo è stata predisposta una strategia globale per i settori: occupazione, riforme economiche e coesione sociale. Tale piano d'azione, conosciuto come *Strategia di Lisbona*, si propone di contribuire allo sviluppo di una politica imprenditoriale che favorisca la competitività delle imprese europee in un contesto sempre più globale. Oltre alle iniziative nel campo della povertà e dell'emarginazione sociale, la *Strategia di Lisbona* prevede una crescente attenzione al tema dello *sviluppo sostenibile*, con particolare riferimento alla lotta contro i cambiamenti climatici e alla migliore utilizzazione delle energie rinnovabili.

Nel quadro della *Strategia di Lisbona*, una rinnovata enfasi viene posta sul tema della conoscenza con particolare riguardo al cosiddetto *triangolo* le cui componenti essenziali sono: ricerca, tecnologia ed innovazione. Il principale strumento di cui l'Unione europea si avvale per il raggiungimento di tali ambiziosi obiettivi sono i *Programmi quadro per la ricerca*, istituiti ai sensi del Capitolo XVIII del Trattato sull'Unione europea (art. 163-171) con la finalità di stimolare tutte quelle iniziative congiunte che mirino alla creazione di *network* trans-nazionali capaci di sviluppare progetti ad alto contenuto tecnologico e di innovazione. Il prolungamento della durata del *VII Programma quadro* da quattro a sette anni (2007-2013) dimostra la volontà di potenziare l'efficacia di tale strumento, pur nella continuità con il passato, nella prospettiva di imprimere nuovo slancio alla ricerca in Europa.

### *I quattro programmi principali*

Nello specifico, il *VII Programma quadro* prevede un'articolazione in quattro specifiche aree tematiche che coincidono con i quattro maggiori obiettivi dello *Spazio europeo della ricerca* (SER).

Il programma *Cooperazione* mira a consolidare i legami tra l'industria e la ricerca in un quadro transnazionale ed è articolato in 9 sezioni che corrispondono ai principali settori di progresso delle conoscenze e delle tecnologie a livello sociale, economico, ambientale ed industriale:

- salute
- prodotti alimentari, agricoltura e biotecnologie
- tecnologie dell'informazione e della comunicazione
- nanoscienze, nanotecnologie, materiali e nuove tecnologie di produzione
- energia
- ambiente (compresi i cambiamenti climatici)
- trasporti (compresa l'aeronautica)
- scienze socioeconomiche ed umane

Tale programma dovrebbe contribuire alla realizzazione di svariati obiettivi a medio-lungo termine che consentiranno di rafforzare la competitività dell'UE nei settori scientifici e tecnologici.

In particolare, sono previsti i seguenti *target*:

- contribuire allo sviluppo sostenibile promuovendo la ricerca ai massimi livelli di eccellenza;
- promuovere ambiziose *partnership* paneuropee per accelerare lo sviluppo di tecnologie fondamentali mediante il varo di iniziative tecnologiche congiunte;
- rafforzare il coordinamento dei programmi di ricerca nazionali, in particolare mediante il consolidamento del meccanismo ERA-NET e l'istituzione del meccanismo ERA-NET PLUS; sono state inoltre proposte due ulteriori iniziative: l'iniziativa *Regioni della conoscenza* che dovrebbe contribuire allo sviluppo di *clusters* regionali per la ricerca e l'iniziativa *Potenziale di ricerca* che mira a sostenere le regioni sfavorite e periferiche;
- attuare, in stretta cooperazione con gli Stati membri, quattro iniziative specifiche nei settori dell'assistenza all'autonomia, della ricerca, della meteorologia e delle piccole/medie imprese (PMI);

- migliorare l'orientamento dell'approccio alla cooperazione internazionale.

Il programma *Idee* si propone di incentivare le ricerche di frontiera in Europa. Un particolare impulso allo sviluppo di tali iniziative dovrebbe venire dal *Consiglio europeo per la ricerca* (CER), che è esplicitamente previsto dal Programma quadro con la finalità di sostenere i progetti di ricerca più ambiziosi ed innovatori. Le discipline comprese sotto questo capitolo includono i campi della scienza, della tecnologia, dell'ingegneria, delle scienze socio economiche e di quelle umanistiche.

Il programma *Persone* mette a disposizione risorse finanziarie importanti per migliorare le prospettive di carriera dei ricercatori europei. In tal modo la Commissione europea mira a sostenere la formazione e la mobilità per valorizzare appieno il potenziale umano della ricerca.

Il programma *Capacità* si propone di fornire ai ricercatori strumenti efficaci per rafforzare la qualità e la competitività della ricerca europea. Sotto questo capitolo vengono incluse tutte quelle iniziative atte a sostenere la ricerca e le capacità di innovazione dell'UE. Particolare attenzione viene posta alle "infrastrutture di ricerca", ai *cluster* di ricerca regionali ed interregionali nonché a tutte quelle iniziative "orizzontali" che mirano a sviluppare forme di cooperazione a livello internazionale.

### *Il budget*

Per il periodo 2007-2013, la Commissione ha previsto uno stanziamento di 50521 milioni di euro, vale a dire circa 7217 milioni di euro l'anno, che rappresentano oltre una volta e mezzo il bilancio annuale del *VI programma quadro*. Più nel dettaglio, tali risorse sono ripartite nel modo seguente:

- Cooperazione: 39292 milioni di euro
- Idee: 7640 milioni di euro
- Persone: 4727 milioni di euro
- Capacità: 4291 milioni di euro

Il supporto finanziario offerto dall'UE consiste nel rimborso di una determinata percentuale delle spese sostenute per lo sviluppo delle attività previste. In base al principio della *sussidiarietà*, i finanziamenti devono concernere iniziative con uno specifico valore aggiunto europeo; non deve cioè trattarsi di attività che potrebbero essere sviluppate in maniera più efficace a livello regionale o nazionale.

La Commissione europea ha previsto una notevole semplificazione delle procedure di accesso al VII Programma quadro. Tra le procedure proposte per la semplificazione dell'*iter* amministrativo è prevista la registrazione elettronica che consentirà ai proponenti di una istituzione già registrata di non dover più fornire i propri dati nel caso di una successiva partecipazione.

L'aumento del *budget* previsto per il VII programma quadro rispecchia l'importanza della ricerca nel processo di rilancio della *Strategia di Lisbona*. In questo contesto, il Programma quadro potrà finanziare un maggior numero di progetti di qualità e in tal modo rafforzare le capacità di innovazione dell'Unione europea.

### *Le attività di ricerca e sviluppo*

All'interno del VII Programma Quadro, tre sono le principali attività di ricerca previste:

- Le reti di eccellenza
- I progetti in collaborazione
- Le iniziative tecnologiche congiunte

#### *– Le reti di eccellenza*

Lo scopo di queste reti è quello di consolidare e sviluppare l'eccellenza scientifico-tecnologica della Comunità europea integrando le capacità di ricerca attualmente esistenti o emergenti a livello nazionale e regionale. Le attività sono generalmente orientate ad obiettivi interdisciplinari e a lungo termine. Le reti di eccellenza mirano a favorire la cooperazione tra università, centri di ricerca, imprese ed organizzazioni scientifico-tecnologiche. Ogni rete prevede un programma comune



di attività, aggiornato di anno in anno; in generale, tale programma comprende i seguenti elementi:

- *ricerca*
- *integrazione* (mobilità dei ricercatori, messa in comune delle strutture di ricerca e gestione della rete)
- *diffusione* dell'eccellenza (trasferimento, valorizzazione e diffusione delle conoscenze, formazione dei ricercatori)

Per poter essere istituite, tali reti devono comprendere almeno 3 partecipanti provenienti da 3 Paesi diversi. In pratica, ciascuna rete è costituita da partenariati di ampie dimensioni che riuniscono fino a centinaia di ricercatori per un periodo minimo di 5 anni.

#### – *Progetti in Collaborazione*

Lo scopo di tali progetti è quello di sviluppare collaborazioni internazionali con *partner* di diverse nazioni con la finalità di promuovere iniziative orientate a risolvere problematiche concrete, a produrre nuove soluzioni tecnologiche e a fornire nuovi servizi nell'interesse della società e della competitività europea.

Ciascuno di questi progetti, a durata determinata, deve essere contraddistinto da obiettivi scientifici e tecnologici chiaramente definiti della cui realizzazione sono responsabili i *consorzi*.

Tali consorzi possono essere costituiti da un numero variabile di *partner* provenienti dal mondo accademico, da quello industriale, dalle piccole e medie imprese (PMI) e dai centri di ricerca. Lo svolgimento di un progetto in collaborazione si basa su un piano comune d'esecuzione, rivisto annualmente, che comprende le seguenti diverse attività:

- ricerca, sviluppo, dimostrazione e valorizzazione delle conoscenze
- diffusione e trasferimento delle conoscenze
- analisi e valutazione delle tecnologie in causa
- formazione per PMI, centri di ricerca, università
- sostegno destinato all'adozione di nuove tecnologie

- informazione e comunicazione, dialogo con il pubblico
- gestione del consorzio

– *Le iniziative tecnologiche congiunte (ITC)*

Le ITC costituiscono il principale strumento a disposizione del VII Programma quadro per stimolare i rapporti fra ricerca ed industria. Ad oggi, le ITC per cui è stata proposta l'istituzione sono: *Innovative medicine Initiative*, *Nanoelectronics Technologies 2020*, *Embedded Computing Systems*, *Hydrogen and Fuel Cells Initiatives*, *Aeronautics and Air Transport*, *Global monitoring for environment and Security (GMES)*. I contenuti di queste iniziative sono definiti direttamente dalle corrispondenti *Piattaforme tecnologiche europee* che sono state istituite con lo scopo di riunire aziende, istituti di ricerca, mondo finanziario e autorità di regolamentazione al fine di redigere un'agenda comune di ricerca (SRA).

– *Partecipazione*

Ai finanziamenti del *VII Programma quadro* possono aver accesso le entità legali di tutti gli Stati membri dell'UE e di quelli candidati. È inoltre prevista la posizione di *Stato associato*, vale a dire di un Paese terzo che, pur non volendo aderire all'UE, contribuisce con una quota finanziaria al *budget* del Programma quadro. Possono inoltre partecipare organismi internazionali di interesse europeo nonché il Centro comune di ricerca della Commissione. In linea generale, il partenariato minimo previsto è costituito da 3 organismi di 3 Paesi UE, candidati o associati. Eventuali Paesi terzi potranno partecipare secondo le modalità indicate nel bando, sulla base di una valutazione progetto per progetto.

TOMMASO LIMONTA

**AUF DEM WEG ZU EINER EUROPÄISCHEN MANAGEMENTKULTUR**

***VERSO UNA CULTURA MANAGERIALE EUROPEA***



## MANAGEMENT TEDESCO E ITALIANO A CONFRONTO \*

Incoraggiare la conoscenza reciproca e la crescita della cultura manageriale rientra in pieno nei compiti di una istituzione come Villa Vigoni che ha lo scopo di favorire la maggiore conoscenza delle culture tedesca e italiana, per promuoverne la crescita comune. E la cultura manageriale è componente fondamentale della cultura di un popolo e fattore chiave del suo successo od insuccesso. Gli economisti generali e teorici, almeno in Italia, faticano a cogliere, se non a posteriori, ciò che accade nell'economia poiché tendono ad ignorare il ruolo della variabile manageriale; invece è più che mai necessario riflettere su come si pensa e come si agisce, come si soffre e come si gioisce sul posto di lavoro, con quale etica e con quali principi di leadership ci si comporta in questi luoghi dove la maggior parte delle persone spende gran parte dell'esistenza.

Ho sentito manager di grande successo affermare che non esistono differenze, che la cultura manageriale è uguale dappertutto e che questi tentativi di raffronto e confronto servono a poco. Con tutto il rispetto penso che non sia così.

Esiste certamente uno zoccolo duro, soprattutto di tecniche manageriali, che è comune e sempre più diffuso in termini omogenei; anche qui la globalizzazione ha fatto e fa il suo corso. Negli anni '60, ad esempio, il contributo che abbiamo ricevuto in Italia dalla cultura manageriale americana, sia sotto un profilo teorico che pratico, è stato decisivo nel far decollare un management italiano moderno. Ma allora non fu solo un contributo di tecniche manageriali quanto di cultura manageriale, un vero e proprio innesto culturale. Al di là di queste tecniche manageriali e osmosi culturali, esistono profonde e persistenti differenze nel complesso di valori che guidano il management, negli stili, negli obiettivi di fondo; differenze che affondano le loro radici nella cultura generale dei popoli. Non a caso in alcune scuole di ma-

---

\* Intervento tenuto in occasione del convegno organizzato da Villa Vigoni in collaborazione con Deutscher Wirtschaftsclub e Fondazione Istud il 13-14 aprile 2007.

nagement inglesi si studia Shakespeare, in quelle italiane Macchiavelli e Guicciardini ed in molte altre nel mondo (comprese le Accademie militari americane dopo le catastrofi in Afghanistan e Iraq) il teorico di management più grande di tutti i tempi, lo stratega cinese Sun-Tzu. Come è stato ben illustrato da importanti CEO con una lunga esperienza in Cina, se un manager europeo andasse in Cina a spiegare il progetto di un insediamento in quel paese con il taglio e le parole che sarebbero appropriate a Dallas o a Milano, sottolineando solo le dimensioni del profitto, dell'efficienza, dell'apparato muscolare del progetto, commettere un grave errore. Il management cinese, infatti, è interessato maggiormente a capire il senso del progetto per la Cina, per la città di insediamento, per il settore industriale; sarebbe cioè interessato, per così dire, alla parte *soft* del progetto. Nella cultura manageriale cinese attuale è ancora viva, infatti, una componente patriottica che da noi è pressoché svanita. Ciò mi serve a ricordare che la cultura manageriale non è statica, ma evolve. Questa dimensione patriottica, che ho ritrovato nel management cinese contemporaneo, era fortissima nel management giapponese negli anni '80 ed era molto presente in quel management USA degli anni '60 che personalmente ho potuto conoscere fino agli anni '70 grazie ad alcuni grandi maestri americani e collaborando con alcuni leader industriali del tempo; oso dire che se questi leader di allora vivessero ed operassero nel management americano contemporaneo sarebbero sperduti, stranieri in patria.

Ma ritorniamo al nostro tema. Perché un confronto tra Germania e Italia? Perché la Germania è l'economia più importante d'Europa ed è perciò chiamata a contribuire anche alla messa a punto di un pensiero manageriale europeo, ora che quello americano presenta crepe, vuoti e blocchi. Il professor Renato Tagiuri, emerito di Harvard, mi diceva non molto tempo fa che il pensiero manageriale americano ha grande bisogno di un contributo europeo per uscire dallo stallo in cui si trova; e anche l'Italia deve far sentire la propria voce, se è vero che in tanti settori (dalla meccanica, al tessile abbigliamento, ai prodotti per la casa) figura al secondo posto in Europa dopo la Germania. Da alcuni an-

ni, ed è questo l'aspetto più interessante, assistiamo poi ad un crescente numero di integrazioni, totali o parziali, tra imprese tedesche ed italiane, alcune di grande successo e significato. Tutto questo è senza dubbio una buona base per iniziare a riflettere.

L'analisi teorica delle differenze fra gli stili di management in relazione alle differenze culturali è tutt'altro che semplice. L'autore che maggiormente ha studiato le diversità culturali tra vari Paesi e le conseguenti differenze negli stili di management è Geert Hofstede, professore emerito dell'Università di Maastricht, che collabora con ITIM International, società internazionale di consulenza manageriale. Hofstede ha cominciato la sua attività di ricerca sul tema nel 1963 aggiornandola nel tempo sino al 2001, arrivando a comprendere nell'analisi 74 Paesi, dimostrando l'esistenza di differenze di stili di management e di organizzazione, profondamente influenzati dalle culture nazionali di appartenenza. Per queste analisi e misurazioni Hofstede utilizza cinque parametri:

– *Power Distance Index* (PDI)

L'indice indica in che misura i membri dell'organizzazione si aspettano e accettano che il potere sia distribuito in misura non equa tra gli individui. Un alto PDI indica che all'interno della società è accettata l'esistenza di disuguaglianze elevate nella distribuzione del potere e delle ricchezze, e che le attese di diminuire tali disuguaglianze sono basse. Un basso PDI indica che la società non enfatizza le differenze di potere e di ricchezze tra i cittadini ma al contrario l'attenzione è posta sull'equità e sulla possibilità di avere opportunità di crescita e sviluppo per tutti.

– *Individualismo* (IDV)

L'indice IDV indica in che misura gli individui sono integrati nei gruppi sociali. Un alto IDV è indicatore dell'enfasi posta su individualità e diritto del singolo; i legami sociali sono strumentali e mai profondi. Un basso IDV è tipico di società caratterizzate da rapporti più stretti

tra le persone, dove ognuno si prende carico dei membri del proprio gruppo di appartenenza.

– *Masculinity* (MAV)

L'indice MAS indica in che misura la società è basata sul modello tradizionale di lavoro maschile, associato al concetto di potere, controllo, comando. Un alto MAS indica che gli uomini hanno un peso dominante nelle strutture di potere. Un basso MAS indica che la nazione ha un basso livello di differenziazione e che le donne hanno, tendenzialmente, accesso alle stesse possibilità aperte per gli uomini.

– *Uncertainty Avoidance Index* (UAI)

L'indice UAI riguarda il livello di tolleranza verso l'ambiguità e l'incertezza. È indice di quanto una società educhi i suoi membri a sentirsi a proprio agio in situazioni destrutturate (sconosciute, sorprendenti, diverse dall'usuale). Le culture che evitano l'incertezza (elevato indice UAI) cercano di minimizzare la possibilità che si verifichino queste situazioni attraverso misure di sicurezza, leggi, e regolamenti rigidi. Le culture che accettano l'incertezza (basso indice UAI) sono più tolleranti rispetto ad opinioni diverse da quelle usuali, sono meno orientate a ruoli rigidi, accettano più velocemente i cambiamenti, sono più portate all'assunzione di rischi.

– *Long Term Orientation* (LTO)

È un indice che si contrappone al short term orientation. Un alto LTO pone l'accento sui valori del commitment, del rispetto per la tradizione, dell'etica professionale, sull'accettazione che i frutti e la ricompensa della fatica di oggi siano posticipati nel tempo. Un basso LTO indica il contrario e può favorire il cambiamento più rapido poiché il *commitment* non rappresenta un impedimento all'innovazione.

Dalla scheda generale dei paesi analizzati da Hofstede ne stralcio, oltre a Germania e Italia, alcuni:



	PDI	IDV	MAS	UAI	LTO
Germania	35	67	66	65	31
Italia	50	76	70	75	
Francia	68	71	43	86	
Spagna	57	51	51	86	
India	77	48	56	40	61
Giappone	54	46	95	92	80
Norvegia	31	69	8	50	20
Svizzera	34	68	70	58	
Stati Uniti	40	91	62	46	29
UK	35	89	66	35	25

Certamente queste analisi generali possono rappresentare un utile punto di riferimento; anche se ribadisco l'importanza di approfondire i temi sulla base delle specifiche esperienze concrete.

La mia esperienza personale – da alcuni anni sono membro dell'Aufsichtsrat di Deutz AG – mi ha permesso di conoscere a fondo il management tedesco. Io trovo che una delle differenze fondamentali tra il management tedesco e quello italiano stia nella collocazione stessa del management nella società e nel tipo di rispetto di cui gode. Soprattutto negli ultimi 10-15 anni in Italia abbiamo assistito ad un forte regresso nella posizione e nel rispetto del management. Salvo nei casi in cui l'impresa sia in grave crisi e la proprietà debole (come è stato il caso della Fiat degli ultimi anni), la bilancia del potere si è spaventosamente sbilanciata a favore della proprietà. Il manager è per alcuni, nel migliore dei casi, un maggiordomo lautamente pagato o, come lo definì sprezzantemente Raul Gardini, un cane da riporto; si tratta di tendenze dominanti, che ammettono sempre anche vistose eccezioni. Luciano Gallino ha analizzato a fondo questo fenomeno nel suo libro *L'impresa irresponsabile*<sup>1</sup> ed a lui rimando chi è interessato ad approfondire le ragioni di un fenomeno che non è solo italiano ma che in Italia ha trovato uno dei terreni più fertili. Qui intendo solo sottoli-

1. L. Gallino, *L'impresa irresponsabile*, Mondolibri, Milano, 2006.

neare che mi pare che la situazione sia diversa e migliore in Germania, dove il fondamento etico-professionale del manager ed il suo agire concreto sono posti su basi più solide che si identificano con il dovere sociale di sviluppare l'impresa, di creare valore per l'impresa e quindi per tutti coloro che si raccordano all'impresa, non solo per gli azionisti, cioè per la proprietà, come una devastante teoria di matrice americana sostiene da oltre un decennio. Il potere e la responsabilità del manager tedesco non sono delegate ma affondano le radici nel suo *Beruf*, nella sua funzione, nella sua chiamata. Il manager italiano è sempre un delegato, esercita un potere e una responsabilità che qualcuno gli ha dato e che gli può ritirare, come vuole, quando vuole, anche capricciosamente: né la legge, né l'ordinamento della *governance* societaria, né la teoria manageriale gli offrono una base per essere qualcosa di più; quando questo accade è solo in virtù di una proprietà illuminata e non per un assetto istituzionale.

Non ignoro le critiche che in Germania rivolgono a quello che noi chiamiamo sistema duale (cioè la differenza ma anche l'autonomia di *Vorstand* e di *Aufsichtsrat*) e che abbiamo incominciato, malamente, a scimmiettare. Ma io credo che il sistema duale sia un fattore non piccolo della maggiore autonomia e del maggiore rispetto di cui gode il management tedesco.

Vi è ancora un punto che voglio trattare, un'ultima domanda che voglio porre. È possibile che dall'analisi fra gli stili di management europei e soprattutto dal confronto italo-tedesco, possa nascere una piattaforma comune di un management europeo, con una propria identità, rispetto soprattutto al pensiero e alla prassi manageriale americana? Non si tratta di contrapporsi, ma differenziarsi, fornire un contributo di pensiero e esperienza. Credo che la risposta a questo tipo di domanda non si trovi né nella teoria né nella tecnica manageriale, ma nell'ambito di paradigmi culturali più ampi: occorre indagare qual è la funzione dell'impresa nella società europea in questo momento storico e cercare di capire che cosa si aspettano i cittadini europei dall'impresa e,

dunque, anche da chi ha la responsabilità di dirigerla. Ritengo che la visione dominante di matrice americana secondo la quale il compito *esclusivo* del management sia quello di creare valore per gli azionisti sia non solo deleteria ed erronea ma anche respinta dal pensiero socio-economico europeo, dal sentimento della grande maggioranza dei suoi cittadini e dalla buona teoria manageriale.

I cittadini europei chiedono infatti al management molto, molto di più. Quello che chiedono è ottimamente riassunto nel Trattato che istituisce una Costituzione Europea, una crescita economica equilibrata, un'economia sociale di mercato fortemente competitiva che mira alla piena occupazione, al progresso sociale, ad un elevato livello di tutela e di miglioramento della qualità dell'ambiente

Questa è l'Europa, questo è quello che l'Europa è riuscita sapientemente a distillare in sessanta anni di sviluppo civile ed economico, con enorme contributo del pensiero tedesco. Chi è dentro questi principi è in Europa; chi è fuori da questi principi è fuori dall'Europa, qualunque sia la sua collocazione fisica. Il management non può chiamarsi fuori dal difficile compito di dare corpo e concretezza a questi principi, dal sentirsi da questi stessi principi impegnato; occorre un impegno comune verso la costruzione di un management europeo che oltre ad avere linguaggio e responsabilità proprie, sia rispettato, se non amato, dai cittadini europei.

MARCO VITALE

## LO SVILUPPO ECONOMICO LOMBARDO E I NETWORK IMPRENDITORIALI

### *Un nuovo concetto di imprenditorialità*

*In a growth-conscious world I remain convinced that encouragement of the entrepreneur is the key to the stimulation of growth. (...) Without awaiting a change in the entrepreneurial drive exhibited in our society, we can try to learn how one can stimulate the volume and intensity of entrepreneurial activity, thus making the most of what is permitted by current mores and attitudes<sup>1</sup>.*

Nessun concetto quanto quello di imprenditorialità ha diviso economia e storia al loro interno e tra di loro. Tra imprenditore schumpeteriano ed impresa chandleriana, come tra teoria e storia economica, si è andato creando un divario tanto grande da apparire oramai incolmabile.

Schumpeter ha fatto dell'imprenditore un innovatore che, solo, ricopre il ruolo di agente della crescita economica, una figura non dissimile dal superuomo di Nietzsche<sup>2</sup>. All'imprenditore chandleriano, invece, all'interno dell'impresa che viene a dominare la seconda rivoluzione industriale, è semplicemente demandata la "creazione di una estesa gerarchia manageriale"<sup>3</sup>.

Due mondi lontani, dunque, ed apparentemente incompatibili.

Non diversamente il rapporto tra economia e storia. Economia che, dalle teorie classiche a quelle neoclassiche, è sempre alla ricerca di quell'equilibrio, quello stato stazionario che non a caso per Schumpeter l'imprenditore è l'unico in grado di rompere. Un equilibrio che non prevede profitti e quindi alcun reddito che giustifichi la classificazione a sé della figura imprenditoriale oltre la classe dei capitalisti e dei percettori di reddito dipendente.

1. W. J. Baumol, *Entrepreneurship in economic theory*, The American economic Review, Vol 58, n.2, p. 71.

2. "[...] both the 'entrepreneur', the instigator of change and his 'will to power' and creative destruction, are truly Nietzschean creatures." H. Reinert - E. S. Reinert, *Creative destruction in economics: Nietzsche, Sombart, Schumpeter*, in *Friedrich Nietzsche (1844-1900) Economy and Society*, a cura di J. G. Backhaus - W. Drechsler, Springer US, 2006, p. 4.

3. F. Amatori, presentazione dell'edizione italiana, in A. D. Chandler Jr., *Dimensione e Diversificazione. Le dinamiche del capitalismo industriale*, Bologna, Il Mulino, 1990, p. 5.

Un equilibrio che la storia economica rifugge, invece, facendo del rapporto tra istituzioni sociali e progresso economico il suo oggetto<sup>4</sup>. Il lungo periodo e la centralità del processo di cambiamento economico e sociale rimangono un *empty economic box*<sup>5</sup> che solo la storia cerca di colmare.

Per l'economia "tutti possono essere imprenditori, perché qualunque imprenditore (Robbinsiano) non deve fare altro che seguire la traccia già percorsa da altri imprenditori, la quale comunque ricalca un modello pre-determinato, che definisce sia l'obiettivo da perseguire, sia il metodo di calcolo che consente di raggiungere tale obiettivo"<sup>6</sup>. Per l'economia neoclassica l'imprenditore è semplicemente un uomo qualunque: un modo estremo per eliminare il problema dall'analisi economica.

Ma se l'economia non dà spazio all'imprenditore se non nelle teorie di derivazione schumpeteriana, anche la storia sembra faticare a trovare un ruolo specifico per quest'attore economico. Un superuomo? Un innovatore? Chi sa rischiare? Un organizzatore? Un opportunista?

L'imprenditore rifugge ad una definizione specifica, portando nell'economia lo sconvolgimento della complessità umana.

L'unica alternativa concettuale sembra quella, riproposta sia dalla storia economica che dall'economia, di porre al centro dell'analisi l'impresa. *Exit* l'imprenditore, l'uomo<sup>7</sup>, *enter* l'organizzazione, chandleriana per la storia economica, coasiana per l'economia<sup>8</sup>.

---

4. "Nevertheless, this particular relationship stands at the center of economic history. Those of us who concern ourselves with problems of industrialization and the classical long run will have to continue to wrestle with this issue, and by doing so hope to shed further light upon these unresolved aspects of economic growth". H. Kish, *The textile industries in Silesia and the Rhineland: A comparative study of industrialization*, "The Journal of economic history", vol. 19, n. 4, Dec. 1959, p. 564.

5. H. Kish, cit. p. 564.

6. E. Colombatto, *Dall'impresa dei neoclassici all'imprenditore di Kirzner*, <http://web.econ.unito.it/colombatto/mulino.pdf>, pp. 7-8.

7. "The entrepreneur is at the same time one of the most intriguing and one of the most elusive characters in the cast that constitutes the subject of economic analysis. He has long been recognized as the apex of the hierarchy that determines the behaviour of the firm and thereby bears a heavy responsibility for the vitality of the free enterprise society. In the writings of the classical economists his appearance was frequent, though he remained a shadowy entity without clearly defined form and function. Only Schumpeter and, to some degree, Professor Knight succeeded in infusing him with life and in assigning to him a specific area of activity to any extent commensurate with his acknowledged importance. In more recent years, while the facts have apparently underscored the significance of his role, he has at the same time virtually disappeared from the theoretical literature." W. J. Baumol, *Entrepreneurship in economic theory*, "The American economic Review", Vol 58, n. 2, p. 64.

8. "Do entrepreneurs need business firms to carry out their function? Are business firms run by entrepreneurs, or by hired managers? Economists have been thinking and writing about entrepreneurship since at least the

Da quando l'impresa è divenuta il centro dell'analisi si cercherebbe invano l'imprenditore nelle teorie economiche e nella storia. Baumol esprime perfettamente l'assurdità di quest'esilio:

Contrast all this with the entrepreneur's place in the formal theory. Look for him in the index of some of the most noted or recent writing on value theory, in neoclassical or activity analysis models of the firm. The references are scanty and more often they are totally absent. The theoretical firm is entrepreneurless – the Prince of Denmark has been expunged from the discussion of Hamlet<sup>9</sup>.

Studiare la storia nel lungo periodo, seguire i cambiamenti legati all'estendersi della rivoluzione industriale può essere fatto, però, senza riferirsi all'uomo, all'imprenditore, al Principe di Danimarca? Uno sguardo al passato riesce a salvare qualcosa della figura imprenditoriale?

Tra gli economisti classici l'imprenditore si confondeva spesso con il capitalista. Quando le classi sociali erano determinate dalla distribuzione del reddito era difficile distinguere chi percepiva il profitto dai possessori di capitale<sup>10</sup>, l'interesse dal premio imprenditoriale<sup>11</sup>. Premio, d'altronde che in equilibrio nemmeno avrebbe dovuto esistere.

Chi è allora l'imprenditore? Se non lo definisce un reddito è possi-

---

18<sup>th</sup> century. Within the last few decades, the theory of the firm has become one of the fastest growing areas in applied microeconomics. And yet, surprisingly, the above questions have rarely been asked. The modern economic theory of the firm virtually ignores entrepreneurship, while the literature on entrepreneurship in economics and strategic management has limited use for the economic theory of the firm". N. J. Foss - P. G. Klein, *Entrepreneurship and the Economic Theory of the Firm: Any Gains from Trade?*, p.2, <http://ep.lib.cbs.dk/download/ISBN/8791506263.pdf>, in fase di stampa in *Handbook of Entrepreneurship: Disciplinary Perspectives*, a cura di R. Argawal - S. A. Alvarez - O. Sorenson.

9. W. J. Baumol, cit., p. 66.

10. "To complete the analysis of the parties to Distribution, it may next be required to distinguish the capitalist from the entrepreneur. They are both easily distinguished from the salaried manager in that he is at the littoral, in that respect like the common workman, while they are both above that line. But to draw a line in the series of shades which intervene between the employer of Walker's type and the mere shareholder, to determine at what point the capitalist ends and the entrepreneur begins, appears to defy analysis. As Thought and Emotion are inseparably blended, though one may so far preponderate as to give its name to the state of consciousness at any time, such is the inseparable connection, such the intelligible but not exactly definable distinction, between Enterprise and Saving. The indefiniteness of the relation is illustrated by the shifting use in economic literature of the term Profit". F. Y. Edgeworth, *The Theory of distribution*, "The Quarterly Journal of Economics", vol. 18, N.2 (Febb 1904), p. 204.

11. "Entrepreneurial profit is a surplus over costs. From the standpoint of the entrepreneur, it is the difference between receipts and outlay in a business, as we have already been told by a long line of economists." A. Schumpeter, *Theory of economic development*, Boston, Harvard University Press 1934, p. 128.

bile attribuirgli una funzione economica specifica ed esclusiva? Spostando l'attenzione dall'uomo alle sue azioni è possibile restituire all'imprenditore una sua valenza economica nella teoria e nella storia senza sconfinare nella sociologia o nella psicologia come hanno fatto molte recenti teorie sull'imprenditorialità?<sup>12</sup>

Già Cantillon, al proposito, parlava dell'imprenditore come di un *undertaker*<sup>13</sup>, ovvero colui che invece che godere di un'entrata fissa, lavora in maniera autonoma e quindi è soggetto al rischio.

Definizione amplissima che comprendeva sia ladri che mendicanti<sup>14</sup>. Basta questo a individuare l'imprenditore? Oggi Knight direbbe:

Under the enterprise system, a special social class, the business men, direct economic activity: they are in the strict sense the producers, while the great mass of the population, merely furnish them with productive services, placing their persons and their property at the disposal of this class. The entrepreneurs also guarantee to those who furnish productive services a fixed remuneration<sup>15</sup>.

L'imprenditore come datore di lavoro, quindi, come organizzatore dei fattori di produzione. Già John Stuart Mill gli aveva attribuito questa funzione, facendolo capace di rendere produttivo, trasformare in capitale qualsiasi cosa<sup>16</sup>.

12. "But there is reason to suppose that these issues are to a very considerable extent matters of social psychology, of social arrangements, of cultural developments and the like. And perhaps this is why many of the recent discussions of the theory of entrepreneurship have been contributed by the sociologists and the psychologists". W. J. Baumol, cit., p.69.

13. R. Cantillon, *Essay on the Nature of Commerce*, I, cap. 13, <http://socserv2.socsci.mcmaster.ca/~econ/ugcm/3ll3/cantillon/essay1.txt>.

14. "By all these inductions and many others which might be made in a topic relating to all the inhabitants of a state, it may be laid down that except the prince and the proprietors of land, all the inhabitants of a state are dependent; that they can be divided into two classes, undertakers and hired people; and that all the undertakers are as it were on unfixed wages and the others on wages fixed so long as they receive them though their functions and ranks may be very unequal. The general who has his pay, the courtier his pension and the domestic servant who has wages all fall into this last class. All the rest are undertakers, whether they set up with a capital to conduct their enterprise, or are undertakers of their own labour without capital, and they may be regarded as living at uncertainty; the beggars even and the robbers are undertakers of this class". R. Cantillon, cit.

15. F. H. Knight, *Risk, Uncertainty and Profit*, Schaffner & Marx; Houghton Mifflin Company, 1921, p. 271.

16. "The distinction, then, between Capital and Not-capital, does not lie in the kind of commodities, but in the mind of the capitalist—in his will to employ them for one purpose rather than another; and all property, however ill adapted in itself for the use of labourers, is a part of capital, so soon as it, or the value to be received from it, is set apart for productive reinvestment. The sum of all the values so destined by their respective possessors, composes the capital of the country. Whether all those values are in a shape directly applicable to productive uses, makes no difference. Their shape, whatever it may be, is a temporary accident: but once destined for production, they do not fail to find a way of transforming themselves into things capable of being applied to it." J. Stuart Mill, *Principles of Political Economy with some of their Applications to Social Philoso-*

Un imprenditore dunque che non subisce l'azione economica ma se ne fa iniziatore, l'attore economico per antonomasia.

Quali altre funzioni si possono definire imprenditoriali oltre alla gestione del rischio e l'organizzazione dei fattori produttivi?

Innovare è sicuramente uno dei tratti che maggiormente ricorre nelle biografie imprenditoriali e che più facilmente si ricollega alle grandi figure d'imprenditore ricordate dalla storia d'impresa. Schumpeter esemplificava l'attività innovativa con l'introduzione di nuovi prodotti, di nuove qualità di un prodotto già esistente e di nuovi metodi di produzione, l'apertura di nuovi mercati di destinazione come di approvvigionamento, la scoperta di nuovi modi di raggiungere i mercati, l'implementazione di innovazioni organizzative, il creare o lo spezzare un monopolio<sup>17</sup>. L'imprenditore che fa dunque quanto il mercato non riesce. L'imprenditorialità che salva il capitalismo dallo stato stazionario.

In questo senso anche il contributo più recente di Kirzner che mette al centro dell'imprenditorialità la consapevolezza e la messa a frutto delle opportunità imprenditoriali. L'imprenditore è dunque colui che riesce ad approfittare della possibilità di vendere un prodotto ad un prezzo superiore al costo di produzione<sup>18</sup>, un fallimento del perfetto mercato degli economisti neoclassici. Prima di diventare l'organizzatore dei mezzi di produzione, in questo caso l'imprenditore è colui che dà inizio all'impresa individuando un'opportunità<sup>19</sup> e ricevendone il relativo premio.

Il capitalista dei classici è dunque completamente scomparso. L'imprenditore non ha alcuna necessità di possedere uno o più dei fattori

---

*phy*, a cura di W. J. Ashley, London: Longmans, Green and Co., 1909, ed. on line <http://www.econlib.org/library/Mill/mlP.html>, cap. 1, par. 4, capoverso 4.

17. A. Schumpeter, cit., p. 66.

18. "To have entrepreneurship, you must first have entrepreneurial opportunities. Entrepreneurial opportunities are those situations in which new goods, services, raw materials, and organizing methods can be introduced and sold at greater than their cost of production". S. Shane - S. Venkataraman, *The promise of Entrepreneurship as a Field of Research*, "The Academy of Management Review", vol. 25, n. 1, (genn. 2000), p. 220.

19. "Questo atto d'impresa è definito da Kirzner "scoperta imprenditoriale", ed è ciò che distingue l'imprenditore-scopritore di Kirzner dall'imprenditore-massimizzatore di Lord Robbins. Per Kirzner, l'imprenditore puro è dunque privo di mezzi di produzione, poiché l'atto imprenditoriale non consiste nell'organizzare e attivare le risorse, bensì nell'individuare le opportunità". E. Colombatto, *Dall'impresa dei neoclassici all'imprenditore di Kirzner*, <http://web.econ.unito.it/colombatto/mulino.pdf>, p. 19.



di produzione<sup>20</sup>, piuttosto li organizza, in maniera innovativa, avendo ben presente le opportunità offerte da mercati imperfetti<sup>21</sup>.

Al “tutti possono essere imprenditori”<sup>22</sup> ed al fatto che nelle teorie neoclassiche “la capacità imprenditoriale come comunemente intesa di fatto non esiste”<sup>23</sup> si contrappone dunque una figura economica definibile dalle funzioni da essa svolte:

- gestione del rischio
- organizzazione dei fattori produttivi
- innovazione
- sfruttamento delle opportunità

Quest'imprenditore è mai esistito? Esiste ancora o l'impresa chandleriana ne è stata la naturale evoluzione? La funzione imprenditoriale è svolta al meglio all'interno di un'organizzazione?

Alcune ricerche recenti tendono a rivalutare il ruolo imprenditoriale soprattutto nelle piccole e medie imprese<sup>24</sup>, concedendogli un apporto rilevante non solo nel creare occupazione ma anche nel garantire la crescita economica. In questo senso le politiche dei paesi in via sviluppo volte a favorire l'attività imprenditoriale<sup>25</sup>.

Altre ricerche sottolineano il ruolo imprenditoriale svolto da organizzazioni come le reti<sup>26</sup> ed i distretti industriali<sup>27</sup>. Sono queste alterna-

---

20. “Entrepreneurs, on the other hand, we perceive as becoming aware (with no resources of their own at all) of changed patterns of resource availability, of technological possibilities, and of possibilities for new products that will be attractive to consumers”. I. Kirzner, *Producer, entrepreneur, and the right to property*, [http://www.reasonpapers.com/pdf/01/rp\\_1\\_1.pdf](http://www.reasonpapers.com/pdf/01/rp_1_1.pdf).

21. “In secondo luogo, va rilevato che il mercato in cui si muove l'imprenditore di Kirzner è assai vicino a quello di Hayek (e poi Lachmann): un mercato imperfetto, caratterizzato da squilibri. L'imprenditore Kirzneriano è, infatti, motivato alla “scoperta imprenditoriale” dall'esistenza di informazione incompleta o distorta, o costosa. Egli è alla ricerca di tali imperfezioni perché la loro individuazione rende possibile la creazione di ricchezza, parte della quale è almeno temporaneamente appropriabile – il profitto”. E. Colombatto, cit., p. 20.

22. E. Colombatto, cit., pp. 10-11.

23. Ibid.

24. J. W. Carland - F. Hoy - W. R. Boulton - J. A. C. Carland, *Differentiating Entrepreneurs from Small Business Owners: A Conceptualization*, “The academy of Management Review”, vol. 9, n. 2 (apr. 1984), p. 358.

25. J. H. Dunning, *Towards a new paradigm of development: Implications for the determinants of international business activity*, [http://lubswww.leeds.ac.uk/cibul/fileadmin/user\\_upload/Documents/Towards\\_a\\_new\\_paradigm\\_of\\_development\\_John\\_Dunning.pdf](http://lubswww.leeds.ac.uk/cibul/fileadmin/user_upload/Documents/Towards_a_new_paradigm_of_development_John_Dunning.pdf)

26. Cfr. M. Casson, *Networks: A new paradigm in International Business History?*, <http://www.helsinki.fi/iehc2006/papers1/Casson.pdf>.

27. Cfr. I. Paniccia, *One, A hundred, Thousands of Industrial Districts: Organisational variety in Local Networks of small and medium-size enterprises*, “Organization Studies”, n. 18, pp. 667-699.

tive credibili alla grande impresa, oppure denotano solo uno stadio di sviluppo alternativo, un indizio di arretratezza?

Definendo, come si è fatto, l'imprenditore in base alle funzioni economiche che esso svolge è possibile attribuire queste stesse funzioni anche ad un'organizzazione, l'impresa, od una rete, il network imprenditoriale, recuperando all'interno di una stessa disciplina, di una stessa analisi sia la storia d'impresa di origine chandleriana che l'imprenditore schumpeteriano e le più recenti teorie sui network.

Solo un'analisi storica accurata permetterà, però, di capire se esista una naturale ed unidirezionale evoluzione dell'imprenditorialità dal mercante-imprenditore all'impresa chandleriana oppure se i diversi attori economici, persone, organizzazioni e reti, coesistano poiché in grado di svolgere al meglio la funzione imprenditoriale in un proprio ambito ben specifico.

Posta in questi termini la questione dell'imprenditorialità, riportando l'uomo ed i rapporti sociali al centro dell'analisi economica con una dignità pari all'organizzazione-impresa, riafferma l'importanza dell'analisi storica gettando un ponte tra storia ed economia.

### *La funzione imprenditoriale in Lombardia durante lo sviluppo economico ottocentesco*

*Un popolo ch'esca appena dalla barbarie ed abbia scarso apparato d'idee ma si volga con generosa fede alle idee nuove, ed adoperi ed esalti intorno ad esse tutte le sue facoltà, può in breve prevalere ad altro più antico e addottrinato, le facoltà del quale siano comprese dall'autorità del passato.*<sup>28</sup>

Chi erano gli *undertaker* nello spazio economico milanese all'alba della sua industrializzazione? Chi in Lombardia si è fatto agente dell'azione economica, carico della funzione imprenditoriale?

Nel 1838, parlando a proposito del progetto, lungamente perseguito, di un Monte-Sete, Cattaneo osservava:

---

28. C. Cattaneo, *Della formazione dei sistemi. Estratto d'una lettura fatta all'Istituto delle Scienze, del Dott. Carlo Cattaneo il 23 Agosto 1860*, "Il Politecnico", vol. 9, fasc. 50 (ago 1860), p. 222.

Il Monte-Sete pareva allora una specie direi quasi di ponte che potesse tragittar franche le sete dalle filande d'Italia alle officine di Londra, eludendo le gabelle imposte dai commercianti. Ma per fondare il Monte volevasi denaro contante. Se qualche possidente voglioso di prender parte a questa reazione non aveva cassa pronta, si pensò che bastasse fargli porgere un'ipoteca e valersi del denaro circolante, guerreggiando il ceto mercantile colle sue stesse forze. Il nostro secolo mal si presta a queste alzate d'ingegno; voler insistere più a lungo nelle reliquie di una tanta illusione, sarebbe omai troppa fatuità<sup>29</sup>.

Cattaneo, dunque, acuto osservatore della società e dell'economia a lui contemporanea, vedeva in Milano solo due ceti in grado di finanziare e supportare un'iniziativa impegnativa quale il Monte-Sete: quello della possidenza e quello mercantile.

Il primo, sempre Cattaneo, lo descriveva come una "congregazione di possidenti e banchieri"<sup>30</sup> formata da "tre o quattrocento agiate famiglie"<sup>31</sup> tra cui i Borromeo, i Greppi, i Taccioli, i Gargantini, i Melzi, i Mellerio, i Pallavicini, i Pallavicini-Muzio, i Dal Verme, i Durazzo, gli Arese, i Gagnola, i Passalacqua, i Luzzago, i Litta, i Giulini, i Galbiati, i Belgioioso, i Gavazzi, i Prinetti, i Somaglia, i Beccaria, i Sormani-Andreani, i Visconti-Aimi, i Medici, i Vidoni-Soresina e i Trivulzio<sup>32</sup>.

Tuttavia sebbene a questo ceto facessero capo beni in quantità tale da garantire il prestito di ingenti somme di denaro, il circolante era in mano ai negozianti, senza l'appoggio dei quali, dunque, nessuna impresa economica avrebbe potuto affermarsi.

Questo, per Cattaneo, uno dei principali problemi dell'economia lombarda<sup>33</sup>, poichè

i negozianti, a ragione o a torto, e a torto io credo, diffidano sempre di chi non sia negoziante. Hanno anch'essi una specie di iniziazione, una specie di nobiltà esclusiva, (...) non amano veder mescolato nelle loro giornaliere faccende chi non sia propriamente della loro tribù<sup>34</sup>.

Questa, ancora, l'origine del pessimismo di fondo di Cattaneo ri-

29. C. Cattaneo, *Lettera ai signori Corbellini, De Welz, A. G. e Compagni intorno alle Ricerche sul Monte-Sete*, "Annali universali di statistica economia pubblica, storia, viaggi e commercio", vol. 55, fasc. 163 (gen. 1838), p. 90.

30. Carlo Cattaneo, *Lettera*, cit., p. 97.

31. *ibid.*

32. *ibid.*

33. Il giudizio di Cattaneo è ribadito da molti autori a lui contemporanei.

34. Carlo Cattaneo, *Lettera*, cit., p. 98.

guardo non alla capacità, ma alla volontà di questi due ceti di innovare il tessuto economico dell'area milanese. Il tradizionalismo della possidenza "la quale confitta nel suolo come una pianta vecchia non ad altro aspira che ad una agiata immobilità, e si rassegnerebbe più presto ad una tranquilla miseria che ad una rischiosa opulenza"<sup>35</sup> si sarebbe anzi trasmesso al ceto mercantile, privandolo di ogni volontà speculativa, "giacchè da noi ogni mediocre trafficante vuol essere ad ogni costo eziandio possidente, e in qualche parte ne assume i pensieri e le maniere"<sup>36</sup>.

Se da un lato, infatti, questa prudenza "per l'agricoltura è un vantaggio e non si può dire che nemmeno pel commercio sia del tutto male" poiché "dà fermezza e gravità alle operazioni della nostra piazza, alla quale ne ridonda un credito, direi quasi, canonico", allo stesso tempo avrebbe reso quasi impossibile introdurre novità dal momento che "se è vero che chi va piano va sano, è vero altresì che chi va piano non corre". Quelle innovazioni, dunque, che Cattaneo descriveva come "cose per gente che vuol camminare in fretta", pari a "cavalli da corsa" e "macchine a vapore", che, insomma, "da sera a mattina diventano veri palloni aeronautici abbandonati al dominio dei venti ed alla guardia di Dio"<sup>37</sup>, a Milano sarebbero state ignorate ed addirittura osteggiate sia dal ceto mercantile che dalla possidenza<sup>38</sup>.

E l'imprenditore? Scriveva Cattaneo:

L'intrepido speculatore che altrove sarebbe forse l'idolo della piazza aprendo nuove sorgenti di fortuna per sé e per altri, da noi è il più vivo oggetto di diffidenza e d'avversione; la sua attività riesce umiliante e molesta agli osservatori; la sua caduta vien predetta (per non dire desiderata)

---

35. "Annali Universali di Statistica", vol. 54, Ott.-Dic. 1837, Milano, pp. 186-187.

36. Ibid.

37. Ibid.

38. La percezione dell'immobilità dell'élite economica milanese sette ed ottocentesca, formata da nobili e ricchi commercianti, è presente nella storiografia economica fino ai contributi più recenti. Greenfield, ad esempio, riguardo al ceto mercantile affermava: "Uno sguardo alla storia commerciale della Lombardia fra il 1814 e il 1848 lascia l'impressione che, mentre il suo commercio, specialmente per la seta, si espandeva considerevolmente e rifletteva l'influenza di un ritmo più accelerato nella vita economica di Europa, i suoi commercianti, come classe, erano lenti a muoversi. Legati alle tradizioni di una regione prevalentemente agricola, essi erano pronti a risentirsi di ogni cosa che influisse sulle loro pratiche tradizionali, ma erano lenti ad avventurarsi su nuove vie. Il loro fiero conservatorismo si riflette non solo nel sarcasmo dei pubblicisti progressisti e negli sforzi ch'essi facevano per indurli all'azione, ma nella loro riluttanza a cercare nuovi mercati, anche quando vi erano stimolati dal Governo austriaco". K. Roberts Greenfield, *Economia e liberalismo*, Bari Laterza, 1940, p. 130.

dieci anni prima che ella possa avvenire; una oculata e pertinace persecuzione gli intralcia ogni passo; gli si sbarra a poco a poco ogni buona strada, finchè la vanità e l'intraprendenza compresa d'ogni parte, si irrita, si disargina, si rovescia nelle operazioni puntigliose e false e giunge finalmente a trovarsi un precipizio. Allora non manca il giornale che emetta un sospiro di soddisfazione. Se presso di noi un crocchio di mercanti fossero capitati a parlar fra loro una sera del progetto di formare una Compagnia delle Indie e conquistare il commercio dell'Oriente e i regni del Mogol, la mattina seguente si sarebbero vergognati di ricordarsene per non essere creduti pazzi. Anche il nostro modo di pensare ha i suoi vantaggi; ma intanto chi vuol fondare stabilimenti fra noi, deve riconoscerlo, subirlo e rassegnarsi, perchè è l'effetto di cause remote, profonde, intangibili<sup>39</sup>.

Cambiare questo stato di cose sarebbe equivalso a “distessere tutta quanta la nostra tela economica”<sup>40</sup>. Ma il cambiamento della struttura sociale che, negli anni '30 dell'Ottocento, Cattaneo ancora riteneva necessario a rendere vitale l'economia della Lombardia era già da lungo tempo in gestazione. Fin dalla seconda metà del Settecento l'élite economica della regione era andata cambiando volto e soprattutto mentalità. Tra i catalizzatori di questo cambiamento da una parte le riforme napoleoniche e la crescente importanza e visibilità politica e sociale che concessero alla classe dei negozianti<sup>41</sup> ed ai tecnici<sup>42</sup> e dall'altra la globalizzazione dell'economia europea che impresse quella svolta all'economia della regione milanese che avrà come ultima conseguenza la sua industrializzazione. All'inizio dell'Ottocento, però, la Lombardia appariva ai numerosi visitatori stranieri che l'attraversavano ancora soprattutto una terra dalla ricchissima agricoltura:

Der schlechte innere Zustand Cisalpinien's, die Unordnung in den Finanzen und auf den Bureaus, die gänzliche Vernachlässigung der öffentlichen Erziehung waren der Gegenstand unserer Unterhaltung, von der uns aber die lachende Landschaft umher, und der schwebende heitre Äther zu freudigeren Äusserungen hinrissen. Die schöne ebene Landschaft um Mailand ist abwechselungsweise mit Wiesen und Äckern bebaut; jene werden 4-5 mal gemäht, und danken ihre Fruchtbarkeit zum Teil der Leichtigkeit der Wasserleitungen auf dem ganz ebenen Terrain”<sup>43</sup>.

39. Annali Universali di Statistica, cit., pp. 186-187.

40. Ibid.

41. Cfr. S. Levati, *Negozianti e banchieri a Milano tra Ancien Regime e Restaurazione*, “Società e Storia”, n. 61, 1993, p. 503 e ss.

42. A proposito si veda G. Bigatti, *La città operosa. Milano nell'Ottocento*, Milano, Franco Angeli 2000, pp. 7-50.

43. J. F. C. Reuchlin, *Reise aus der Lombardei in das östliche Graubünden*, Der neue Teutsche Merkur, 1802, p. 214.

L'importanza del ceto possidente di cui parla Cattaneo è la testimonianza più diretta della ricchezza generata dall'agricoltura lombarda. Ma persino nel tradizionale settore primario le riforme napoleoniche avevano seminato un cambiamento dalle profonde conseguenze economiche e sociali. La liberalizzazione del mercato terriero e la vendita dei beni della Chiesa avevano generato, infatti, un nuovo tipo di proprietario terriero<sup>44</sup>. Questi aveva guadagnato la possidenza grazie al suo lavoro od i suoi traffici commerciali e vi applicava gli stessi principi di economicità ed imprenditorialità, introducendo nuove tecniche, migliorie, investendo capitali nell'ammodernamento delle sue proprietà. Nel ceto dei possidenti erano entrate così idee nuove, la fiducia nel progresso scientifico, la speculazione, le regole del libero mercato.

Sul ceto mercantile le riforme napoleoniche non ebbero un impatto minore. La presa di coscienza, da parte degli appartenenti a questo gruppo, della propria identità economica e sociale avvenne proprio nel periodo di dominazione francese durante il quale, in Lombardia, si verificò a loro favore sia una redistribuzione patrimoniale che la trasformazione della rappresentanza istituzionale<sup>45</sup>. Si crearono nuove ricchezze in mano ad esercenti di attività commerciali o manifatture innovative, proprio mentre le stesse ottenevano per la prima volta, a livello locale e nazionale, una visibilità politica. I cambiamenti profondissimi che, già in atto negli ultimi decenni del Settecento, vennero in tal modo accelerati, non poterono più essere annullati, neanche dalla Restaurazione. Le nuove fortune patrimoniali furono investite nei settori che promettevano i maggiori rendimenti: la seta, le assicurazioni, l'attività bancaria, le nuove manifatture. La ricerca di nuove iniziative ove rivolgere i

---

44. "Land had become negotiable, and the class of small proprietors multiplied. The result, on the economic side, was the application of individual initiative to the problems of agricultural production. The effect on the social order was to promote an interpenetration of the old nobility with a new proprietary bourgeoisie, which made itself felt as those who had acquired capital in trade or by their labor bought up the land or rented it for speculative purposes. This fact must be kept constantly in mind for it is the key to the social complexion of Italy in the states that were the true centers of the Risorgimento. The proprietors resided, not on the soil, but in the towns and cities, and therefore formed a bourgeoisie, which was conservative, but which was profoundly attached by its interests in the principle of private property and free contract." K. Roberts Greenfield, *Economic ideas in the Risorgimento*, "The American Historical Review", vol. 36, n. 1, (Ott. 1930), p. 40.

45. A questo proposito si veda *Veneto e Lombardia tra rivoluzione giacobina ed età napoleonica. Economia, territorio, istituzioni*, a cura di G. L. Fontana e A. Lazzarini, Bari, Laterza 1992.

propri e gli altrui denari, raccolti tramite rapporti fiduciari da parenti, amici e conoscenti ed il ricorso a mezzi di credito finanziario quali le ipoteche, era frenetica, senza tuttavia divenire mai speculativa. Dietro gli investimenti nei settori più disparati, infatti, vi era sempre un preciso calcolo economico che si manifestava in quella prudenza, così osteggiata da Cattaneo, che caratterizzerà questo ceto per tutto il secolo<sup>46</sup>.

Ma l'élite economica così descritta, possidente e mercantile, fu capace da sola di espletare le funzioni imprenditoriali, di avviare l'industrializzazione lombarda? Qualcosa andava, infatti, cambiando nel quadro prettamente agricolo fin qui delineato<sup>47</sup>. Quando Krünitz compilava la sua enciclopedia economica<sup>48</sup> alla voce *Lombardey* non descrisse più solo la ricchezza del suolo che faceva di questa regione uno dei "glücklichsten Ländern Europas"<sup>49</sup> ma anche "die Fabriken in allen arten von Seidenwaaren, in Wolle und Baumwolle, in Metallarbeiten u.s.w."<sup>50</sup> che vi fiorivano di pari passo al commercio.

Questo progresso, tuttavia, lento e cumulativo, non è pienamente comprensibile se non inserendo lo spazio economico milanese all'interno di quella globalizzazione dei mercati e degli operatori economici che ne fu il catalizzatore. La rivoluzione industriale non fu, infatti, un fenomeno localizzato ma l'evoluzione dell'intero sistema produttivo europeo provocata dall'ampliarsi e dall'estendersi dei mercati, di approvvigionamento come di destinazione delle merci, e resa possibile dalle connessioni economiche e sociali che il commercio, a partire

46. "Also commerce was increasing. It is true that internal circulation of any scope was almost paralyzed by the customs barriers and bad roads, and that commercial speculation was characterized by extreme caution, even in Lombardy where capital was the most abundant. Nevertheless there was movement. In Lombardy-Venetia and Piedmont great transalpine highways were opened, and in Tuscany and Naples, as well as in these states, the period saw a new skeleton system of main roads constructed, and in Lombardy an admirable network connecting these with the rural communes. A steadily increasing mass of goods was cleared at the ancient fairs of Brescia, Bergamo and Sinigaglia; and the shipments of silk to Switzerland, England, France, Germany, and Russia assumed very considerable proportions. The statistics of the seaports tell the same story of expansion. Insurance companies were established; joint-stock corporations, savings banks, and banks of discount were introduced; and these institutions gave a facility to the mobilization of capital which Italy had not known since the Renaissance." K. R. Greenfield, cit., p.39.

47. "In commerce as in industry it was a period of beginnings, but there was movement". K. Roberts Greenfield, cit., p.39.

48. J. G. Krünitz, *Oeconomische Encyclopädie* (1773-1858), ad vocem.

49. Ibid.

50. Ibid.

dal sedicesimo sino alla fine del diciannovesimo secolo, ha sempre più intensificate<sup>51</sup>.

Anche la modernizzazione lombarda ebbe la sua origine nel commercio e nelle occasioni da esso offerte. Negli stessi anni in cui scriveva Cattaneo, John Rae, economista scozzese, dal Canada affermava:

Io credo che a ciò principalmente si deve il fatto costante, che i luoghi in cui ebbe sede il commercio, furono quelli del pari da cui sgorgarono i più grandi progressi delle arti. Così egualmente, i paesi ove si mischiarono insieme nazioni e razze diverse, furono quelli in cui si fecero i più rapidi progressi d'industria. La Gran Bretagna ne è un notevole esempio; un altro si trova negli Stati Uniti d'America. Quando da diversi paesi gli uomini convengono in un luogo medesimo, reciprocamente si comunicano le loro varie arti, adottano quelle che credono convenienti alle nuove lor circostanze, e probabilmente ne migliorano parecchie<sup>52</sup>.

Commercio, dunque, portatore di sviluppo economico non tanto e non solo per gli scambi di merci che effettivamente si creano tra diversi paesi, ma per gli effetti dinamici dovuti allo scambio di conoscenze, informazioni e persone tra culture e sistemi produttivi diversi.

L'influenza del commercio sul capitale umano e sul capitale sociale, vere fonti della ricchezza di un paese, sarebbe quindi, per questo oppositore di Adam Smith, molto più importante dell'immediato vantaggio ottenibile dagli scambi e dalla divisione internazionale del lavoro.

Nella Lombardia ottocentesca vediamo effettivamente il cumularsi degli effetti positivi tradizionalmente attribuiti dai liberisti<sup>53</sup> all'esten-

51. "Sebbene, nella maggior parte dei casi, le basi della prosperità nazionale si identificassero nella produzione agricola e industriale, sembra tuttavia che il commercio e il connesso settore della finanza siano stati gli agenti propulsivi dei relativi cambiamenti verificatosi a livello di potere e di sviluppo economico. Se i contemporanei prodigarono tante lodi al commercio fu perché le sorti di paesi come la Spagna, l'Olanda, l'Inghilterra e la Francia mutarono in diretta conseguenza della loro situazione economica internazionale: il commercio rivestì, dunque, un ruolo di primo piano nel progresso o nel declino europeo e le sue alterne fortune costituirono il fattore determinante di un'attività imprenditoriale di rilievo". B. Supple, *La natura dell'impresa*, in *Storia economica di Cambridge*, vol. V, Torino, Einaudi, 1978, p. 454.

52. J. Rae, *Statement of Some New Principles on the Subject of Political Economy, Exposing the Fallacies of the System of Free Trade, And of some other Doctrines maintained in the "Wealth of Nations"*, Boston, Hilliard, Gray 1834, pp. 813-815 (ed. on line <http://socserv2.socsci.mcmaster.ca/~econ/ugcm/3ll3/rae/newprin.html>), versione italiana *Dimostrazione di taluni nuovi principii sull'economia politica, dimonstrante gli errori del sistema de commercio libero, e di altre dottrine contenute nella "Ricchezza delli Nazioni"*, a cura di F. Ferrara, Biblioteca dell'Economista, I serie, vol. XI. *Torrens, Bailey, Whatley, Ricardo, Rae*, Utet, Torino, 1856. A proposito del contributo di Rae al pensiero economico si veda M. Coccia, *Le origini dell'economia dell'innovazione: il contributo di Rae*, Working paper Ceris, (6), n. 1, 2004.

53. La scuola del liberismo economico risale ad Adam Smith e fu portata avanti da Ricardo, McCulloch e Mill in Inghilterra e da Sismondi e Say in Francia. Nell'Italia settecentesca essa venne rappresentata da Genovesi, Beccaria, Carli e Verri e più tardi da Gioia e Romagnosi. Nella Lombardia di Cattaneo se ne fece promotrice la



dersi degli scambi commerciali con gli impulsi che l'apertura a capitali e persone stranieri trasmisero all'economia della regione, impulsi decisivi per il suo successivo sviluppo economico. L'intensificarsi del commercio non portò, infatti, al milanese solo gli immediati vantaggi legati alle esportazioni sempre più abbondanti dei suoi prodotti agricoli più pregiati, la seta ed il formaggio, ma la inserì nella circolazione internazionale di merci e persone che portò in ultimo alla sua industrializzazione stimolandone proprio le capacità imprenditoriali.

Durante l'Ottocento aumentarono a Milano i capitali a disposizione del ceto mercantile e la specializzazione sulla seta e la relativa dipendenza dai mercati di destinazione, ma si crearono anche legami internazionali tramite l'operare di reti persone ed imprese capaci di introdurre nuovi metodi produttivi, importare capitale finanziario ed umano e creare capitale sociale. Questi network imprenditoriali di origine mercantile avevano il loro centro nelle principali piazze finanziarie, commerciali e manifatturiere d'Europa mentre il loro operare si estendeva non solo al resto d'Europa ma al mondo intero. Furono queste reti a favorire l'industrializzazione delle zone economicamente più arretrate, portandovi innovazioni, nuove tecniche produttive e capitali dai centri più avanzati.

Chi aveva generato queste reti imprenditoriali? Chi ne faceva parte? Una classe di persone che vedeva nelle nuove imprese, nelle nuove tecniche produttive, nell'industria l'occasione per arricchirsi e guadagnarsi una posizione di prestigio nella società. Quanti, a causa delle secolari persecuzioni religiose europee, erano abituati a vedere nelle proprie capacità manifatturiere un capitale non alienabile da rivendere nelle nazioni dove trovavano rifugio e nel capitale circolante l'unico impiego dei propri risparmi<sup>54</sup>. Mercanti e negozianti che detenevano capitali e conoscenze e tecnici in possesso delle cognizioni scientifiche e meccaniche necessarie ai nuovi processi produttivi. Un insieme di persone dalla mentalità completamente opposta all'immobilità della

---

scuola di Romagnosi cui appartenevano, oltre allo stesso Cattaneo, Confalonieri, Azimonti Correnti, Cantù, Tenca e Ferrari. K. Roberts Greenfield, cit., p. 32.

54. Al proposito già parlava Carlo Cattaneo nelle sue *Interdizioni Israelitiche* (cfr. C. Cattaneo, *Interdizioni israelitiche*, Milano, Mondadori, 2002).

vecchia élite economica milanese descritta da Cattaneo, avida di riconoscimento politico e sociale, consapevole del valore della scienza ed in grado di creare, su base etnica e religiosa o fiducia mercantile, ampie reti internazionali per trasferire conoscenza, informazioni, innovazioni.

Gli aiuti statali, il riconoscimento sociale garantito dalle leggi introdotte da Napoleone, il trasferimento di ingenti capitali seguito ai rivolgimenti dell'epoca ed il lento dispiegarsi dell'industrializzazione favorirono in tutta Europa il ricambio delle élite economiche e l'ascesa sociale di questa nuova classe dirigente: la futura borghesia industriale<sup>55</sup>.

L'elemento nuovo, dunque, che si inserì nell'economia tradizionale lombarda furono i mercanti, banchieri e tecnici stranieri che vennero a risiedere nel capoluogo lombardo a partire dagli ultimi decenni del Settecento come parte di questi network internazionali. Per Cattaneo essi "apportavano esempi di capacità ed intraprendenza"<sup>56</sup>, quella spinta innovativa che mancava all'economia milanese<sup>57</sup>. Essi erano capaci di organizzare in maniera dinamica ed efficiente i fattori produttivi, portavano nuove tecniche, costruivano nuove macchine, conoscevano approfonditamente i mercati internazionali ed erano in grado di gestire sia i rischi legati al variare della domanda sia quelli dovuti al difficile approvvigionamento delle materie prime<sup>58</sup>. Essi, infine, arrivavano in Lombardia, come nel resto d'Italia, approfittando della sua relativa arretratezza<sup>59</sup>, capaci di cogliere le opportunità offerte da un

55. Per una definizione di borghesia industriale si rimanda a J. Kocka, *Les bourgeois européennes au XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris-Berlin 1996, p. 12.

56. C. Cattaneo, *Notizie culturali e civili sulla Lombardia Milano*, cap. XL, Tip. G. Bernardoni, Milano 1844, pubblicata in occasione del VI Congresso degli scienziati italiani tenuto a Milano nel 1844, ed. on line <http://www.libromania.it/titolo.asp?autore=Cattaneo%2C+Carlo&titolo=Notizie+naturali+e+civili+su+la+Lombardia>

57. "Il fatto nuovo che si delinea negli ultimi anni del '700 e che troverà sempre più ampia conferma nei successivi decenni, è appunto il configurarsi di un profilo di operatore straniero che riassume in sé la doppia figura del tecnico e del mercante, capace cioè di quell'intervento molto più globale nella realtà economica e sociale costituito dall'impianto e dalla conduzione della fabbrica." A. Manoukian, *Le matrici della fabbrica in Italia*, "Studi di Sociologia", Aprile-Settembre 1972, pp. 372-73.

58. "Molti di questi stranieri arrivano infatti in Italia (ed è spesso per questo che sono chiamati dai singoli Stati) con alle spalle una precedente esperienza industriale e con una socializzazione e modelli operativi più efficienti e dinamici che viene utilizzata non solo a gestire in modo più congruente i fattori della produzione a disposizione, ma che serve a stabilire o a mantenere aperti quei numerosi canali attraverso i quali potranno continuare ad affluire in Italia non solo nuovi tecnici stranieri, ma soprattutto nuove macchine ed impianti, nuovi modelli conoscitivi ed organizzativi". A. Manoukian, cit., pp. 372-73.

59. A. Gerschenkron, *Il problema storico dell'arretratezza economica*, Torino, Einaudi 1965; *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge 1962.

mercato nel quale le capacità tecniche e manageriali erano assenti e garantivano un premio elevato rispetto alle regioni maggiormente sviluppate d'Europa<sup>60</sup>. Assolvevano, insomma, grazie alla loro appartenenza a reti internazionali, alle funzioni imprenditoriali.

Non fu comunque tanto la rilevanza economica delle loro imprese a rendere questi imprenditori tanto importanti per l'industrializzazione lombarda, quanto piuttosto il loro legare lo spazio economico milanese con i centri europei più avanzati. Spesso l'alto costo del lavoro qualificato, che abbiamo visto essere uno dei modi per attrarre capitale umano dall'estero, era ciò che impediva la concorrenzialità delle prime iniziative imprenditoriali lombarde, che si rivolgevano allora ad un mercato locale, protetto dalle privative e dai privilegi offerti dal governo, napoleonico od austriaco che fosse. Ciò nonostante quelle primissime esperienze industriali, la stamperia di cotone di Adam Kramer, la filanda per la seta di Heinrich Mylius a Boffalora, i cotonifici impiantati da svizzeri e tedeschi nelle alti valli lombarde, le prime imprese meccaniche ebbero un'importanza fondamentale nel formare il capitale umano che sarà essenziale per il futuro sviluppo regionale.

Non solo. Gli stranieri che arrivarono a Milano portando le loro conoscenze tecniche e manageriali seppero inserirsi stabilmente nell'élite economica locale, andando a mutarne in profondità la mentalità. Essi assunsero posizioni di rilievo all'interno dei nuovi organi di rappresentanza creati dalle riforme napoleoniche, portando all'attenzione dei governi, ma anche del ceto mercantile e possidente le istanze di ammodernamento dell'economia lombarda. Quanto i liberali e Cattaneo per primo reclamavano a gran voce dalle pagine dei giornali, questi imprenditori sapevano richiedere direttamente a Vienna se non agli organi di governo locali.

La loro influenza, tramite le reti di appartenenza, arrivava ai livelli più alti delle corti europee. Numerosi documenti testimoniano di co-

60. Nei decenni centrali dell'Ottocento le figure professionali più elevate nel settore manifatturiero, direttori di stabilimento, operai qualificati, meccanici, tintori ricevevano in Piemonte un salario che era da due a tre volte quanto avrebbero ottenuto nei centri europei maggiormente sviluppati. Si veda R. Gobbo, *The transfer of knowledge between Verviers and Biella based on documents taken from the files of the Sella Wool Mill in Cromosso*, ed. on line <http://eh.net/XIIICongress/cd/papers/16Gobbo438.pdf>.

me i banchieri stranieri più importanti presenti a Milano facessero uso attivo dei loro rapporti con le reti delle maggiori case bancarie europee per ottenere maggior ascolto alle loro richieste<sup>61</sup>.

Facendosi guida per le iniziative dell'élite economica milanese questi imprenditori stranieri fondarono le prime assicurazioni, le prime imprese meccaniche e parteciparono al finanziamento, se non direttamente alla gestione, della maggior parte delle iniziative più innovative. Laddove, come nell'Alto Milanese, mancasse completamente una struttura economica di base, il loro intervento fu ancora più pervasivo. Ancora dopo alcune generazioni, alla fine del diciannovesimo secolo, si ritrovano i nomi dei discendenti di queste famiglie tra gli azionisti delle più importanti società per azioni milanesi, che siano banche o imprese industriali, a dimostrazione di come le reti imprenditoriali internazionali si fossero trasformate, con il progredire dell'industrializzazione e la crescente importanza dei siti produttivi, in reti locali, un capitale sociale essenziale allo sviluppo economico regionale<sup>62</sup>.

I network imprenditoriali ed il capitale sociale da essi rappresentato non hanno, ovviamente, di per sé una valenza positiva o negativa<sup>63</sup>, se ne può fare, come per gli altri fattori produttivi, un uso efficiente od inefficiente. Già ai tempi di Cattaneo vi era chi indicava “come nemici i negozianti esteri stabiliti nel paese”<sup>64</sup>, “ladri i negozianti inglesi”, “usurai e farisei i negozianti italiani”, vi era chi, fautore di iniziative che non trovavano l'appoggio di questa nuova e forte élite milanese, si scagliava contro di essa, individuandola nello “stimabile estensore del Foglio Commerciale” e nei “suoi onorevoli amici”<sup>65</sup>. Il proprietario e l'editore del Foglio commerciale era, per l'appunto, uno dei figli del

---

61. Il banchiere di origine svizzera Mirabeaud era il referente milanese della famiglia Rothschild, mentre Heinrich Mylius, di Francoforte, oltre ad essere parte di una rete familiare che si estendeva da Londra fino al meridione d'Italia, poteva contare sull'amicizia e sull'appoggio dei banchieri Bethmann di Francoforte. Per il caso di Mirabeaud si veda G. Piluso, *L'arte dei banchieri*, Milano, Franco Angeli, 1999; per quanto riguarda Mylius: M. Poettinger, *Lo sviluppo economico lombardo nelle attività degli imprenditori tedeschi*, in *La tradizione rinnovata. Da Enrico Mylius alla Sesto San Giovanni del futuro*, a cura di G. Oldrini - A. Venturelli, Loveno di Menaggio, Villa Vigoni, 2006, pp. 49-104.

62. Cfr. M. Poettinger, cit.

63. Al proposito si veda: P. Dasgupta, *The Economics of Social Capital*, genn, 2005, ed. on line <http://www.beijer.kva.se/publications/pdf-archive/Disc201.pdf>.

64. C. Cattaneo, *Lettera*, cit. p. 95.

65. *Ibid.*, p. 95.

socio di Adam Kramer e facile riconoscere nei suoi amici proprio la compagine, innovatrice, degli imprenditori stranieri di Milano. Sicuramente questi, laddove per tanti versi portarono a Milano la modernità, non esitarono a bloccare i progetti che ritenessero dannosi per i propri interessi economici, utilizzando a tal fine le loro relazioni.

Ciò nonostante il loro intervento fu essenziale per creare in Lombardia quel capitale umano, di tecnici ma anche di cultura tecnica, e quel capitale sociale, di rapporti internazionali e di legami locali, che permise a questa regione di inserirsi presto tra le zone economicamente più avanzate d'Europa.

MONIKA POETTINGER

## BIOGRAPHICAL LINKS BETWEEN SESTO SAN GIOVANNI AND THE LAKE COMO REGION

It is especially appropriate to have this conference about Sesto San Giovanni and its historical transformations in the Villa Vigoni and overlooking Lake Como. Heinrich Mylius is not the only figure who links Milan, Sesto and Como, and the north and the south of the alpine chain. In a recent book, *Family Capitalism*, I looked at three entrepreneurial dynasties, all originating in the Rhine valley, but active in France, Germany and Italy. The Italian dynasty was that of the Falck family, whose Italian (or perhaps more accurately Lombard) story began when the Alsatian metallurgist Georges Enri (later Giorgio Enrico, although he always preferred to write in French rather than Italian) Falck was invited to Lombardy (then under Austrian rule) as a technical adviser to the iron manufacturer Gaetano Rubini e Figlio at an old-established metallurgical site at Dongo on the western shore of Lake Como. The Falcks fitted very closely into the inheritance of a specific vision of the Como-Milan connection, as developed by Alessandro Manzoni in his celebration of both the hard and skilled technical craft work of the Como region, and the Catholic tradition as represented by the Milanese archbishops Carlo and Federico Borromeo.

Small scale entrepreneurship as the crucial determinant of the industrial landscape lasted much longer in Italy than in Germany. The Alpine North Italian iron industry had a very old history: like the industry of Lorraine or the Rhineland, it at first depended on local ore and charcoal smelting, with long-lived dynasties of craftsmen working the foundries: Badonis (indisputably the premier dynasty of the Como area), Bolis, Redaellis, and Rubinis. There were analogous industries in the neighboring mountain areas: Grisons (Switzerland) as well as in the Austrian territories of Styria and Carinthia<sup>1</sup>. At the beginning

---

1. See A. Colli, *Legami di ferro: storia del distretto metallurgico e meccanico lecchese tra Otto e Novecento*, Catanzaro, Meridiana libri, Roma, Donzelli, 1999; G. Cortella, *I Badoni e l'industria del ferro nell'800 lecchese*, Milano, F. Angeli, 1988; also J.-F. Bergier, *Pour une histoire des Alpes. Moyen Age et temps modernes*, Aldershot, Hampshire, Great Britain; Brookfield, Vt., USA, Ashgate, 1997.

of this story, the Alpine iron-producing areas of North Italy were also under Habsburg rule. Each locality had its own specialty: thus the Val Trompia produced cutting instruments and firearms, the Val Camonica agricultural tools, and Lecco wire which could be used to make nails and pins. The manufacturers around Lake Como, however, supplied not just local agricultural demand, but also the demand of Milanese craftsmen for iron for the manufacture of armor. Even at the beginning of the nineteenth century, they derived some of their iron not from local ore but from what they called “broken iron” or scrap.

A Protestant, Georges Enri Falck married a Catholic girl from the Upper Rhine valley, Barbara Noblat, and in 1827 in Cernay, near Mulhouse, their first son, Henri (Enrico) was born. Once in Switzerland, he traveled on further south. In 1839, Giorgio Enrico Falck settled permanently in Dongo, and the company was renamed as Rubini, Falck, Scalinini e Comp. Falck put up some of his own money, 30,000 Austrian lire (or \$ 5,600), a relatively small sum, and Giuseppe Rubini contributed one third (250,000 Austrian lire or \$ 47,000) of the total capital. The new firm tried to argue that it would damage rather than advance the cause of “industria nazionale” and would reduce employment and increase poverty<sup>2</sup>. Falck’s role at Rubini was as the technical director, and he started immediately to innovate: the investment of his own money simply offered his employer a guarantee that he would not move on and abandon the works with a half-finished modernization program. When he arrived, he had been an itinerant craftsman of a quite characteristic kind for ancien regime Europe, who would sell knowledge and then pass on, and might have stepped out of the pages of *I Promessi Sposi*. Ownership was a means to commitment.

The first Italian Falck’s grandson, also named Giorgio Enrico Falck in 1906 helped to found the Società Anonima Acciaierie e Ferriere Lombarde (henceforth AFL). Its President was Angelo Migliavacca, and Falck was Vice-President with special responsibility for the construction of steel plants (which had become his expertise). The major

---

2. R. Pichler, *Die Wirtschaft der Lombardei als Teil Österreichs: Wirtschaftspolitik, Aussenhandel und industrielle Interessen 1815-1859*, Berlin, Duncker & Humblot, 1996, pp. 157-161.

financing of the creation came from the Banca Commerciale, which began by exercising a quite substantial influence over the company, with several representatives on the board. But by the First World War, Falck dominated the company, and what started out as a bank-inspired joint stock company ended up as a family firm that still exists, but which largely exited from the steel business in the 1990s and became instead a holding company with a substantial interest in energy technology and in particular in renewable energy.

I – There are three themes that run consistently through the Falck history. The first is the attention to international developments, and the eagerness to apply methods pioneered elsewhere as the answer to Italy's relative economic retardation.

The first Falck applied English iron-working and mechanical technology. He introduced what he called the “English system” (*sistema inglese*), using hot air, and using the heated gases to fire a puddling oven. Falck built a much higher furnace than was customary; and in the 1840s started the manufacture of plate iron. He also looked to alternatives to the use of charcoal, and in 1842 became interested in using peat for smelting, proposing to use the large peat reserves near Turin. Falck had a regular correspondence with leading French and Swiss engineers, such as Sulzberger from Frauenfeld. His major attraction for his employer and partner, Rubini, was his range of contacts with foreign best practice (or at least better practice). The products of the firm included some of the first examples of industrial design in northern Italy. By 1841, the Austrian government gave an official recognition to Rubini and Falck as representing the “essential conditions of civilization”<sup>3</sup>.

The first Falck's grandson G. E. Falck was sent by his mother at an early age (16 years) to study in Zurich, where he spent two and a half years, and he eventually won admission to the new and highly prestigious Eidgenössische Technische Hochschule. But instead of staying

---

3. R. Pichler, *Wirtschaft*, p. 166.



on in Zurich, he took an apprenticeship to the industrial heartland of Germany, and worked for the Dortmund “Union” from December 1884 to June 1885. He then worked for a wire-working company Allhoff and Müller at Plettenberg, and subsequently for the Cologne engineering company Kalker Werkzeugmaschinenfabrik. He also made trips to look at the industries of Luxembourg and the Saar, in particular the Dillinger Hüttenwerke, Röchling, and the Burbacher Hütte; as well as to Osnabrück to examine ways of processing iron rods. He was quite aware of the realities of Italian industrial backwardness. When he visited an international exposition in Antwerp in October 1885, he noted: “Italy has a very beautiful display, but it is more artistic than it is industrial”.<sup>4</sup> Like his grandfather, he resolved to apply a foreign model to revolutionize Italian business conduct.

Falck made more trips to Germany, including to Hagen in Westphalia. He was also appointed as director of the Malavedo plate works in 1889, and as Procuratore Generale in 1893, with sole responsibility for the technical side of the business. The output of Malavedo increased from a daily 50 tons in 1894 to 70 tons in 1896. Falck’s share of the Malavedo iron works was raised from 20 percent to 30 percent. Under Falck’s directions, the Malavedo works started to expand. In 1895, it took over an iron works at Rogoredo near Milan – a highly risky operation in the wake of the major business downturn and the widespread bankruptcies of 1892-3. Falck’s rescue plan involved characteristically a big expansion and modernization with a large Siemens-Martin hearth (the first to be built in Italy) with a capacity of 16 tons, working with scrap metal and with cast iron with a manganese content. The new plant was completed in 1901, in the midst of a new (but relatively mild) recession. It began with the production of steel plate, which was also a new departure for Falck. By 1904, it had reached a production of 30,000 tons. The requirements for capital for the new steel industry exceeded anything that could be raised from an immediate network of relatives and friends. So businesses started to look to the new Italian

---

4. A. Frumento, *Imprese lombarde nella storia della siderurgia italiana: Il contributo dei Falck*, Milano, Campi, 1952, p. 165.

banks, established on a German model with German capital, and committed to a program of industrial engagement and expansion.

The AFL also extensively took over German technology. Four Siemens-Martin furnaces of a capacity between 30 and 35 tons were to be constructed to plans by the Dortmund engineering office of Lackner. The first furnace was fired in 1908, the second in 1910. By 1909, Sesto San Giovanni produced 39,000 tons of steel, or over 4 percent of Italian steel production, and by 1914 84,000 tons, or over 9 percent. During the First World War, the company moved in a new direction, applying water power to generate electricity and then applying it in the electric reduction of scrap metal. The use of hydroelectric power became a continuing strength of the company in the interwar period. At first, it justified its investments by the high price of imported coal<sup>5</sup>. Later the AFL used its successes in the electric production of steel to argue that Italy could have an autonomous steel industry without needing large scale imports of foreign ore.

After the Second World War, the founder's sons, Enrico, Giovanni and Bruno used American money provided through the European Recovery Program in order to carry out a thorough modernization of the steel industry. The Franco Tosi engineering works, which were part of the Falck group, benefited substantially from the new demand for equipment: it obtained licenses from Combustion Engineering for generating boilers, and from Westinghouse for turbines for electricity production<sup>6</sup>. The turn to renewable energy in the 1990s was a continuation of a long tradition of making technical innovation central to the entrepreneurial function.

II – The second theme that runs through much of the company's history is a concern with social developments. The period immediately after the First World War was characterized by a revival of the very bitter labor conflicts that had already paralyzed the company before the War.

---

5. AFL, *Relazioni* 1918-19.

6. L. De Paoli, *Programmi di investimento e novità tecniche*, in (ed.) Valerio Castronovo, *Storia dell'industria elettrica in Italia*. 4. *Dal dopoguerra alla nazionalizzazione 1945-1962*, Roma-Bari, Laterza, 1994, p. 203.

One solution was to build more housing, in order to secure a stable workforce. The company also established a large scale dormitory with washing and canteen facilities for single workers. A vision based on a powerful sense of company paternalism and an ethic of social responsibility looked like a way of binding a reliable workforce. In the early 1920s, the company built a large housing complex, the *Villaggio Falck*, opposite the entrance to the Unione steel works in Sesto San Giovanni.

One of Falck's strategies of defense in the face of both bank and governmental pressure in the 1920s to reorganize in a way that might benefit the "national economy" (in practice the fascist state) was to emphasize its family quality, by giving a rather extended meaning to the "family". The 1930 report referred for the first time to "the large family of the AFL" (*la grande famiglia delle Acciaierie e Ferriere Lombarde*). In the same year, Falck began to promote a pioneering social project to reduce industrial accidents. And the next year, Falck's loyal Consigliere, Goisis, proposed a change of name, so that Falck would appear in the name of the enterprise: Acciaierie e Ferriere Lombarde Falck. The rationalization was given that the old name AFL had been too anonymous and had led to "confusion" in business correspondence<sup>7</sup>. But it was clear that the new branding of the company was intended to reflect a large scale benevolent paternalism.

After the Second World War, the Falcks sponsored the establishment of Montessori schools (a particular interest of Maly Da Zara Falck). The construction of workers' housing continued: one of the very first of the big postwar investments was in housing, as a "solution to the social problem of such great actuality"<sup>8</sup>. In 1960, a large new facility opened at Sesto San Giovanni, the Villaggio Ina-Casa di Brugherio. But the paternalism now had a distinctive technical element, as part of the general emphasis on a modernization of Italian society. After the death of Enrico Falck in 1953, the works created the Centro d'Addestramento E. Falck to train qualified workers. By the late 1960s, however, the old kind of paternalism was deeply out of fash-

---

7. Falck archive, VCA, July 17, 1931.

8. AFL, *Relazioni* 1948.

ion, and the Falck firm was shaken in the 1970s (like much of Italian industry) with violent labor relations.

III – A third aspect, which was closely associated with the promotion of a sort of company paternalism, was the Christian inspiration that drove much of the work of Giorgio Enrico Falck, his children and his grandchildren. To emphasize the family and traditional quality of the company, in 1934 the Villaggio Falck in Sesto was completed by the dedication of a new church, San Giorgio delle Ferriere, which commemorated Saints George and Irene (the patron saints of the patriarch and his wife) as well as Saint Ambrose of Milan. On the right hand side of the altar stood a relief of St. Joseph as a worker, cast out of Falck steel.

During the Second World War, Enrico Falck had been involved in the Catholic resistance to fascism in Milan. A group of Catholic intellectuals met in his house in the via Tamburini 1, to develop an alternative to liberalism and the planned economy, but also to the obvious failure of the “third way” offered by fascism and corporatism. In their approach to economics, the Catholic intellectuals took as a basis the idea of a *nuovo ordine economico* as elaborated in late 1943 at the Catholic University by Professors Vito and Fanfani. There was also a political dimension. In September 1942, the leaders of the former Partito Popolare of Don Luigi Sturzo and the Movimento neoguelfo, with which Enrico Falck was associated, in Falck’s house established a new political party, the Democrazia Cristiana. Such activities became quite widely known in Milan. Enrico Falck was arrested by the German authorities in January 1945 and held in prison until the Liberation.

After the new political ordering, Falck could pursue the new political agenda. In 1948 he became Senator for the Lecco area. With this, his brothers moved into the management of the company, so that they had taken over the management already before his death in 1953. Enrico Falck also participated in the founding of an Association of Christian Entrepreneurs and Managers, the *Unione cristiana imprenditori dirigenti*.

Enrico Falck devoted his energy increasingly to sketching out a new philosophy of entrepreneurship, or, as he sometimes called it, “technological spiritualism”. There was an intense debate in the postwar era about the appropriate ethic of a new society. Falck argued that Catholics (and more generally Christians) should not see profit as immoral, or the good businessman as doomed to failure, because to accept such a cliché would be to condone the social and economic exclusion of Catholics.

We should not be scandalized when an entrepreneur notes that the share company is not a charitable institution. It would be a mistake to believe that the honest manager is bound to fail, or that the business world is the heritage of scoundrels: as if a young man, driven by intelligence and social circumstances to lead a business which depends on people must lose his quality as a Christian by contact with conventions that are less than honest.

But for this vision of good men participating fully in economic and social life, there needed to be an appropriate kind of state. The interventionist state of the fascist era, in which initiative was crippled because everyone looked to the state to be the prime mover, had been catastrophic. But an appropriately directed state, in which individuals had a sense of participation, could leave businesses as independent entities.

For us there exists not only production, as the liberals claim, or only distribution, as the theorists of socialism wish to affirm, but both: and woe if the productive process is not at the head of the order of preoccupations. Of all the forms of anarchy the most productive is to drop into the abyss all brilliant constructions of social life and the proposals and programmatic schemes of parties.

The essence of Falck’s vision lay in the ability of a democratic process in national politics to provide an attractive alternative to claims by workers to manage factories themselves, or to the state to directly control the productive process.

When will it be recognized that for an industrial recovery to occur, the multiplication of organs of control is not possible, and the directing force must be an aristocracy, to use an unpopular but correct phrase, that is purely elected democratically and not indirectly through the acquisition of shares in the company. I believe that it is better to feel some part in a tangible way, not simply of the process of production, but of the instrumental goods [of politics].<sup>9</sup>

---

9. A. Ferrari, *Enrico Falck: un moderno 'padrone delle ferriere'?*, “Rivista Milanese di economia” 2, 1982, p. 34.

Property needed to be adequately controlled by a political process. The Catholic culture that the Falcks promoted was very consciously an answer and an alternative to class conflict. By the 1950s, on the one hand, the communist leader Pietro Secchia, who had been sent on a special mission to Lombardy by Togliatti, referred to Sesto San Giovanni as the Stalingrad of the day, in which the class war was played out<sup>10</sup>; while the Archbishop of Milan, on the other side, Cardinal Montini (the future Pope Paul VI), supported the educational and social concept of the firm. The Falcks certainly saw family business in terms of a wider struggle about the appropriate form of political life, about the placing of limitations on politics, the viability of democracy, and the ability of industry to satisfy the demand for economic growth. In this way, religion was closely associated with a strong ethic of business responsibility. By the last decades of the twentieth century, such an approach was widely ridiculed as outdated and obsolete, but it may – I would suggest – still have much to offer a world which is looking for ways of making economic and manufacturing activities dignified and meaningful. Manzoni would smile.

HAROLD JAMES

---

10. G. Galli, *Il Padrone dei Padroni: Enrico Cuccia, il potere di Mediobanca e il capitalismo italiano*, Milano, Garzanti, 1995, p. 117.

**DIE EUROPÄISCHE STADT UND DIE HERAUSFORDERUNGEN  
VON UMWELT- UND NATURSCHUTZ**

*LA CITTÀ EUROPEA E LE SFIDE AMBIENTALI*





## LA FUNZIONE DELL'ARCHITETTURA NELLA SOCIETÀ DELLA CONOSCENZA EUROPEA

Nell'affrontare un tema così impegnativo, due sono, a mio avviso, gli aspetti da considerare: il primo inerente all'architettura stessa e alla funzione che essa ha svolto fin dagli albori della civiltà umana; il secondo pertiene invece al ruolo specifico che il modello di città europea ha svolto, e continua a svolgere, nella storia della civilizzazione e nella società contemporanea.

I. Da tempo, l'indagine storica ha riconosciuto all'architettura un'importanza peculiare: esiste da sempre, e forse non è neanche corretto domandarsi quando abbia avuto inizio poiché l'architettura risulta intrinsecamente connaturata a quel processo, detto *ominazione*, che ha portato alla ribalta della storia l'uomo, una creatura dal lungo passato biologico che aveva dato avvio ad una serie di trasformazioni quando ad una iniziale percezione consapevole dei luoghi era succeduto prima il riconoscimento degli stessi e poi la loro modifica: questo processo è uno degli elementi attraverso cui questa creatura diventa effettivamente uomo.

Qualche anno fa in un libro da me scritto insieme a Benno Albrecht, *L'origine dell'architettura*<sup>1</sup> sottolineavo tre momenti di transizione, tutti appartenenti al Paleolitico che ritengo in rapporto diretto con il tema di queste riflessioni. Il primo consisteva nella capacità dell'uomo di collocare in uno spazio unitario se stesso e gli oggetti: era la consapevolezza di occupare uno spazio, in cui la percezione di sé risultasse distinta rispetto agli oggetti che si trovavano intorno, come ha descritto, ad esempio, Konrad Lorenz<sup>2</sup>: la mano è reale tanto quanto l'oggetto che tocca e il contatto con l'oggetto diventa comprensione anche dell'attività della mano: ecco il ponte fra l'afferrare in senso manuale e l'afferrare nel senso della comprensione mentale. È evidente come tutto ciò abbia a che fare con la conoscenza di sé, e per quanto

---

1. L. Benevolo - B. Albrecht, *Le origini dell'architettura*, Roma, Laterza, 2002.

2. K. Lorenz, *L'altra faccia dello specchio. Per una storia naturale della conoscenza*, Milano, Adelphi, 1991.

sia impossibile risalire all'esatto momento in cui è avvenuto, questa è senza dubbio la scintilla che ha trasformato una creatura in uomo.

Il secondo momento di transizione fu l'acquisizione della capacità di indicare in maniera simbolica gli oggetti, in primo luogo con un simbolo fonetico, cioè imparando a parlare e attribuendo significato a precisi suoni, affinché individuassero un oggetto. Anche questa è una caratteristica che da quel momento in poi irreversibilmente distinguerà l'uomo.

Il terzo momento consistette nell'affermazione della capacità di riprodurre su un supporto fisico l'immagine di un oggetto e di saperlo fare attraverso una selezione dei suoi caratteri. Per esempio, un oggetto grande può essere rappresentato come piccolo o un oggetto che è caratterizzato da una serie di qualità, può essere individuato anche attraverso solo alcune di esse; questa capacità di riprodurre è quindi una capacità selettiva, che presuppone un'elaborazione dell'immagine da ricordare.

Fin qui si è ragionato sull'uomo in base ai risultati delle indagini archeologiche sugli ultimi trenta-quarantamila anni del paleolitico; ma la creatura di cui parliamo ha, dal punto di vista biologico, un passato di oltre centomila anni. Esiste quindi anche una storia precedente ed è quella che poi pressappoco coincide con l'*homo sapiens sapiens*, ovvero quella linea evolutiva che misteriosamente soppianta tutte le altre e che noi oggi chiamiamo il genere umano. Questo processo avvenne in un contesto drammatico, nel Pleistocene, segnato da tre glaciazioni, che sottoposero l'uomo ad una sfida ambientale molto dura e severa. Di questo periodo è caratteristica la moltiplicazione dei segni: l'uomo è finalmente capace di reagire in maniera complessa agli oggetti e di riprodurli attraverso segni la comprensione, il tutto in un momento in cui il rapporto con l'ambiente è di assoluta soggezione. Emmanuel Anati nel suo *Origini dell'arte e della concettualità*<sup>3</sup> focalizza la sua analisi a partire dai pittogrammi, figure riproducti forme antropomorfe, zoomorfe di oggetti reali e non, in sintesi vere e proprie imma-

---

3. E. Anati, *Origini dell'arte e della concettualità*, Milano, Jaca Book, 1988.

gini. Ai pittogrammi vengono accostati gli ideogrammi, segni più semplici e ripetitivi che individuano concetti indotti e convenzionali: sono, quindi, un modo di associare all'immagine delle connotazioni non geometricamente identificabili. Infine Anati analizza gli psicogrammi, nei quali non appaiono rappresentati oggetti o simboli ma 'scariche di energia' che potrebbero forse esprimere sensazioni, quali caldo e freddo, luce o tenebre, vita e morte, amore e odio, una sorta di surplus di reazioni che tendeva ad ostacolare la possibilità di raffrontarsi con l'ambiente.

Le tre fasi di transizione sono alla base dell'architettura che inizia ad esistere solo quando queste si organizzano in un sistema coerente, e precisamente solo al termine dell'ultima glaciazione, quella di Wurm (ovvero circa diecimila anni fa), epoca di straordinarie trasformazioni ambientali. La graduale scomparsa delle grandi formazioni glaciali che imprigionavano una parte cospicua dell'acqua presente sul globo, provocò un innalzamento del livello del mare di circa 130 metri: un decimo delle terre emerse tornarono sott'acqua, con drammatici cambiamenti geografici. L'aumento della temperatura modificò anche le terre emerse rimaste con la formazione di deserti, tundre, foreste e così via. Destreggiandosi in un ambiente così nuovo, l'uomo iniziò ad acquisire la capacità di modificare l'ambiente attraverso attività stanziali, quali l'agricoltura e l'allevamento. Con il cambiamento del rapporto tra uomo e ambiente, si affermò una maggiore conoscenza: l'uomo fu per la prima volta consapevole di possedere i mezzi sufficienti per modificare ciò che aveva intorno. Questo accadde nel Neolitico, durante un arco di circa cinquemila anni, da diecimila fino a cinquemila anni fa, e fu una vera e propria aggressione all'ambiente, poiché le capacità umane incontrarono ostacoli di molto inferiori a quelli delle epoche precedenti. L'uomo stava acquisendo e sviluppando quella una nuova capacità, che noi oggi chiamiamo architettura, e poté farlo in un grande spazio libero. È stato notato un fatto singolare: i manufatti neolitici più importanti normalmente si trovano sulle coste, come se l'uomo, percorrendo l'ambiente, a un certo punto fosse stato costretto a fermarsi dove finiva la terra e iniziava il mare – le coste, appunto – ed

in particolare quelle rocciose tra l'Europa e l'Atlantico; qui egli sviluppò le capacità di costruire ripari, oggetti funzionali, elementi legati al culto, che in quella forma erano destinati a rimanere unici. Le differenze fra un luogo e l'altro non erano poi così forti: gli studiosi hanno infatti spesso rilevato la somiglianza di manufatti europei con quelli rinvenuti in Cina, in Siberia e anche nel continente americano: questa è la prova di caratteristiche comuni, oltre che di una sensibilità ambientale per noi assolutamente stupefacente. Quella che si chiama oggi in architettura *la scelta del luogo*, cioè l'impostazione, la decisione iniziale di agire in un certo modo, testimonia una sicurezza mai presente prima e forse mai più ripetibile in un mondo destinato a complicarsi, come quello che poi noi abbiamo costruito, avendo da superare ostacoli accumulatisi nelle epoche successive. Allora l'uomo era animato da una sorta di fretta nell'agire; ciò che veniva a mancare, rispetto a quanto sarebbe accaduto poi, era la rifinitura; negli oggetti prodotti non si coglie, infatti, la volontà di rifinire, quanto piuttosto una tensione in senso opposto, cioè di imitare le rugosità e le irregolarità proprie dell'ambiente naturale. Si ha quasi l'impressione che si assecdasse il desiderio di mimetizzare i propri manufatti con l'ambiente, affidando per contro l'elemento distintivo a quella regolarità, a quella geometria, a quelle caratteristiche proprie dell'uomo capace di un'attività riflessa. Ad esempio, ci fu un momento in cui si realizzò che per tener maggiormente fermo un blocco di pietra, la posizione verticale era preferibile (difficile immaginare in natura un masso messo in verticale); successivamente si comprese anche che il modo migliore per far gravare una peso sopra una base era che quest'ultima fosse proporzionata: coricando il sasso, invece, il rapporto diventava inutile, con troppa superficie rispetto al peso.

Il ricordo del neolitico continua oggi ad affascinare gli studiosi. Nella prefazione del volume sugli Incas, scritto da Alfred Metraux qualche decina di anni fa<sup>4</sup>, fu riportata un'intervista in cui lo studioso francese alla domanda perché si occupasse del neolitico, rispondeva: "Parce

---

4. A. Metraux, *Gli Inca*, Torino, Einaudi, 1969.

que j'ai la nostalgie du néolithique", ribadendo come in quell'epoca l'uomo avesse già quasi tutto quello di cui aveva bisogno. Poi aggiungeva: "Si le néolithique avait connu l'art dentaire, je m'en serais fort bien contenté". Ecco cosa mancava: la capacità di curare il mal di denti; se allora fosse esistita, Metraux avrebbe trovato nel neolitico un ambiente di vita adeguato, forse il migliore che avrebbe potuto immaginare.

Procediamo ancora nel nostro viaggio: intorno a 5.000 anni fa nacque un insediamento umano diverso e, per tanti aspetti, opposto a quello del neolitico: la città. Cosa accadde? L'uomo scoprì che in un ambiente dimensionalmente limitato e circoscritto era possibile 'un'accelerazione' dell'architettura e, di conseguenza, della storia umana, grazie all'intensificazione dei rapporti tra persone e alla modificazione dell'ambiente. Il campo di azione dell'uomo si divise in due, tra la città e quello che vi era intorno: è un evento che l'uomo stesso ha drammatizzato, come ben esemplifica un'iscrizione sumera: "Allorché il regno celeste venne sulla terra, esso fiorì in Eridu"<sup>5</sup>: non solo era nato qualcosa di diverso, ma questo appariva ben più che umano, tanto si distingueva dal preesistente.

Gli storici hanno colto un parallelismo tra il momento del passaggio dalla lingua parlata alla scrittura e quanto accadde in architettura. La scrittura fu il modo di fermare su un supporto quello che il linguaggio creava acusticamente per poi svanire senza lasciare traccia; con l'avvento della città, era necessario che i pensieri non fossero più solo comunicati da uomo a uomo, ma fissati su un supporto per essere trasmessi collettivamente. È possibile valutare quale livello raggiunsero queste prime comunicazioni, grazie a straordinarie tracce, come ad esempio il poema *Gilgamesh* o in epoca successiva, i poemi omerici, per alcuni secoli trasmessi solo per via orale: l'aedo apprendeva a memoria il testo, lo recitava, lo insegnava ad un suo allievo affinché fosse a sua volta in grado di recitarlo. La tradizione scritta dei poemi omerici si deve alla scoperta della scrittura alfabetica, che fu finalmente in gra-

---

5. Testo tratto da un'antica lista reale sumerica del III millennio A.C. Il luogo citato, Eridu, è uno dei primi agglomerati urbani dei Sumeri, oltre ad essere città sacra.

do di catturare attraverso l'imitazione diretta dei suoni tutta la complessità del poema recitato.

Il passaggio tra trasmissione orale e scrittura si ripropose sotto diverse forme in molte epoche; un caso interessante si verificò al momento dell'occupazione dell'Inghilterra da parte di Guglielmo il Conquistatore. La nuova classe dirigente normanna parlava e scriveva in francese e continuò a farlo per alcuni secoli, mentre nel territorio si smisero di usare per la scrittura i dialetti sassoni che rimasero solo nell'uso parlato attingendo dal francese della classe dirigente una serie di elementi in forma semplificata, senza declinazioni e casi, aprendo così la strada a quella inarrivabile scioltezza e sinteticità dell'inglese moderno. Da questo nacque la poesia di Shakespeare; da questo ebbe origine il ruolo centrale dell'inglese nella comunicazione internazionale di oggi. Fu quindi la lingua parlata a condurre verso una nuova scrittura di qualità superiore.

Situazioni analoghe si verificarono anche nel campo più specifico dell'architettura. Il primo architetto di cui si conosca il nome è Imhotep, autore della tomba di Djoser a Saqqara nel 2200 a.c, e innalzato al ruolo di divinità proprio per la sua abilità nel costruire. Imhotep progettò questa tomba come un recinto di 280 × 550 metri, costituito da una cinta di mura con quattordici porte, tredici cieche e solo una, ma non segnalata, d'ingresso. Evidentemente, quello che accadeva all'interno era tale da presupporre una ricerca per trovare la giusta via d'accesso. Una volta varcato l'ingresso si doveva percorrere un corridoio lungo 150 metri in lastre di pietra, tra alte pareti interrotte improvvisamente da finestre, che servivano a produrre una violenta alternanza tra ombra e luce del deserto egiziano, provocando un effetto di straniamento nel visitatore. Si era introdotti così alla piramide a gradoni, la più antica di tutte le piramidi egiziane, la cui sommità svettava nel paesaggio circostante, mentre i gradoni più bassi segnavano lo spazio all'interno del recinto, scandito da forme di straordinaria eleganza. Il complesso non aveva altri usi se non quello di luogo di sepoltura; tuttavia a disposizione del faraone Djoser, lì sepolto, venne creato un paesaggio di pietra calcarea di grande raffinatezza e com-

plexità, con rivestimenti in maiolica colorata ad eternare oggetti deperibili, come stoffe, tende e baldacchini. Per passare da un livello all'altro bisognava percorrere scale il cui gradino più basso non era semplicemente appoggiato a terra, ma pensato come una sorta di cuscino arrotondato sui bordi. All'interno del recinto si trovava anche la statua del faraone, chiusa in una teca di pietra, con una sola piccola apertura all'altezza degli occhi: essa tuttavia non serviva al visitatore per guardare la statua, ma alla statua per guardare all'esterno: in questo modo, con la complicità dell'architettura, si creava un rapporto tra statua e uomo, eternità e immobilità dell'oggetto e brevità e caducità della vita umana.

Molti secoli dopo, Aristotele, divideva l'organizzazione dei gruppi sociali, in famiglia, villaggio e città, affermando che solo quest'ultima era il luogo degno dell'uomo, poiché comprendeva in sé tutte le altre aggregazioni, anche le più antiche. Nella città il ritmo più veloce che cultura e scrittura consentirono allo sviluppo dell'uomo, produsse grandi conseguenze: la storia dell'architettura da quel momento in poi divenne la storia delle città. Quello che era avvenuto naturalmente in epoca neolitica, cioè mettere qualunque cosa, anche di grandi dimensioni, in qualunque posto, lasciava spazio ad una nuova capacità di raffinare oggetti di media dimensione. Un'ulteriore trasformazione si verificò poi quando la città dovette affrontare la diffusione di quelle che Toynbee chiama *religioni superiori*<sup>6</sup>; in quel momento si giunse allo sdoppiamento del concetto di città – la città divina e la città dell'uomo – sintetizzato con grande efficacia da Agostino, nel *De civitate Dei*. Il desiderio di rendere straordinaria la città, che aveva ad esempio animato la costruzione di Babilonia, delle grandi città dell'Evo Antico, della Grecia e della Roma imperiale, si stemperò nella consapevolezza che città e perfezione non potevano più trovare una sintesi in questo mondo, ma solo in mondo superiore; era giunto il tempo di accettare i propri limiti e fare i conti con la propria imperfezione. Questa situazione interessò soprattutto le città dei popoli cristiani d'Europa, popoli

---

6. A. J. Toynbee, *Civiltà al paragone*, Milano, Bompiani, 1983.

consapevoli che il loro modello ideale non apparteneva più a questo mondo, ma tuttavia affezionati alla propria città e operosi nel perenne tentativo di migliorarla.

II. Le città europee furono costruite da sovrani non così potenti e liberi da regole come quelli antichi; essi si trovarono a svolgere il loro ruolo in un sistema di governo responsabile, moderato e controllato attraverso norme spesso anche complesse. La città quindi si sviluppò quale esito del rapporto tra un governo non più onnipotente (anzi consapevole dei propri limiti) e una pluralità di imprenditori, gelosi sì della propria indipendenza, ma anche disposti entro certi margini ad accettare regole e statuti pubblici. Per un prodigio della storia, l'*imperfessione* di queste città finì per diventare una sorta di perfezione. Quando Jacques Le Goff mi incaricò di scrivere la storia della città europea, scelsi di aggiungere al titolo *La ville européenne*, un sottotitolo, *Les merveilles de l'imperfection*, ma Le Goff non si dimostrò d'accordo: "les merveilles – mi disse – sono un'esagerazione. Diciamo piuttosto: les bienfaites de l'imperfection o les ressources de l'imperfection". Le parole quindi possono ruotare intorno a questo concetto, ma decisiva resta la comprensione dei tratti specifici della 'perfezione imperfetta' delle città europee. Ho avuto occasione di studiare a fondo Venezia, quando una decina di anni fa fui incaricato di redigerne il piano regolatore. Venezia è una città composta dall'aggregazione di quindicimila particelle edilizie, diverse l'una dall'altra ma fisicamente unite; tuttavia nei punti di contatto, anche nel caso di strutture analoghe – case di abitazione a più piani, palazzi, ecc. – è evidente una certa disomogeneità poiché un tempo era ritenuto accettabile e quindi permesso che ognuno fosse libero di edificare la propria casa come volesse, senza curarsi di ciò che gli stava intorno. Tuttavia se queste case fossero state tutte uguali, probabilmente l'insieme sarebbe venuto malissimo: Venezia dimostra come gli europei furono in grado di fare cose straordinarie grazie all'equilibrio del combinare una relativa indipendenza dei singoli con una relativa capacità di controllo delle autorità.

Oggi sarebbe possibile parlare della città europea semplicemente



come di un oggetto storico, ma nel mondo moderno la città europea resta l'unico modello alla portata delle civiltà democratiche contemporanee. Ormai l'epoca del faraone, dell'imperatore, del sultano o del califfo è conclusa e il problema di oggi non è più inventare nuovi generi di città, quanto piuttosto usare e far funzionare al meglio il modello di città europea.

Per proseguire nel ragionamento occorre considerare un ultimo passaggio storico: l'epoca in cui la città europea, ormai esportata in tutte le parti del mondo dagli europei, dovette far fronte allo sviluppo industriale, che ne modificò in modo drastico alcune caratteristiche; mutarono le dimensioni fisiche, ingrandendosi oltre ogni limite precedente, ma per l'aumento della velocità dei trasporti, si ridussero i tempi di percorrenza. L'effetto combinato di questi due elementi produsse una crisi del modello tradizionale di città europea, lasciandoci ancora oggi una situazione di incertezza: la città ci sfugge dalle mani, si espande rapidamente, perde densità, si mescola con le città vicine; oggi una distinzione netta di città e non-città non è più praticabile per l'espansione e la moltiplicazione a dismisura dei sobborghi. Ecco perché diventa imperativo conservare la città europea antica, non perché sia bella o straordinaria, ma perché depositaria di quel segreto che abbiamo perduto. Le istituzioni moderne devono inventare una nuova formula che non faccia perdere la reciproca capacità di commisurazione tra privati e autorità pubblica, che è sempre stata, come detto, la caratteristica della città europea. Ne saremo capaci? Occorre ragionare su questo interrogativo e farlo senza nessuna boria europeistica: l'Europa ha sì regalato al mondo un modello, ma essa stessa non è più in grado di usarlo come dovrebbe.

III. Spostiamo ora la nostra attenzione dalla città al microcosmo di villa Vigoni, al suo panorama, alla capacità di questo luogo, da una parte di conservare al suo interno raffinati manufatti dell'Ottocento europeo, e dall'altra, di includere in questo idillio di raffinatezza anche il panorama naturale. La straordinaria vista che si coglie dall'ingresso della villa è infatti, in una qualche maniera, una trovata dell'architettura.

ra: la scelta del luogo d'edificazione non solo ha permesso di creare una struttura in grado di presentare nella maniera più elegante e vantaggiosa una componente naturale, come l'area centrale del lago di Como, ma anche di agevolarne la trasformazione in un luogo di studi e ricerche. Tale singolare capacità non può non indurci a riflettere su come qualche volta l'azione trovi nutrimento proprio dal luogo in cui viene a compiersi: si tratta di una questione complessa che oggi riguarda più l'Italia che altri paesi europei, poiché noi stiamo degradando piuttosto rapidamente il nostro paesaggio. Proprio pensando alle sorti del paesaggio italiano nel suo insieme, possiamo meglio comprendere l'importanza del complesso di Villa Vigoni: è infatti significativo che proprio nel momento della sua edificazione, l'epoca del banchiere e mecenate Enrico Mylius, di Goethe, di Stendhal e di molti altri, fosse vivo un forte desiderio di preservare, e di preservare con successo, un paesaggio di particolare bellezza. In questo luogo venne realizzato un complesso che potesse ospitare l'eleganza delle arti figurative di quel periodo, ma anche tale da custodire anche una parte più fragile, cioè quel paesaggio che appartiene indissolubilmente alla cultura italiana ed europea tutta. Parini, Manzoni, Leopardi, Goethe, Stendhal furono in qualche modo in grado di cogliere e di preservare nel firmamento della poesia un paesaggio che stava trasformandosi; nelle loro opere si percepisce quasi un senso di congedo, nato dalla consapevolezza che proprio quel paesaggio iniziava a deteriorarsi. Probabilmente persone come Mylius ebbero anche la percezione fisica di questo cambiamento: egli era un imprenditore internazionale e conosceva benissimo cosa stesse accadendo in altri luoghi; fu probabilmente per questo che volle, per i suoi momenti di riposo, un luogo dove queste trasformazioni fossero lontane e che raccogliesse quanto era difficile preservare altrove. Queste brevi riflessioni su villa Mylius Vigoni sono un viatico giusto per ulteriori approfondimenti, individuali e collettivi. Esiste un *genius loci* ed esiste un'attività che proprio in questo luogo permette di riflettere proficuamente sul paesaggio? Il paesaggio può essere anche visto *ex professo*, come una meta turistica, ma esplica la funzione più straordinaria quando permette ai nostri pensieri di

stemperarsi in uno scenario fisico. Un tempo l'architettura era un quadro durevole, all'interno del quale risultava facile ambientare i propri ricordi, nella successione delle generazioni: un adulto, guardando dei bambini giocare, poteva ricordare se stesso e ritenere che i propri figli, giocando nello stesso posto, avrebbero potuto godere della stessa continuità. L'angoscia nasce quando lo scenario fisico creato dall'architettura cambia; è infatti meglio per l'equilibrio dell'uomo che tale scenario sia più durevole della vita umana ed è assai drammatico quando accade il contrario, perché allora i ricordi divengono difficili da sostenere. Basti pensare alla poesia di Baudelaire, *Le Cygne*: "Le vieux Paris n'est plus (la forme d'une ville / change plus vite, hélas!, que le cœur d'un mortel)"<sup>7</sup> e "mes chers souvenirs sont plus lourds que des rocs": egli in quel momento (gli anni Cinquanta dell'Ottocento) stava assistendo alla trasformazione di Parigi da parte di Haussmann, un cambiamento che noi oggi apprezziamo, ma che allora dovette essere all'origine di un forte disagio.

Come abbiamo provato a delineare, il tema della funzione dell'architettura all'interno della società della conoscenza europea evoca temi, interrogativi e problemi diversi; il mio auspicio è che Villa Vigoni diventi sempre più un luogo dove questi possano essere affrontati proficuamente e con spirito costruttivo.

LEONARDO BENEVOLO

---

7. C. Baudelaire, *Les Fleurs du Mal*, LXXXIX.

ARBEITSWELT – KULTUR – KOMMUNIKATION.  
PROBLEME INTERKULTURELLER KOMMUNIKATION  
IN DER POSTINDUSTRIELLEN STADT

Gesellschaftliche Entwicklungen vollziehen sich in komplexen Systemen öffentlicher Kommunikation<sup>1</sup>. Unter öffentlicher Kommunikation sollen im Folgenden multidirektionale mediale Beziehungen verstanden werden, die über eine reine Informationsvermittlung, deren Verarbeitung und Rezeption hinausgehen. Wie in der Gesamtgesellschaft wird öffentliche Kommunikation in der Stadt zu einem großen Teil medial vermittelt. Sie findet jedoch auch auf der Ebene des direkten zwischenmenschlichen Kontakts in institutionell, sozial und regional differenzierten Räumen statt, auf dem Marktplatz und im Versammlungsraum, Theater, Stadion oder in sonstigen Arenen. Soziale Kommunikation ist lebensweltlich eingebunden, vermag Öffentlichkeit zu generieren und bedient sich mehrerer, verschiedenartiger Medien. Städte können einen hohen sozialen und kulturellen kommunikativen Grad aufweisen, weil sich in ihnen die Kommunikationsformen einzelner Teilsysteme multilateral aufeinander beziehen<sup>2</sup>.

Öffentliche Kommunikation und Kultur, Erinnerung und innerstaatliche Integration sind in historischen Gesellschaften eng aufeinander bezogen sowohl im „kommunikativen Gedächtnis“ als auch im „kulturellen Gedächtnis“ verankert. „Groß ist die Kraft der Erinnerung, die Orten innewohnt“, erkannte bereits Cicero. Wie wir uns sie aneignen, hängt von lebensgeschichtlich verankerten Potentialen und sozialen

---

1. Vortrag im Rahmen des Symposions „La fabbrica delle idee. Lavoro, energia e innovazione nella città post-industriale“ in der Villa Vigoni am 25. Januar 2007.

2. Hier und im Folgenden stelle ich u.a. auch einige der Ergebnisse einer Veranstaltung der „Volkswagenstiftung“ vor. Adelheid von Saldern hat sie inzwischen veröffentlicht in: Adelheid von Saldern (Hg.), Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchzeiten (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte 17). Stuttgart 2006. Die auf den folgenden Seiten in Klammern gesetzten Zahlen weisen zwar i.d.R. nicht Zitate nach, sollen aber Gedanken und Paraphrasen von Darstellungen kenntlich machen, deren vollständiger Nachvollzug in der Einführung besonders lohnend ist (Adelheid von Saldern (Hg.), Stadt und Kommunikation in Umbruchzeiten. Die Stadt im Spannungsfeld von Kohärenz und Entgrenzung, ebd., S.11-42). Die von mir zusätzlich verarbeitete Literatur ist jeweils in den Fußnoten nachgewiesen.

Logiken ab: von der Schicht, der Klasse, der Generation, dem Geschlecht und der ethnischen Zugehörigkeit, aber auch von politischen und kulturellen Dispositionen (41). In postindustrieller Zeit lösen jedoch die traditionellen Prozesse öffentlicher Kommunikation nicht zwangsläufig integrierende und solidarische Effekte aus. Zur großstädtischen Erfahrungswelt unserer Zeit gehört vielmehr auch die Erkenntnis, dass im öffentlichen Raum trotz gegenteiliger Bemühungen im Bewusstsein der Bevölkerung desintegrative und entsolidarisierende Phänomene in einem nicht unerheblichen Umfang zunehmen. Nicht nur in Berlin ist eine derartige Entwicklung seit Jahren festzustellen. Allgemein gilt: Der Niedergang, aber auch die Revitalisierung des Städtischen gehen einher mit neuartigen gesellschaftlichen Konflikten und dem Aufkommen neuer kultureller Praxisformen. Die Migration stellt in diesem Kontext einen zentralen Faktor dar. Inzwischen treten auch in kleineren Städten mit einem inzwischen hohen Anteil an Ausländern oder Familien der zweiten beziehungsweise dritten Generation von Zugewanderten und hoher Arbeitslosigkeit interkulturell motivierte Konflikte auf. Von solchen Konflikten kann eine sozialintegrative Wirkung ausgehen, wenn der Opponent im Interessenstreit moralisch anerkannt und kommunikationsfähig ist. Es gibt jedoch keine Garantie dafür, dass das Prinzip „Integration durch Konflikte“ in den Auseinandersetzungen um politische, kulturelle und insbesondere um religiöse Symbole gelingt. Jeder Konflikt wird eskalieren und destruktiv ablaufen (302), so lange nicht an die Stelle hierarchischer Kommunikationsbeziehungen symmetrische zwischen der Verwaltung und Bevölkerung, zwischen den Alteingesessenen und Zuwanderern getreten sind (303).

Die kommunalpolitische Fachliteratur diagnostiziert für die städtische Öffentlichkeit eine Zunahme von Konflikten der unterschiedlichen Art und eine sich beschleunigende Fortsetzung des starken sozialen Wandels. Das genannte, vor zwei Jahren veranstaltete VW-Symposium befasste sich ausdrücklich mit dem Thema „Stadt und Kommunikation in Umbruchzeiten“; in dessen Mittelpunkt stehen die

Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland<sup>3</sup>. Eine globale Perspektive und die Bevorzugung der sogenannten Megastädte<sup>4</sup> charakterisieren dagegen den ebenfalls im vergangenen Jahr erschienenen Sammelband von Wolfgang Schwentker<sup>5</sup>.

Die Diskussion über das Potential der Stadt ist keineswegs neu. Die beiden hier näher vorgestellten Bücher liefern einen ausgeglichenen, thematisch breit gefächerten und differenzierten Zwischenbericht zu einer interdisziplinär und international ausgerichteten Diskussion. Die historischen Dimensionen sind bekannt. Öffentliche Skepsis, Ablehnung und Verdammungsurteile wuchsen mit den Auswirkungen der Industriellen Revolution und mit der in ihrer Folge rapide zunehmenden Migration. Hinzu kamen die negativen Begleiterscheinungen

3. Saldern, Stadt (wie Anm. 2). – Das Buch enthält neben den in der zweiten Anmerkung genannten Reflexionen und Berichten von Adelheid von Saldern noch folgende Beiträge: Beate Binder, Urbanität als „Moving Metaphor“. Aspekte der Stadtentwicklungsdebatte in den 1960er/1970er Jahren; Walter Siebel, Zum Wandel des öffentlichen Raums – das Beispiel Shopping-Mall; Martina Hefler, Wissenschaftsenklaven. Die Inszenierung von Kommunikation und Urbanität im suburbanen Raum; Jan Logemann, Einkaufsparadies und „Gute Stube“. Fußgängerzonen in westdeutschen Innenstädten der 1950er bis 1970er Jahre; Meik Woyke, Mobilität im suburbanen Raum. Das schleswig-holsteinische Umland von Hamburg (1950-1980); Axel Priebis, Suburbane Siedlungsflächen. Wucherungen oder gestaltbare Stadtregion?; Gottfried Korff, Neue Strukturen einer urbanen Festkultur. Auf dem Weg zur Festivalisierung und Kommerzialisierung; Lu Seegers, Die farbige Stadt. Image- und Kommunikationspolitik im Hannover der frühen siebziger Jahre; Georg Wagner-Kyora, „Wiederaufbau“ und Stadt-Raum. Streit um die Rekonstruktion des Dortmunder Rathauses und der Alten Waage in Braunschweig (1974-1994); Gregor Hassemer/Günther Rager, Zur Bedeutung des Lokalen in den Medien; Uta C. Schmidt, „Lasst uns den Kohlenpott umfunktionieren!“ Repräsentationspolitik der Stadtlandschaft Ruhrgebiet; Jörg Hüttermann, Islamische Symbole und „avancierte Fremde“. Konfliktkommunikation in Stadt und Gesellschaft; Barbara Schmucki, Stadt-(r)und-Fahrt gegen Verkehrsinfarkt: Motorisierung und urbaner Raum; Christian Heppner, Von der „Stadtkrone“ zum Jugendfreizeithem. Integrations- und Desintegrationsprozesse in der Gründungsphase eines Kommunikationszentrums in Garbsen; Detlef Siegfried, Urbane Revolten, befreite Zonen. Über die Wiederbelebung der Stadt und die Neuaneignung der Provinz durch die „Gegenkultur“ der 1970er Jahre; Adelheid von Saldern/Barbara Zibell, Frauen und Stadträume. Aufbruchsstimmung in den 1970er Jahren.

4. Die UN definieren sie als Städte mit mehr als 10 Millionen Einwohnern (siehe hierzu Dirk Bronger, Metropolen – Megastädte – Global Cities. Die Metropolisierung der Erde. Darmstadt 2004, und Edward W. Soja, Critical Studies of Cities and Regions. Oxford 2004.)

5. Wolfgang Schwentker (Hg.), Megastädte im 20. Jahrhundert. Göttingen 2006. – Das Buch enthält folgende Beiträge: Wolfgang Schwentker, Die Megastadt als Problem der Geschichte; Marcus Gräser, Urbanisierung ohne administrative Kompetenz: Chicago 1880-1940; Dietmar Neutatz, Zwischen Planung und Chaos. Moskaus Aufstieg zur Megastadt des Sozialismus 1900-1940; Rainer Liedtke, Vom Zentrum zur Peripherie. Stadtplanung in London 1920-1950; Erich Pilz, Freihandel – Revolution – Atemlose Moderne: Drei Anläufe zur Metropolisierung Shanghais im 20. Jahrhundert; Wolfgang Schwentker, Die Doppelgeburt einer Megastadt: Tokyo 1923-1964; Christof Parnreiter, Mexiko City: Die Produktion einer „Megastadt“ 1930-1980; Michael Mann, Vision und Realität einer werdende Megacity: Dehli 1947-1981; Lee Eun – Jeung, Das „Wunder am Hahn-Fluss“: Die Expansion Seouls 1960 – 1990; Andreas Eckert, Lagos im 20. Jahrhundert. Informalität als urbanes Prinzip; Matthias Harbeck/Jochen Meissner, Sao Paulo: Eine Megastadt in Lateinamerika; Edward W. Soja/Allen J. Scott, Los Angeles 1870-1990. Historische Geographie einer amerikanischen Megastadt.

der „Sozialen Frage“ in den schnell wachsenden Städten. Die Kenntnis dieser Thematik in der weiteren Öffentlichkeit und das Bewusstsein ihrer hohen existentiellen Bedeutung vermehrten sich seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mit der Möglichkeit, Information und Kritik in den modernen Massenkommunikationsmitteln zu verbreiten<sup>6</sup>. Im deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik räsionierten nicht nur Schriftsteller, sondern auch Wissenschaftler und Politiker über die inhumanen, ins Asoziale führenden und unmoralischen Entwicklungen großstädtischen Lebens. Seit Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, dem rapiden Wachstum der Städte in Asien und Südamerika sowie mit dem Beginn der digitalen Revolution erweiterten sich die Reflexionen inhaltlich auf den Problembereich „Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter“<sup>7</sup>. Das Buch von Richard Sennett über „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität“<sup>8</sup> wurde schnell zum Bestseller und löste eine Flut von zwar nicht immer ausreichend empirisch fundierten, aber interessanten und bedenkenswerten Analysen aus, die anspruchsvolle Reflexionen über die „Ambivalenzen postmoderner Identität“<sup>9</sup> und den „Zerfall des Urbanen“<sup>10</sup> anregten.

Die Städte und Großstädte in Deutschland und Europa unterscheiden sich grundsätzlich von den Megastädten der übrigen Welt - und

---

6. Bernd Sösemann, Die Presse ist der „Dampfwagen der Gedanken“. Verleger und Journalisten im Wandel von Öffentlichkeit und Politik in der Ära Bismarck. In: Lothar Gall (Hg.), Regierung, Parlament und Öffentlichkeit im Zeitalter Bismarck. Politikstile im Wandel (Otto-von-Bismarck-Stiftung, Wissenschaftliche Reihe 5). Paderborn 2003, S. 43-89.

7. So lautet der Titel des von Helmut Bott u.a. herausgegebenen Sammelbands (Frankfurt am Main 2000).– Den Beiträgen liegen Vorträge eines internationalen Kolloquiums zu Grunde, das von dem „Alcatel- Stiftungskolleg“ und mehreren wissenschaftlichen Instituten der Universität Stuttgart 1998 veranstaltet wurde. Auf neun der dort behandelten Themen beziehungsweise Fragen soll hingewiesen werden: Konstituiert Kommunikation Stadt? (Helmut Böhme), Öffentlichkeit und Medialität (Werner Konitzer), Gesellschaftlicher Wandel und Kommunikation (Hartmut Häußermann), Attraktive Stadt in der Informationsgesellschaft (Matthias Lintl, Wolf Dieter Grossmann), Öffentliche Räume im digitalen Zeitalter (Ursula Paravicini), Neue Formen der Öffentlichkeit (Ernst Hubeli), Leitbild Urbanität (Marcus Steierwald), Bürgerbeteiligung in der Raumplanung (Ortwin Renn, Bettina Oppermann), Digitalisierung und Transparenz (Helmut Kracmar, Gerhard Schwabe).

8. Frankfurt am Main 1986.

9. Heiner Keupp schrieb unter diesem Titel einen Essay in dem Sammelband von Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main 1994, S. 336-350.

10. So das Thema eines Beitrags von Karl-Dieter Keim in: Wilhelm Heitmeyer (Hg.), Was treibt die Gesellschaft auseinander? Die Bundesrepublik Deutschland: Auf dem Weg von der Konsens- zur Konfliktgesellschaft. Bd. I. Frankfurt am Main 1997, S. 245-286.

das nicht nur durch ihren Flächenbedarf und die Zahl ihrer Bewohner. Jedes System und damit auch ein städtisches besitzt seine Grenzwerte, die zu überschreiten verderblich wäre. In Megastädten wie São Paulo, Delhi, Mexiko City oder Lagos führt die nahezu ungebremste Vitalität ihrer polyzentrisch-fragmentierten Bevölkerungsansammlungen bereits jetzt zu chaotischen Zuständen und zur Funktionsunfähigkeit etlicher zentraler Institutionen. Der Boulevard-Journalismus in Deutschland tönt zwar sogleich von Verfall, Gewalt und Auflösung der exekutiven Macht, wenn er über die Zustände in Paris, Madrid oder Neapel berichtet<sup>11</sup>. Doch werden die europäischen Städte und Gesellschaften traditionell und aktuell von anderen urbanen Strukturen, Funktions- und Lebensweisen bestimmt als die Megastädte. Obwohl der Anteil überzeitlicher und globaler Probleme zwar aus europäischer Sicht als weniger bedeutend eingeschätzt werden darf, ist er dennoch vorhanden. Man denke an Landflucht und Migration oder an die Anziehungskraft des städtischen Raumes aus sozioökonomischen, bildungspolitischen und medizinisch-sanitären Überlegungen. Im Folgenden wird es primär um deutsche und bestenfalls europäische Entwicklungen gehen, über die sich im nationalen und internationalen Rahmen Politiker und Stadtplaner Gedanken machen<sup>12</sup>. Sie müssen sich den Herausforderungen auch entschlossen stellen, denn für 2007 prognostiziert die UNO das Erreichen einer in dieser Hinsicht großen Zäsur der Menschheitsgeschichte, denn von nun an werde mehr als die Hälfte der Erdbevölkerung in Städten leben. Unsere Zukunft wird nichts anderes als „urban“ sein oder sich in „post-urbanen“ Formen und Strukturen darstellen, die sich noch nicht in klaren Profilen abzeichnen<sup>13</sup>.

Mit zwei keineswegs neuen, aber wichtigen Feststellungen möchte ich beginnen:

---

11. Zu diesem Thema ist bereits vor Jahren Erhellendes geschrieben worden: Wilhelm Heitmeyer u.a. (Hg.), Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt am Main 1998.

12. Am 10./11. November 2006 wurde in Berlin ein „Urban Age Summit“ veranstaltet; und am 20./21. Januar 2007 fand eine Tagung zur Situation der Städte an der TU Dresden statt.

13. Friedrich Lenger/ Klaus Tenfelde (Hg.), Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Wahrnehmung, Entwicklung, Erosion. Köln 2006.



A. Ungeachtet aller Entgrenzungserscheinungen des Städtischen schlagen sich gesellschaftliche Entwicklungen – bis hin zu den aktuellen Integrationsproblemen – nach wie vor verdichtet im Sozialraum der Städte nieder. Sie tragen mit dazu bei, das Profil und den Gesamtzustand der Gesellschaft zu konturieren (7).

Dieser Auffassung steht eine andere Ansicht gegenüber. Nach ihr seien

- B. die Stadt und das Städtische nur noch gedankliche Konstruktionen und spielten realiter keine Rolle. – Acht Beobachtungen lassen sich für diese Auffassung anführen:
1. Das Städtische unterliegt einer immer größeren Entgrenzung,
  2. die Menschen identifizieren sich nicht mehr mit einer bestimmten Stadt,
  3. es verbreitet sich ein polyglotter Habitus,
  4. die Pendlerströme lassen die Stadt zu einer Mobilitätspassage verkommen,
  5. die alten sozialräumlichen Milieus mutieren zu neuen unabhängigen Lebensstilmilieus,
  6. die gesellschaftsbestimmende Politik findet nicht mehr allein bzw. nur noch zu einem geringen Teil im Rathaus statt,
  7. die allgemeinen Verstädterungstendenzen ebnen die restlichen Unterschiede zwischen Stadt und Land ein und
  8. die Suburbanisierung fördert die städtische Diffusion vollends.

Könnten oder müssen sogar diese Entwicklungen zum Ende der traditionellen europäischen Stadt führen? Zukünftig dürften nämlich neue Informations- und Kommunikationstechnologien diese Trends verstärken und das Städtische zusätzlich ausgrenzen. Stadtplaner, Sozial- und Kulturwissenschaftler, Philosophen und Architekten wissen, dass die vielfältigen Formen der öffentlichen Kommunikation nicht mehr mit einem festen oder einzigen Ort verbunden sein müssen. Digitalisierung und Mediatisierung ermöglichen die Aufhebung der gewohnten räumlichen Bindungen und die Realisierung einer globalen Kooperation in

den unterschiedlichsten sozialen Formen. Vor diesem Hintergrund entwickeln sich seit kurzem neue Arbeits- und Lebensstile, so dass zu überlegen ist, ob in dieser Hinsicht die Stadt – und im besonders hohen Maß eine Großstadt – zukünftig überhaupt noch von größerer Bedeutung sein wird. Damit verknüpft sind drei Fragen: In welchem Zeitraum wird der bereits jetzt erkennbare Bedeutungswandel ablaufen? Welche unmittelbaren Ergebnisse wird er hervorbringen? Mit welchen weiteren langfristigen Folgen haben wir zu rechnen?

Digitale Medien werden es also den Menschen erleichtern, sich mit seinen Informationsquellen und in seinen Kommunikationsmöglichkeiten von städtischen Ressourcen zu entkoppeln. In der postindustriellen Gesellschaft können erstmals Arbeitsplätze und Freizeit-, Konsum- und Kulturbedürfnisse vom Lebensort konsequent und auch allgemein voneinander abgetrennt werden (11).

Diese Beobachtungen spiegeln schwer zu leugnende Entwicklungen. Sie sind in den einzelnen europäischen Staaten unterschiedlich weit vorangeschritten. Einer aktuellen Analyse des städtischen Gesamt-szenarios liegen zwei empirisch gesicherte Prämissen zu Grunde:

Die Menschen sind noch immer sozialräumlich eingebunden, und die städtische Politik greift anhaltend und auf vielfältige Weise in die Lebensumstände ihrer Bewohner ein.

Die Zahl der stadtbezogenen Partizipationsbewegungen ist in den vergangenen Jahrzehnten keineswegs gesunken. Sie zeigen nahezu unverändert eine hohe Bereitschaft sich zu engagieren – wenn auch Anlässe und Themen sowie Formen und Rezeptionsvorgänge Veränderungen unterliegen. Die Missachtung von Tradition und das Abreißen städtischer Denkmale und Wahrzeichen rufen jedoch weiterhin die stärksten Proteste gegen Identitätsverluste hervor. Denn viele Menschen eignen sich einen Stadtteil so intensiv an, dass sie sich in ihm „zu Hause“ fühlen. Geschichtsvereine, Geschichtswerkstätten und historische Museen verstärken diese Identitätsbezüge. Die Kommunikationsprozesse zwischen Stadtverwaltung und Stadtöffentlichkeit auf Bürger-

versammlungen wurden traditionell „von oben“ organisiert. Die seit den späten sechziger Jahren in deutschen Städten „von unten“ entstandenen Bürgerinitiativen sind darauf ausgerichtet, eine zweckgebundene Kommunikation innerhalb der Bürgerschaft herzustellen, um ihre Interessen durchsetzen zu können. Die Bürgerinitiativen verändern die städtische Kommunikationskultur beträchtlich. In der neusten Darstellung zu dem Thema, dem Buch von Volker Gerhardt, „Partizipation. Das Prinzip der Politik“<sup>14</sup> erscheint die Teilhabe geradezu als eine originäre Bürgerpflicht. Bürgerinitiativen setzen die Stadtverwaltungen unter Handlungs- und Legitimationsdruck, indem sie Themen zur Sprache bringen, die vorher nicht Gegenstand öffentlicher Debatten waren. Dazu gehören Lärm- oder Umweltschutz, Energie-Einsparung oder erneuerbare Energien, Bildungs- oder Geschlechterthemen. Sie müssen sogleich oder zumindest in absehbarer Zeit von den Verantwortlichen in den Verwaltungen und Stadtparlamenten aufgegriffen werden, wenn sie die Folgen einer fortschreitenden Entfremdung von den Bedürfnissen, Sorgen und Befürchtungen der Bevölkerung nicht leichtfertig hinnehmen wollen. Weiterhin bemühen sich die Bürgerinitiativen intensiv um eine ausreichende Sachkompetenz und ein hohes Wissensniveau. Dies ist sogar bei komplexen Problemen wie der Frage nach den in einigen Stadtteilen besonders deutlich zu erkennenden Folgen des demographischen Wandels der Fall. Hier geht es ihnen um eine altersgerechte Integrationspolitik<sup>15</sup>. Sie sind bedeutsame Beispiele einer partizipativen Öffentlichkeitskultur im Sinne aktiver Stadtbürgerschaft. Allerdings werden häufig nur temporäre Partikularinteressen mit einer gewissen Emotionalität verfolgt, die keineswegs immer mit gemeinwohlorientierten Interessen übereinstimmen. Dennoch bewirken die Bürgerinitiativen eine „Revitalisierung kommunaler Demokratie“, denn mehr als die Hälfte aller Proteste und Forderungen zielt auf kommunale Anliegen. Die Darstellung von Konflikten hat dabei

---

14. München 2007.

15. In den östlichen Ländern werden zwar die gleichen oder ähnliche Themen aufgegriffen, doch treten hier häufiger Probleme auf, die sich noch anspruchsvoller darstellen. Denn nur allzu oft lassen sie sich nur im Viereck von Wirtschaftsförderung und sozialer Integration, Stadtentwicklung und Zu- bzw. Abwanderung angemessen nachvollziehen.

hohe Priorität. Mittlerweile wird Konfliktregelung selbst als ein Dauerzustand gesehen, der einen „eigenen Integrationsmodus“ schafft. „Die Bindung moderner Gesellschaften bemisst sich nicht mehr daran, wie Konflikte harmonisiert, sondern wie sie reguliert bzw. zivilisiert werden“ (26f.).

Großunternehmen und Wissenschaftsorganisationen können finanziell helfen. Sie bevorzugen ebenso wie lokale Radiosender und die Fernsehberichterstattung nach wie vor das bunte, lebendige und innovative städtische Milieu als Standort. Die Studios des Rundfunks stellen zwar künstliche Kommunikationsräume dar, doch gerade audiovisuelle Medien bedürften des Fluidums „Urbanität“ im hohen Maß.

Wo könnte Kommunalpolitik die Diffusion des städtischen Raumes konstruktiv auffangen? Welche Mittel sollte sie dabei einsetzen? Wie kann sie die Vorzüge eines verdichteten Stadtraums erhalten? In den vergangenen Jahren hat die Kommunalpolitik erste Erfolge mit Programmen erzielt, die kleine Dienstleistungs- und Einzelhandelsbetriebe mit stadtidentifikatorischen Argumenten und Angeboten unterstützen. Durch „mixed partnerships“ und eine städtisch orientierte Sponsorentätigkeit lassen sich sogar Großfirmen dazu bewegen, sich für städtische Projekte zu engagieren und ihre längerfristige Förderung zu übernehmen (12). Denn auch sie profitieren von einer gemischten Belebung städtischer Straßen und deren Erhaltung als offene Kommunikationsfelder<sup>16</sup>. Die Fußgängerzonen haben trotz ihrer vielerorts einfallslosen Gestaltung und ihrer kommerzbezogenen Öffentlichkeitsformen zur Belebung ebenso beigetragen wie die seit den achtziger Jahren in Deutschland verstärkt veranstalteten kommunikationsfördernden Stadtfeste und ähnliche „Events“ sowie die seitdem erfolgreich eröffneten Straßencafés, Biergärten und Flohmärkte (16).

Städtische Sozial- und Kulturpolitik richtet sich nicht nur auf sozialräumliche Planungsstrategien und Re-Urbanisierungsbestrebungen,

---

16. Adelheid von Saldern, Stadt und Öffentlichkeit in urbanisierten Gesellschaften. Neue Zugänge zu einem alten Thema, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte, Heft 2 (2000), S. 3-15.

sondern auch auf eine offensive Imagepolitik (36). Doch die Verklammerung der Mediengeschichte mit der Stadtgeschichte und den PR-Maßnahmen ist erst in Ansätzen gelungen, obwohl die sozialintegrative Funktion der audiovisuellen Medien als Produzenten, Vermittler und Kommentatoren von Informationen und Berichten über öffentliche Angelegenheiten offensichtlich ist. Die dadurch entstehenden medialen Öffentlichkeiten, die bekanntlich einen anderen Charakter als die sogenannten realen Öffentlichkeiten aufweisen, fungieren als gesellschaftliche Deutungsinstanzen der „Wirklichkeit“ und Geschehnisse. Das Agenda Setting der Medien und ihre sich darauf beziehenden Sinnbildungsangebote fließen in die interpersonalen Kommunikationsprozesse ein. Ein in diesem Zusammenhang bemerkenswertes Phänomen ist die seit Jahrzehnten zu beobachtende Zunahme der Lokalberichterstattung in Zeitungen, Radiosendern sowie in den öffentlich-rechtlichen und sogar in einigen der privaten Fernsehprogramme. Im Zentrum stehen die lokalen Lebenswelten, die durch diese Medien vernetzt werden. Weiterhin tragen neben den schon genannten Bürgerinitiativen Leserbriefe und Interviews mit dazu bei, lokale Foren zu schaffen.

Im Zeitalter der Migration, supranationaler und globaler Entwicklungen sind soziale Identitäten von Schicht oder Klasse, Ethnie und Geschlecht weniger denn je statisch, sondern befinden sich in ständiger Transition. Außerdem weisen sie oftmals einen „hybriden“ Charakter auf. Deshalb bedürfen viele Menschen zu ihrer Selbstversicherung der Eigen-Repräsentation auf der Ebene des Diskursiven. Sie können dieses Bedürfnis befriedigen, wenn für eine entsprechende Nutzung des (Stadt-)Raumes gesorgt wird. In erster Linie können dazu diverse Veranstaltungen und die damit verbundenen Öffentlichkeiten beitragen: solche von Parteien und Verbänden, Kirchen und Vereinen, städtischen Kultureinrichtungen und Jugendzentren, Clubs und Medienanstalten (17).

Seit Jahrzehnten unterstützen sogenannte Kommunikationspassagen den Versuch, Übergänge von den segregierten (Teil-)Öffentlich-

keiten weg und in die Gesamtgesellschaft hinein zu schaffen. Deutschland hat durch sozialstaatliche Maßnahmen zu verhindern versucht, dass sich eine neue städtische „underclass“ bildet, doch im letzten Vierteljahr brach unvermittelt eine öffentliche Debatte über die Existenz und die Zusammensetzung einer „Unterschicht“ in der eigenen Gesellschaft aus. Die unzureichende Integrationspolitik in der Bundesrepublik seit den siebziger Jahren und besonders nach der Revolution von 1989 zeigte hier ihre Folgen. Die Situation hatte sich zuspitzen können, da es aufgrund der weiterhin hohen Arbeitslosigkeit – besonders bei Jugendlichen – an Betrieben als genuinen Orten der Kommunikation mangelt. Zu den häufig blockierten „Kommunikationspassagen“ sind vorrangig Vereine, Klubs und Diskotheken zu zählen, die Migranten ungern aufnehmen oder ihnen sogar das Betreten ihrer Räume verbieten oder eine Stadtverwaltung, die nicht schon auf erste Tendenzen einer Ghettobildung reagiert. Als eine weitere Folge der unzureichenden Integrationspolitik spielen Migranten im historischen und kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik bis heute nur eine untergeordnete Rolle<sup>17</sup>. Ausländische Mitbürger werden gelegentlich sogar noch als Mitglieder einer vorübergehend zu dulddenden Population betrachtet. Mit dieser Auffassung korrespondiert, daß dann selbst die herangewachsenen arbeitslosen Kinder von Migranten bestenfalls auf der Ebene von „Gastarbeitern“ eingeordnet werden<sup>18</sup>.

Die bewährten vielfältigen Kompetenzen der Kommune sind mit Blick auf erweiterte soziokulturelle Aufgaben für die Lebensverhältnisse der Alt- und Neubürger oder Zuwandernden anhaltend wichtig. Obwohl der Stellenwert der Kommune auf der Vollzugs-, Koordinations- und Leistungsebene wächst, ist sie finanziell und administrativ schlecht ausgestattet. Deshalb dürfte es am schwierigsten und nur mit einem relativ hohen personellen und finanziellen Aufwand zu er-

---

17. Jan Motte/Rainer Ohliger (Hg.), *Gedichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik*. Essen 2004, S. 89-98.

18. In drei, vier Jahren werden die Hälfte aller Kinder und Jugendlichen in einzelnen Städten und Regionen wie im Ruhrgebiet aus Migrantenfamilien stammen.

reichen sein, einer der neuen städtischen Herausforderungen erfolgreich zu begegnen. In Städten mit einer relativ starken muslimischen Bevölkerung hat sich die Unterschiedlichkeit der Religion so stark auf die Qualität des Zusammenlebens ausgewirkt, dass die Migranten sich längst eigene, alltagsrelevante und mentalitätsprägende Kommunikationsnetze geschaffen haben (24). Sie werden sich nicht mehr ohne große negative Folgen aufbrechen lassen, so dass sich allein eine Alternative anbietet: diese Kommunikationsnetze bestehen zu lassen und sich ihrer sensibel zu bedienen, also mit ihnen zu arbeiten, oder ihnen sukzessive multikulturelle Strukturen zu unterlegen. Dies ist möglich, wenn allen Beteiligten in einem symmetrischen Kommunikationsprozeß deutlich wird, daß sich die gravierenden Probleme nur in gemeinsamer, offener, von einer wechselseitigen Achtung getragenen Auseinandersetzung befriedigend lösen lassen.

Im Mittelpunkt des aktuellen, erweiterten Kulturbegriffs stehen nicht der allgemeine öffentliche Stadtraum, sondern die einzelnen Gruppenmilieus. Dieses mit dem Begriff „Soziokultur“ bezeichnete Konzept basiert auf dem Prinzip einer als akzeptiert geltenden kulturellen Differenz zwischen einzelnen Sozialgruppen. Die Verwaltung sollte deren Eigenarten unter der Devise „Nicht viel für alle, sondern das Richtige für jeden!“ gerecht werden (28). Dieser Ansatz ermöglicht ihr einen erfolgversprechenden Zugang zu dem Thema „interkulturelle Kommunikation“ bzw. der multikulturellen Migration. Doch für die Stadt des 21. Jahrhunderts wird eine bessere, langfristig stabile Finanzstruktur benötigt. Dies gilt auch für das föderale Deutschland. Für eine verstärkt selbstreferentielle Stadtpolitik müssen wenigstens projektbezogen auch Landes- oder Bundesmittel abrufbar sein, wenn das städtische Erscheinungsbild kulturell und architektonisch günstiger wahrgenommen werden soll. Anspruchsvolle Repräsentationsbauten können dazu dienen, die Stadt als einen für Investitionen geeigneten Standort auf nationaler und zunehmend internationaler Ebene vorteilhaft zu präsentieren. Zugleich gelingt es der Kommune auf diesem Weg, der Stadtbürgerschaft Angebote zu machen, die eine Integration oder gar

die Identifikation mit der Stadt erleichterten. Bei einer solchen Stadt-Propaganda oder städtischen PR spielen längst nicht nur neue moderne Repräsentationsbauten eine bedeutsame Rolle, sondern seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre auch vermehrt historische Bauten. Die Stadtsoziologie verbindet mit Urbanität nicht zufällig das historische Gewachensein einer Stadt. „Urbanität ist Präsenz von Geschichte im Alltag des Städters“<sup>19</sup>, lautet die Parole (31).

Die globalisierte Ökonomie zieht nicht nur Kapital an, sondern lockt auch eine zunehmende Anzahl von ungelerten Menschen diverser Ethnien in die Stadt. Dadurch entsteht ein beträchtliches Konfliktpotential. Die „kompakte Stadt“ gilt als dasjenige Modell, das am besten der sozialen Integration dienen könne, weil sich mit seiner Hilfe besonders effektive, attraktive und dichte soziale Netze knüpfen lassen. Städtischer Raum erweist sich dann als gelebte lokale Öffentlichkeit und als prägendes urbanes Milieu, das auf der Basis der traditionellen kommunalen Selbstbestimmung sozialintegrativ wirken wird. Zu den wichtigen Mitteln einer dergestalt sozialintegrativ ausgerichteten Lokalpolitik gehören die Umnutzung städtischer Brachen sowie die Durchmischung und Verdichtung von sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Funktionen. An sich ist die Erweiterung der Stadtgrenzen ins Umland kein neues Phänomen, denn es hat den gesamten Urbanisierungsprozess begleitet. In den vergangenen Jahrzehnten erhielt der Suburbanisierungsprozess jedoch eine neue Qualität. Auf den von den Städten ausgewiesenen „grünen Wiesen“ können sich vermehrt Freizeiteinrichtungen und Dienstleistungsbetriebe etablieren. In den diesbezüglichen Diskursen sind zwei Tendenzen erkennbar: zum einen das Bestreben, auf marktorientierte, weitgehend deregulierte Agglomerationen zu setzen, zum anderen die Forderung nach einer Gestaltung der Region durch ein vom öffentlichen Personennahverkehr befördertes Netzstadt-System, bei dem eine ganze Region als „Neue Stadt“ konzipiert werden kann (35)<sup>20</sup>.

19. Walter Siebel, *Die europäische Stadt*. Frankfurt am Main 2004, S. 7.

20. S. dazu Helmut Bräuer/ Ellen Schlenkrid (Hg.), *Die Stadt als Kommunikationsraum*. Beiträge zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Festschrift für Karl Czok zum 75. Geburtstag. Leipzig 2001.



Nicht nur auf sozialräumlicher Ebene sollte auf Erscheinungen geachtet werden, die Städte von innen her auflösen könnten, sondern auch auf die Trends, die von der Ubiquität der audiovisuellen Medien sowie den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien herrühren. Gemeint sind die bereits bezeichneten Desintegrationstendenzen, die im Zuge von Globalisierung und hoher Arbeitslosigkeit zugenommen haben. Sie bergen die Gefahr in sich, dass Stadtgesellschaften in fragmentierte Parallelgesellschaften zerfallen. Die Folgen könnten eine „Verinselung in auseinanderdriftende Lebenswelten und Standortbedingungen“<sup>21</sup> sowie tief spaltende soziale und kulturelle Ausdifferenzierungen mit ihren Sicherheitsproblemen sein. Die „gated communities“ in den Vereinigten Staaten werden als Vorboten dessen gesehen, was sich auch innerhalb weniger Jahre in europäischen Stadtlandschaften entwickeln könne, ein öffentlicher Raum, zu dem jedoch dem nicht berechtigten, also dem gewöhnlichen Bürger der Zutritt verwehrt wird<sup>22</sup>. Der Fragenkomplex, der die Themen Auflösung der Städte und mögliche Gegentendenzen einschließt, muss schließlich auch die mentalen Dispositionen der Menschen mit in die Analyse einbeziehen. In der Tat sprechen mehrere Faktoren für eine wachsende, vielgestaltige Entfremdung zahlreicher Menschen von „ihrer“ Stadt. Die raumunabhängigen Lebensstilmuster haben sich beträchtlich verstärkt. Da sich Raumbeziehungen temporär über Länder und Kontinente bereits heute erstrecken können, gleicht das städtische Alltagsleben solcher Menschen immer stärker den Kurzaufenthalten in Hotels.

Doch noch existiert eine Form der Stadt, mit der sich die Mehrheit der Bevölkerung binden lässt. Es ist die Stadt der interpersonalen Begegnungen, der Mitwirkung ihrer Bewohner und der individuellen und kollektiven Erinnerungen. Es ist die Stadt, über die es ein soziales und kommunizierbares Wissen gibt, kurzum: die Stadt einprägsamer und vertrauter Orte sowie begründeter Erwartungen, sinnvoller Angebote und überschaubarer Räume. In Alltagsroutinen schaffen Menschen ihre Räume und verknüpfen sie mit ihren jeweiligen sozialen Gütern und den dort

---

21. Bott, Stadt (wie Anm. 7), in seinen „Vorbemerkungen“, S. 7-12, hier S. 7.

22. Mike Davis, *City of Quartz. Excavating the Future in Los Angeles*. New York 1992.

kommunizierenden Menschen. Sie synthetisieren diese zu einem Ensemble, das in Relation zu anderen sozialen und kulturellen Gütern sowie zu Menschen und Ensembles steht. Dieser erweiterte Stadt- und neue Raumbegriff gibt traditionelle Denkmuster auf, ist prozessual und rational; er entsteht in der Wechselwirkung zwischen Handeln und Strukturen<sup>23</sup>. Städtischer Raum sollte als Faktor soziokultureller Prozesse und als ein eigenständiger Bedeutungsträger generiert werden.

Viele Städter benötigen zwar im Vordergründigen längst keine starke Identifikation mit einer einzigen, mit „ihrer“ Stadt mehr, um nicht schlecht zu existieren, aber sie brauchen doch die Kultur und Kreativität des Städtischen. Sie schätzen die städtischen Kommunikations- und Vitalitätspotentiale, die gerade im Zeichen der sinkenden Steuerungsfähigkeit der Kommunen wachsen, zur Orientierung in ihrem Alltag und Anreicherung ihres Lebens (42). Kompetenzminderung und Schrumpfung bedeutet nicht zwangsweise Niedergang, sondern kann zur Erschließung neuer Potentiale führen<sup>24</sup>. In der Stadt des 21. Jahrhunderts werden deshalb drei Bedürfnisse so stark wie noch nie zuvor auftreten. Sie dürften erheblich mit dazu beitragen, dass sich für Planung und Ausfüllung städtischen Lebens motivierende Perspektiven ergeben: Die Nachfrage nach Möglichkeiten für eine angemessene interkulturelle Kommunikation und die Nachfrage nach konfliktlösenden Kompetenzen auf den Wissens-, Emotions- und Verhaltensebenen und nach einer diskursiven Beteiligung der Bürger an einer transparenten Neukonstitution der Urbanität<sup>25</sup>. Dann wird sich eine Stadt nicht mehr als das Gebilde darstellen, das der Bürger von altersher kennt, sondern als das, was er denken, kommunizieren und gestalten kann.

BERND SÖSEMANN

---

23. Nach Martina Löw, *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main 2001, entstehen Räume im Handeln und beeinflussen räumliche Strukturen menschlichen Handelns.

24. Heinz Nagler u.a. (Hg.), *Der öffentliche Raum in Zeiten der Schrumpfung* (edition stadt und region 8), Berlin 2004, S. 129-146.

25. Ortwin Renn und Bettina Oppermann sprechen in diesen Zusammenhängen von einem „kooperativen Diskurs“ und verstehen darunter „verständigungsorientierte Vorgehensweisen, bei der Auswahl und Begründung von kollektiv bindenden Entscheidungen [, die] in die ansonsten erfolgsorientierte Arena des politischen Handelns integriert werden [, und die Teilhabe] an dieser Verständigung aller Akteure nach dem Grad ihrer spezifischen Mitwirkungsmöglichkeiten (dies., *Bürgerbeteiligung in der Raumplanung*, S.274, siehe dazu den bibliographischen Nachweis in Anm. 7).

# DER ANTHROPOGENE IM NATÜRLICHEN KLIMAWANDEL UND DIE QUANTITATIVE HERAUSFORDERUNG EINES 'POST 2012'-REGIMES

## 1. *Der anthropogene im natürlichen Klimawandel*

Der Wandel des Klimas gehört zur Geschichte der Erde wie das Auf- und Untergehen von Sonne und Mond. Er ist Ausdruck der sich rhythmisch wandelnden räumlichen Beziehungen der Erde zur Sonne und zu ihren Geschwisterplaneten. Diese verändern sich mit dem Lauf dieser Gestirne und führen damit zu einem Wechsel nach immer ähnlichem Muster in den etwa acht Eiszeit-Warmzeit-Zyklen in den letzten 750 000 Jahren<sup>1</sup>: 10 bis 12 Tausend Jahre schnell sich aufschaukelnde Warmzeit, 90 Tausend Jahre langsam eintretende, die vorherige Erwärmung rückgängig machende Eiszeit. In diesen rhythmischen und allmählichen Wandel, wie er dem Menschen vorgegeben ist, ist dieser neuerdings wie ein neues Gestirn hineingestoßen. In nur gut einem Jahrhundert hat er sich in eine Machtposition in seiner Beziehung zur Erde, seiner Lebensbasis, katapultiert, die der Sonne Konkurrenz macht – die vom Menschen verursachte Änderung der planetaren Strahlungsbilanz übersteigt inzwischen die von Sonnenschwankungen um den Faktor 10 und verläuft zudem viel schneller. Die Situation ist präzedenzlos.

Der Mensch ist aufgetreten in der jüngsten Warmzeit, im Holozän. Das Holozän ist eine besondere und zudem eine begnadet stabile Warmzeit. Ohne den Klimaeinfluss des Menschen würde diesmal die Warmzeit nicht 12.000 Jahre sondern 40.000 Jahre währen – so das Ergebnis, wenn nur die Planetenkonstellationen die Lebensbedingungen auf Erden beeinflussten. Der Mensch hat sich somit vorgefunden am 'oberen Rand' historischer Erfahrung von Eiszeit-Warmzeit-Zyklen, in

---

1. Dass die Eiszeit-Warmzeit-Schwankungen Ausdruck von Veränderungen des räumlichen Verhältnisses Sonne-Planeten-Erde sind, wurde erst Mitte des 20. Jahrhunderts bewiesen (Hays/Imbrie/Shackleton: Variations in the Earth's Orbit: Pacemaker of the Ice Ages; Science vol. 194, No. 4270 (Dec. 10, 1976). Die rein mathematische Beschreibung des komplexen periodischen Charakters wurde dagegen bereits in den 1920er Jahren entwickelt von dem russischen Astronomen Milutin Milankovitch (nach Hartmut Graßl: Das Klima der Erde und seine Änderungen. In: Münchener Rück: Wetterkatastrophen und Klimawandel. Sind wir noch zu retten? München 2005, S. 18-23).

einer Situation, die normalerweise als maximale Rückzugsposition der Eisbedeckung an den Polkappen zu gelten hat, der Fläche nach in etwa symmetrisch an beiden Polkappen, nach dem Maßstab der auf Festland lagernden, in Eisform stabilisierten Wassermengen jedoch extrem asymmetrisch: 7 m Sea Level Equivalent (SLE) im Norden, auf Grönland, versus 57 m SLE in der Antarktis, davon instabil gelagert 5 m (in der Westantarktis).

Vor etwa 6.000 Jahren hat der Mensch einen Schritt vollzogen, der seinen Naturbezug erstmals revolutionierte, den von der 'Jäger und Sammler'-Existenz zum Ackerbau. In dieser Zeit traten die noch heute verehrten Götter auf, die die ('ethischen') Erfahrungen in dieser katastrophenreichen Umbruchszeit auf Dauer stellten und damit stabiles soziales Leben ermöglichten. Vor 400 Jahren etwa hat die Aufklärung, in Reaktion auf eine 'Gewissheits'-Krise der nominalistischen Theologie, mit der modernen Naturwissenschaft ('Science') so etwas wie einen neuen Gott hervorgebracht, der bis heute zu einer globalen Herrschaft gekommen ist. Deren spezifisches Gewissheitspathos, die Selbstgewissheit in der Subjektivität (der Erkenntnis), geht zu Lasten, wie wir heute erkennen können, der Sicherheit der uns tragenden Welt. Mit der Erfindung der Dampfmaschine hat der Mensch vor etwa 140 Jahren im zentralen Herrschaftsgebiet dieses neuen Gottes, in Großbritannien, quasi 'besinnungslos' damit begonnen, ein neues Konzept seines Naturbezugs auszuprobieren, das Konzept der 'Industriegesellschaft'. Charakteristisch dafür ist der Zugriff auf die fossilen Energieträger und in der Konsequenz weitere Entwaldung. Er hat dieses Konzept alsbald zum hegemonialen Modell der Entwicklung auf Erden gemacht.

Das Ausmaß dieses Aufbruchs aus der 'Flächenlimitierung'<sup>2</sup> kann angedeutet werden mit dem folgenden Satz: Heute verfeuert der Mensch in einem einzigen Jahr so viel an fossilen Energieträgern, wie in einem Zeitraum von etwa einer Million Jahren aus Sonnenenergie entstanden ist. Damit hat der Mensch auf den im Holozän vorgefun-

---

2. Nach Sieferle, Rolf Peter et al.: Das Ende der Fläche. Zum gesellschaftlichen Stoffwechsel der Industrialisierung. Köln 2006

denen Zustand des energetisch-atmosphärischen Systems in nur 1,5 Jahrhunderten  $2,9 \text{ W/m}^2$  aufgesattelt<sup>3</sup>. Dieses menschengemachte *forcing* tritt um den Faktor 100 schneller ein als das, welches maximal bei 'Zusammenbruch' einer Eiszeit mit dem planetenkonstellationsbedingten Umlegen des Schalters zwischen Eiszeiten und Warmzeiten ziemlich regelmäßig verbunden war. Der historischen Präzedenzlosigkeit wegen ist die Bedeutung des gegenwärtigen Warmzeit-Verdopplungs-Vorgangs nicht mit einem empiristischen Zugang seitens der Wissenschaft zu greifen. Zum Glück aber hat die neuzeitliche Krise die Wissenschaft 'Physik' hervorgebracht. Mit ihrer Hilfe können wir sagen: Dieser Geschwindigkeits-Faktor ist ein Maß für die Erdzeitalter gestaltende Macht des Menschen. Nach Paul Crutzen haben wir Grund, unser gegenwärtiges Erdzeitalter umzubenennen in 'Anthropozän'<sup>4</sup>.

Dieser energetische Impuls ist der 'Klimawandel' im definitorischen Sinne. Der mit ihm verbundene Temperaturanstieg ist lediglich eine, wenn auch die zentrale, unter einer Fülle von Manifestationen, wie ich zu formulieren vorziehe, in denen er sich ausdrückt – üblich ist, monokausal von "Folgen" zu sprechen. Entscheidend ist, Dreierlei zu sehen. (1) Die Folgen, die nur teilweise hintereinander geschaltet sind, treten sämtlich mit einer erheblichen *Verzögerung* relativ zu dem Zeitpunkt auf, an dem die Ursache gesetzt wurde. (2) Es gibt Implikationen, die nicht 'Folge' des energetischen Effekts sind, und die dennoch zur Zunahme des Klimawandels führen – die Versauerung der Ozeane durch den Anstieg atmosphärischen  $\text{CO}_2$  mit der Konsequenz einer Minderung der  $\text{CO}_2$ -Ableitkapazität ist dafür das anschaulichste Beispiel. (3) Die durchschnittliche Erhöhung der Erd*mittel*tem-

---

3. Arbeitsgruppe I des IPCC gibt in ihrem Beitrag zu AR4, SPM, einen Wert von  $2,9 \text{ W/m}^2$  an. (Figure SPM-2, p. 16) Der Wert ergibt sich als Summe der dort angegebenen Einzelbeiträge der sechs Kyoto-Gase, der Effekt von  $\text{O}_2$  ist zusätzlich berücksichtigt. Das 'cloud albedo forcing' ist ausgeblendet, weil in den Modellen als positiver Rückkopplungseffekt enthalten, auch ist der Aerosol-Effekt ausgeblendet, weil er ein nur kurzfristig wirksamer Effekt ist, der mit der Lösung des Klimaproblems, der Einstellung der Verbrennung fossiler Energieträger zum großen Teil verschwinden wird. Er stellt also gleichsam einen 'ungedeckten Wechsel' dar, der 'im Gleichgewicht' zum 'Einlösen' programmiert ist.

4. Bei weiterhin ungebremsster Emission von  $\text{CO}_2$ , die zur Emission von gut 5.000 Gt C führen kann, wird über einige Jahrhunderte hinweg – oder vielleicht auch kürzer, das kann zurzeit noch keine(r) genau vorhersagen – das grönländische Eis abschmelzen. Dieser Zustand ist nach Erkenntnissen der Paläoklimatologie stabil und würde ein neues geologisches Zeitalter einläuten, nämlich die Rückkehr zur unipolaren (antarktischen) Vereisung des mittleren Tertiär (etwa 35 bis 5 Mio. Jahre vor heute).

peratur weist eine charakteristische dreifache Spreizung auf, die in sämtlichen Klimamodellen, auch bereits in denen der 1970er Jahre, ausgewiesen wurde, jeweils um etwa den Faktor Zwei: Ozeane → Landmassen; Äquator → Polnähe; Winter → Sommer. Dass die (rückkopplungsträchtigen) Effekte in der eisbedeckten Kryosphäre (Auftauen von Permafrostboden; Eisschmelze) besonders hoch sind, war somit immer schon zu erwarten.

## *2. Die Schwierigkeit, das Nabeliegende, den selbstgemachten Klimawandel, als Problem wahrzunehmen<sup>5</sup>*

Der anthropogene Klimawandel ist Teil des (anthropogenen) Globalen Wandels – er kündigt “die Erdherrschaft des Menschen” an. In kulturell und geisteswissenschaftlich gebildeten Kreisen mag mit dieser zur Formel heruntergekommenen Diagnose kaum mehr jemand zu erschüttern sein. In den naturwissenschaftlichen Kreisen aber, in denen ich zumindest gelegentlich verkehre, ist mit dieser Feststellung noch eine Erschütterung zu erzeugen, auch wenn diese sich überwiegend in dem dadurch ausgelösten Widerstand zeigt, dem Wunsch nach Verdrängung dieses Sachverhalts. Mein Beleg: Wenn ich diesen Satz in die Formel kleide “Der Mensch schafft sich in Zukunft selbst”, werde ich bezeichnenderweise regelmäßig dahingehend missverstanden, ich spräche von der Gentechnik. Die Einsicht in diese Größenordnung der Macht des Menschen ist so erschreckend, dass Ausflucht in einem Missverständnis gesucht wird, z.B. dem eben bezeichneten. Man kann es nicht glauben, dass nicht eine gütige Macht uns gnädigerweise vor unseren ‘Fehlern’ schützt, die wir in dieser Dimension zu machen vermögen. Die Formel dafür, die mir aus dem Herzen sprach, habe ich einmal in den autobiographischen Aufzeichnungen des ehemaligen Nordrhein-Westfälischen Ministers Friedhelm Farthmann gefunden.

“Vor sechzig Jahren habe ich als kleiner Junge meinen Vater auf Spaziergängen oft gefragt,

---

5. Dieser Abschnitt folgt einer ausführlicheren Darstellung in Lubmann, Hans-Jochen: Das Klimasystem: Experiment mit der Lebensgrundlage oder Auf der Suche nach der verlorenen Erinnerung an das Erschrecken über sich selbst. Kap. 8 in: Ders. Die Blindheit der Gesellschaft. München 2001, S. 155-182.

wo eigentlich der Rauch aus den Fabrikschornsteinen bleibe und der Dampf der Eisenbahnlokomotiven, die damals noch lange, weithin sichtbare weiße Wolken hinter sich herschleppten. Mein Vater erklärte dann jedesmal voller Optimismus, die Natur sei so weit und so gewaltig, daß alle Erzeugnisse der Menschen demgegenüber nichtig seien und von der Natur verschlungen würden“ (S. 63)

Das ist der Linearitäts- bzw. Proportionalitätsglaube, wie ich das in einer betont mathematischen Formulierung nenne: Kleine Ursachen – kleine Wirkungen; große Ursachen – große Wirkungen; *tertium non datur*.

Hat dieser Glauben einen Grund? Ich sehe ihn nicht. Dominant unter den anthropogenen Treibhausgasen ist Kohlendioxid aus der Verbrennung fossiler Energieträger. Die anderen anthropogenen Treibhausgase sind nicht unbedeutend – blicken wir zurück auf die in der Vergangenheit angehäufte Altlast, so machen sie etwa vierzig Prozent aus, wenn wir nach vorne schauen vielleicht noch zwanzig Prozent. Kohlendioxid ist das Produkt eines elementaren Lebensvorgangs: der Verbrennung von Kohlenstoff, in der Regel zur Gewinnung der enthaltenen Bindungsenergie. Leben wäre aber nicht möglich ohne einen Umkehrprozess dazu, die Photosynthese, bei der, unter Zuführung von Sonnenenergie, Wasser in seine beiden Ausgangsstoffe zerlegt wird und mit deren Hilfe Kohlendioxid zu Kohlenwasserstoffverbindungen reduziert wird. Beide elementaren Lebensprozesse koexistierten im Holozän in einer eingespielten Gleichgewichtslage von Werden und Vergehen. Dann begann der Mensch, massiv in dieses Gleichgewicht störend einzugreifen, zu Ende des 18. Jahrhunderts, mit der Erfindung der Dampfmaschine. Unter dem Titel “Industrialisierung”, genauer gesagt “Industrielle Revolution”, hat er begonnen, auf den Bestand an fossilen Brennstoffen zuzugreifen, zur Aneignung des darin gespeicherten ‘Schatzes’ an Sonnenenergie. Damit hat er eine von ihm vorgefundene Grenze, seine Verwiesenheit auf Energieflüsse, gesprengt. Er hat sich auf ein Depot riesigen Ausmaßes Zugang verschafft.

Fossile Energieträger tragen ihren Namen, weil sie ‘ausgegraben’ werden. Sie stellen in Pflanzen eingesammelte und dann in erdgeschichtlichen Vorgängen komprimierte Sonnenenergie dar. 25 Tonnen

einstmals pflanzlichen Lebens ergeben heute gerade mal 1 Liter Treibstoff. Wer heute seinen PKW einmal mit 50 Litern voll tankt, der lädt sich damit den Extrakt von 1.300 t Pflanzenmasse in den Wagen. Wollte man den Vorgang technisch simulieren, und verfügte man über eine mobile Kleinraffinerie, müsste man also die Raffinerie sowie rund 40 Vierzigtonner mit Biomasse hinter seinem PKW herfahren lassen. Dasselbe anders gesagt: In einem Jahr verbrauchen wir, kollektiv, soviel an fossilen Energieträgern, dass deren Produktionszeit, aus Sonnenenergie, auf Werte zwischen 400 Tausend und einer Million Jahre geschätzt wird. Die Frage nach dem "Wohin mit dem Kohlendioxid?", diesem hochpotenten Abfallprodukt der Verbrennung, die hat der Mensch sich weder im Vorhinein noch in den Frühphasen der Industrialisierung gestellt, und darauf weiß er bis heute keine Antwort. Wenn es für den erhöhten Zufluss keinen erhöhten Abfluss gibt, wenn also durch menschlichen Einfluss mehr Treibhausgase in die Atmosphäre gelangen als wieder ausgeschieden werden, so steigt der Gehalt in der Erdatmosphäre unweigerlich an. So ist es nun auch gekommen.

Das Besondere an dieser Entwicklung besteht darin, dass mit dem 'Kohlendioxidproblem' gleichsam das 'Wesen' des Prozesses der Verbrennung fossiler Energieträger, und damit der industrialisierten Wirtschaftsweise selbst, getroffen ist – es geht nicht länger und wie bislang um die nebenläufigen vielfältigen Abprodukte von Verbrennungsprozessen, die in den letzten 100 Jahren mit dem Aufkommen der industriellen Gesellschaft ein massives Umweltproblem haben entstehen lassen. Diese lebensbedrohenden und dennoch lediglich akzidentiellem Probleme, ich nenne nur die Emissionen von Staub, Schwefeldioxid sowie NOx und VOCs als Vorläufer für die Ozonbildung, haben sich als technisch lösbar erwiesen - in der Bewährung dieses Ansatzes besteht der grandiose Erfolg der ersten Phase der Umweltpolitik. Ich kann schon nachvollziehen, dass man das Kohlendioxidproblem als geradezu 'perfide' erleben kann, insbesondere deswegen, weil man es als gleichsam 'nachgeschoben' empfinden kann, da es gerade zu demjenigen Zeitpunkt im breiteren öffentlichen Bewusstsein auf- und damit in der Politik ankam, als diese nebenläufigen Umweltproble-



me im Zusammenhang mit Verbrennungsprozessen gleichsam gerade 'im Griff' waren – im Übergang von den 1970er zu den 1980er Jahren. Wenn die Diagnose korrekt ist, dass das Kohlendioxidproblem essentiell für die Industriegesellschaft ist, so ist es eigentlich nur unter Änderung des Wesens der Industriegesellschaft lösbar – so zumindest ein naheliegender Verdacht. Technische Lösungen reichen dann nicht mehr, und in dieser Differenz manifestiert sich die Ohnmacht des Menschen. Dass dieser Vorgang Wut erzeugt, kann ich nachempfinden.

Mit dieser sehr grundsätzlichen Entgegensetzung mag ich den Eindruck erweckt haben, das CO<sub>2</sub>-Problem sei das einzige nicht-akzidentielle Problem der Hochenergie-/Industrie-Gesellschaft. Dieser Eindruck ist unzutreffend. Das CO<sub>2</sub>-Problem ist lediglich das offensichtlichste unter den Problemen, die an das Selbstverständnis der Industriegesellschaft rühren, und das heißt, nicht einfach mit technischen Mitteln zu lösen sind. Mehr verdeckt ist z. B. das Phänomen der stetig steigenden 'Fixierung' (Herstellung) und Freisetzung reaktionsfähigen Stickstoffs (NO<sub>x</sub> und NH<sub>x</sub>), was ein energieintensiver Vorgang ist – wie sich dadurch aber ein Problem manifestieren mag, welcher Art das sein mag, ist bislang unklar. Etwa im Jahre 1980 hat der Mensch mit seiner künstlichen Stickstoff-Fixierung mit dem Ausmaß der natürlichen Fixierung gleichgezogen – nun ist er auf dem Wege, die Verdoppelung zu übertrumpfen und bis zum Jahre 2010 die 150-Prozent-Marke anzusteuern. Reaktionsfähiger Stickstoff wird unter hohem Energieaufwand in der genannten Größenordnung aus dem inerten elementaren Stickstoff der Luft gewonnen, die so aktivierten, Bindung suchenden, also Reaktionen auslösenden Stickstoffverbindungen werden entlassen – was aber mit ihnen geschieht, was sie ausrichten, das ist großskalig bis heute im Ungewissen. Nur dass die zugeführte freie Bindungsenergie Wirkung zeitigt, das ist sicher.

CO<sub>2</sub>-Produktion und Stickstoff-Fixierung stehen für die Energiegewinnung durch Feuer – und das steht für das Zeitalter der Industriegesellschaft. Ein zentraler Pfeiler des Projekts 'Industrialisierung' trägt somit nicht – und das war eigentlich zu Beginn des 20. Jahrhunderts absehbar, mit einem schlichten Dreisatzkalkül abschätzbar. Guy Callendar

hat die wesentlichen Größenordnungen in den 1930er Jahren abgeschätzt hat, aber damit keinen Widerhall bei seinen reputationshöheren Kollegen der Meteorologie gefunden<sup>6</sup>; dass Hans Suess und Roger Revelle im Jahre 1957 – zumindest für CO<sub>2</sub> – richtig gerechnet haben, belegt den Satz vom schlichten Dreisatzkalkül historisch<sup>7</sup>; aber da waren die übrigen Treibhausgase noch nicht auf dem Schirm. Für diese Einsicht hat die Wissenschaft sich in den 1970er Jahren geöffnet, wohl unter dem Eindruck, dass mit der ‘Entdeckung’ der übrigen Treibhausgase, insbesondere der FCKW, sich der Umfang der perzipierten Klimalast seitens des Menschen schlagartig verdoppelte – sie hat sich damals jedenfalls so weit geöffnet, dass sie globale Strukturen schuf, mittels derer sie es etwa in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre geschafft hat, mit dem Problem den politischen Raum zu erreichen – dafür steht die Toronto-Konferenz von 1988 sowie der Antrag Maltas in der UN-Generalversammlung im September desselben Jahres, der zur UN-Klimarahmenkonvention führte.

All dessen ungeachtet wird der Kopf in den Sand gesteckt bzw. dort gelassen und das Industrialisierungsprojekt unverdrossen weiter ausgebaut. Ein tieferer Glaube, ein kindlicheres Sich-getragen-Wissen, als dieses Bekenntnis durch das Tun ist schwerlich vorstellbar. Es ist ein Tun in der Hoffnung, dass der Pfeiler doch noch ‘irgendwie’ trägt oder die Folgen eines Einsturzes schon so arg nicht sein werden. Diese Hoffnung aber ist, zumindest inzwischen, ohne jeden Grund – die vier Strohhalme, an die man sich nach Ausweis der Wahrnehmungsgeschichte des Problems geklammert hat, sind sämtlich zwischenzeitlich durch bessere Einsicht zerknickt. Was uns heute dennoch weitermachen lässt, ist also im streng begrifflichen Sinne gar keine Hoffnung. Während die Religionen Glaubenssysteme begründeter Hoffnung sind, haben wir hier ein Glaubenssystem vor uns, das offensichtlich ohne Grund ist und zu dessen Kirche wir als Jünger qua ‘revealed preferen-

---

6. Vgl. Beitrag von Hartmut Grassl zur Biografie von Guy Stewart Callendar (verfasst von James Fleming; American Meteorological Society 2007) in *Gaia* (16) 3/07 (Erscheinen geplant).

7. Vgl. Spencer R. Weart: Roger Revelle’s Discovery. Essay in the Web Site ‘*The Discovery of Global Warming*’ by Spencer R. Weart, <http://www.aip.org/history/climate>. June 2006.

ces' sämtlich gehören. Der Homo industrialis verweigert die Wahrnehmung dessen, dass er seit langem dabei ist, sich selbst den Boden unter den Füßen wegzuziehen, sich seine Lebensgrundlage zu zerstören, um Art. 20a GG heranzuziehen – und er verweigert auch die Wahrnehmung dessen, dass er darum in einem 'objektiven' Sinne seit langem weiß. Die drängende Frage lautet: Was nur ist es, was uns weitermachen lässt? Bzw. mit doppelter Verneinung formuliert: Was ist es, was uns davon abhält, das Weitermachen zu verweigern? Das ist die Frage, auf die hin ich nur betonen kann: Nicht das Nicht-Handeln ist das primäre Phänomen, sondern das komplementäre Nicht-Wahrnehmen – und dazu ahnungsvoll auf die Krise im 14. Jahrhundert mit der Folge eines Ausschlusses der Geschichte aus dem Horizont von 'Science' weisen kann, ohne dass ich eine definitive Antwort weiß. Also wenden wir uns dem zu, was unabweisbar ist: Der aktuellen Herausforderung.

### *3. Die quantitative Herausforderung eines 'Post 2012'-Regimes*

Die Verhandlungen zum sog. 'Nach 2012'-Regime' stellen so etwas dar wie das letzte Aufgebot der multilateralen Klimapolitik – wenn es diesmal wieder nicht gelingt, zu einem angemessenen Lösungsansatz zu kommen, ist der Zug des Klimawandels nicht mehr zum Halten zu bringen vor dem Abgrund, wo es gefährlich für die Lebensgrundlagen des Menschen wird (Art. 2 UNFCCC). Die Entscheidung soll im November 2009 fallen – so der Fahrplan.

Drei Anläufe wurden bislang unternommen, um zu einer (Selbst-)Begrenzung der THG-Emissionen zu kommen. Sie zeichnen sich sämtlich durch zweierlei aus: (i) Sie waren nicht erfolgreich, die Emissionen kamen im Ergebnis faktisch jeweils höher zu liegen als verabredet. (ii) Angesichts dieser Erfahrung, gleichsam als Konsequenz aus dem Scheitern, wurden zunehmend Abstriche bei den Ansprüchen gemacht, die man sich noch zu formulieren getraute – was an der Tendenz des Scheiterns jedoch auch nichts zu ändern vermochte.

Bezugspunkt aller drei Anläufe waren die Emissionen an Treibhausgasen im Jahre 1990. Die lagen, wie wir heute, im Nachhinein, wissen

können, bei knapp 39 Gt CO<sub>2</sub>e/a. 8 Gt davon sind der anthropogenen Umgestaltung der Erdoberfläche ('Entwaldung') zuzurechnen, die dann, so die Entscheidung in Rio im Jahre 1992, aus der Klimakonvention ausgeschlossen wurden. Bleiben 30 Gt/a an 'Treibhausgasen' im klimarechtlichen Sinne, davon 21 Gt/a CO<sub>2</sub> aus der Verbrennung fossiler Energieträger, 9 Gt/a Nicht-CO<sub>2</sub>-Gase. Die Aufteilung auf Industrie- und Entwicklungsländer (im klimarechtlichen Sinne, nicht im OECD-Sinne) lag bei 67 : 33 (nur fossiles CO<sub>2</sub>) bzw. 60 : 40 (alle 6 Kyoto-Gase). Die gesamten CO<sub>2</sub>-Emissionen, also incl. Entwaldung, lagen bei knapp 30 Gt/a, davon 50 Prozent aus Entwicklungsländern.

(1) Der erste Anlauf, an der Weltklimakonferenz in Toronto, im Jahre 1988. Die forderte, die CO<sub>2</sub>-Emissionen insgesamt, also mit denen aus Entwaldung und also in Höhe von 30 Gt/a, bis zum Jahre 2005 herunterzubringen um 20%, also um 6 Gt/a.

(2) Ende 1989 verabschiedete die UN-Generalversammlung eine Resolution mit der Aufforderung, Anstrengungen zur Erarbeitung einer "Klimarahmenkonvention nebst Protokollen mit konkreten Verpflichtungen" zu unternehmen. Im Jahre 1990 erteilte die UN-Generalversammlung das Mandat, einen Text für eine "Framework Convention on Climate Change" (FCCC) auszuarbeiten.

Im Umfeld dieses Beschlusses zeichnete sich ein strategischer Konsens zwischen EU und G-77 ab, eine Klimakonvention mit zwei Protokollen vorzusehen, einem Wald- und einem Energie-Protokoll. Innerhalb eines solchen Ansatzes wäre es möglich zu tauschen: Zugeständnisse der Entwicklungsländer beim Thema Entwaldung gegen Zusagen der Industrieländern beim Thema ihres viel zu hohen Energieverbrauchs. Genau diese Situation, der Druck, der damit (auch) auf die USA zukam, war, was die USA fürchteten. Dem wollten sie sich entziehen. Darin waren sie erfolgreich. Sie schlugen eine eigens zur Eindämmung der Entwaldung konzipierte globale Forst-Konvention vor und setzten dies als Verhandlungsansatz auch durch – Separierung der Themen war ihr Ansatz.

Tragischerweise trägt Deutschland wesentliche Verantwortung dafür, dass dieser ausweichende Verhandlungsansatz am G-7-Gipfel 1990 in Houston die Zustimmung im Communiqué fand. Die Europä-

ischen Staatschefs durchschauten die destruktive Pointe des US-Antrags und hatten gemeinsam die Position verabredet, dem US-Vorstoß nicht den 'Segen' der G-7 zu geben. Dann bat Präsident George Bush Kanzler Kohl zu einem separaten Gespräch in ein Nebenzimmer, und anschließend war Kohl für die Erwähnung des US-Ansatzes. Vermutlich war er den USA aus übergeordnetem deutschen Interesse verpflichtet – im Jahre 1990, in der Phase der völkerrechtlichen Absicherung des Prozesses der deutschen Vereinigung. So gesehen wurde ein ernsthafter, Erfolg versprechender Ansatz des Ausgleichs zwischen Nord und Süd in der multilateralen Klimapolitik auf dem Altar der deutsch-deutschen Einigung geopfert<sup>8</sup>.

Der Entwurf der Klimarahmenkonvention war dann konsequenterweise als Komplement zu sehen und wurde auf die verbliebenen, typisch 'industriewirtschaftlichen' Emissionen konzentriert. Im Laufe der Verhandlungen zu einer globalen Forst-Konvention brachten die USA dann aber nicht die geringste Verhandlungsmasse ein, um den regenwaldreichen und auf Ausbeutung ihrer Wälder sich wirtschaftlich stützenden Entwicklungsländern, insbesondere Malaysia, etwas für ihren geforderten Verzicht zu bieten – sie hatten, nachdem es ihnen gelungen war, das Waldthema aus der Klimarahmenkonvention herauszuhalten, ihr Interesse verloren.

Der Schutz der tropischen Regenwälder, ein großes Thema in den 1980er Jahren, wurde für fast 15 Jahre von der internationalen Agenda genommen. Der US-amerikanische Verhandlungsansatz sorgte dafür, dass der Entwaldungsanteil am anthropogenen Klimawandel über beinahe zwei Dekaden unadressiert blieb. Folge war die 'ungestörte' Fortdauer der Emissionen aus Entwaldung in einer Größenordnung, die dem Emissionsbeitrag der USA entspricht. Der Kampf gegen den Klimawandel konzentrierte bzw. verengte sich seit Rio allein auf die typisch industriegesellschaftlichen Emissionsarten, die dann später im Protokoll von Kyoto zum Gegenstand von Minderungs- bzw. Begrenzungsverpflichtungen seitens der Industriestaaten gemacht wurden.

---

8. Alles nach Davenport, Deborah Saunders: *Global Environmental Negotiations und US Interests*. New York: Palgrave Macmillan, 2006.

Als sich die Weltgemeinschaft in Rio de Janeiro, im Juni 1992, vier Jahre nach Toronto wieder zu treffen anschickt, findet sich im Entwurf der Klimarahmenkonvention noch ein zentraler emissionsbegrenzender Satz: Die globalen CO<sub>2</sub>-Emissionen (sci. aus der Verbrennung fossiler Energieträger nur noch, in Höhe von 21 Gt/a) seien bis zum Jahre 2000 auf dem Niveau von 1990 zu stabilisieren. Kontrafaktisch gerechnet: Der zweite Anlauf hätte etwa 3 Gt/a Minderung gebracht. Zwei Wochen vor der Zusammenkunft in Rio wurde der emissionsbegrenzende Satz gestrichen.

(3) Weitere fünf Jahre später schließlich, in Kyoto im Dezember 1997, wurde eine Verabredung nur noch zu den Emissionen der *Industriestaaten* getroffen, dafür aber umfassend im Umfang der berücksichtigten THG – also zu 18 Gt/a in 1990. Die Verabredung, die dort nur erreicht wurde, lautet offiziell: Minus 5 Prozent bis zum Jahre 2010, ebenfalls relativ zu 1990. Mit Senkenanrechnung und ‘Kyoto-Mechanismen’ waren aber Schlupflöcher eingebaut worden – die in Industrieländern zu erbringende Minderung betrug faktisch nur 2,5 Prozent. Das entsprach einer Minderung um 1 Gt/a – das wäre der Effekt des dritten Anlaufs gewesen. Zum Zeitpunkt der Verabredung waren die globalen Emissionen gegenüber 1990 schon um mehr als das Doppelte der Minderungszusage gewachsen.

Die erste zentrale Frage hinsichtlich des vierten Anlaufs lautet: Wo stehen wir zu dessen Beginn, dem Ende der Kyoto-Periode? Die Antwort lautet: Der globale Aufwuchs der THG-Emissionen im Jahrzehnt 1990-2000 betrug total rund 3 Gt/a, und das entspricht in etwa auch der Höhe des Zuwachses von Emissionen aus Entwicklungsländern, dort fast allein aus der Verbrennung fossiler Brennstoffe. Die Entwaldung scheint leicht zurückzugehen, im selben Ausmaß aber steigen die Emissionen aus dem internationalen Luft- und Seeverkehr, die am meisten globalisierungstypischen Emissionen und zugleich die Emissionen mit der höchsten Dynamik, gemessen in Wachstumsraten. Der Anstieg im Folgejahrzehnt 2000-2010 jedoch beträgt nicht nur 3 Gt/a wie im Jahrzehnt zuvor. Dank der Akzeleration in Nord und Süd beträgt er 10 Gt/a (davon 9 in Kyoto-Gasen).

Das Ausmaß dieser Akzeleration ist atemberaubend – und doch wird deren Implikation in Form von Treibhausgasemissionen kaum zur Kenntnis genommen. Der Grund: Eine Anerkennung des Problemwuchses würde die Vertragsstaaten der Klimakonvention zu Gegenmaßnahmen verpflichten. Deshalb bestehen alle Parteien strikte darauf, dass nur ‘Fakten’ offiziell z.K. gegeben werden – die aber liegen erst mit 5 bis 7 jähriger Verspätung vor. Doch der dramatische Anstieg der globalen THG-Emissionen ist bei weitem nicht der ausschlaggebende Faktor beim dramatischen Anstieg des Problems in diesen beiden Dekaden.

‘Klimawandel’ ist definiert als Anstieg der *Konzentration* von Treibhausgasen (THG) in der Atmosphäre. Das Problem ist nicht mit der Höhe der Emissionen korreliert. Es gleicht vielmehr dem Pegelstand eines Bassins. Damit sind zwei Eigenschaften eingeführt. (1) Es existiert ein ‘Kippunkt’, wenn der Inhalt den Rand erreicht – im Klimafall ist das die + 2 °C-Grenze, die die EU als Auslegung von Art. 2 Klimarahmenkonvention (FCCC) akzeptiert hat. (2) Der Pegel ist abhängig von der *Differenz* von Zulauf/Emissionen und Ablauf-/Senken-Kapazität. Wo diese Ablaufkapazität im Falle von THG exakt liegt, ist offen – sicher ist, dass sie unterhalb von 10 Gt/a liegt, möglicherweise weit darunter. Erst ab diesem Punkt ist der menschengemachte Klimawandel gestoppt.

Wesentlich problemverschärfend (und zum Anstieg des Pegels in der Atmosphäre beitragend) ist somit weit überwiegend die zeitliche Verzögerung der Lösung: Sie bringt einen Nettozulauf von 39 Gt/a, über 20 Jahre also knapp 800 Gt. Demgegenüber fallen die  $20 \times 3 \text{ Gt} = 60 \text{ Gt}$ , oder auch die Akzeleration eingerechnet, 80 Gt, die aus dem Anstieg der Emissionen resultieren, weniger ins Gewicht.

Soll der Pegel das Fassungsvermögen des Bassins nicht übersteigen, so der Positionsbezug der EU von März 2005, muss der Zulauf bis 2050 auf global 15 Gt/a gedrosselt werden, wenn man unter den dort angebotenen ‘Spielmöglichkeiten’ sich für eine “3 : 1 Chance” zum Erhalt der Lebensgrundlage des Menschen entscheidet. Die notwendige absolute Minderung, die in Zukunft, in zwei ‘Kyoto-Perioden’, also in zwei mal zwanzig

Jahren, zu vollziehen ist, beträgt somit präzise gerechnet 37 Gt/a (52-15), etwas 'aufgerundet' knapp 40 Gt/a.

Das Ausmaß dieser Herausforderung bemisst sich darin, so kann stilisiert werden, in den nächsten beiden 20-Jahre-Perioden um je 20 Gt/a herunterzukommen – und das vor dem Hintergrund der Erfahrung, dass in der ersten 20-Jahre-Periode nach Entdeckung des Problems und den daraufhin geschmiedeten guten Vorsätzen kein Rückgang erreicht wurde, sondern nur ein Anstieg um insgesamt 13 Gt/a – und der deutlich akzelerierend, mit 10 Gt/a im Jahrzehnt am aktuellen Rand der Doppeldekade.

Eine Herausforderung dieses Ausmaßes ist nur zu bestehen, wenn die zentrale Weltmacht es will. Das sind bis auf weiteres die USA. Die Bedingungen ihrer Bereitschaft, die Führung in der multilateralen Klimapolitik zu übernehmen, ist die zweite zentrale Frage. Die aber wird hier nicht mehr aufgenommen.

HANS-JOCHEN LUHMANN



## IDENTITÀ E CRISI DELL'ARCHITETTURA EUROPEA: LE NUOVE SFIDE CULTURALI\*

### *Introduzione*

Il gruppo di discussione che ha animato il convegno *Il ruolo dell'architettura nella società della conoscenza europea – Nuove possibilità e prospettive*<sup>1</sup> è chiara espressione, già nella sua composizione, del lungo percorso di didattica avanzata e di formazione scientifica avviato da Villa Vigoni: infatti, il gruppo è costituito da assistenti, dottorandi e laureandi provenienti da tre diversi atenei, due tedeschi – quello di Darmstadt e quello di Karlsruhe – e uno italiano, l'Università politecnica delle Marche.

Dal 2000 al 2006, questi tre atenei hanno partecipato alla *Summer School* annuale di architettura di Villa Vigoni denominata Accademia internazionale di progettazione (AIP). Queste occasioni di scambio e di confronto metodologico e progettuale tra i docenti e tra gli studenti hanno generato molte conseguenze positive, quali ad esempio il confronto tra i diversi metodi didattici da un lato ed il potenziamento della mobilità degli studenti nell'ambito dei programmi Socrates/Erasmus dall'altro. Alcuni degli studenti più attivi, che avevano partecipato a quest'esperienza negli anni scorsi, e degli assistenti, dottori o dottorandi, che l'avevano seguita con maggior interesse, si sono ritrovati in occasione di questo convegno per ascoltare, dibattere e intervenire criticamente sui contributi degli esperti. In particolare, i partecipanti dell'Università politecnica delle Marche hanno raccolto le loro riflessioni sul convegno nel documento di sintesi che segue, suddiviso in due parti: nella prima, l'architetto Giovanna Paci, dottore in Edile – Architettura, riprende alcuni spunti dell'intervento presentato in convegno; nella seconda, quattro laureandi (Erika Alessandrini, Alessandro Beato, Romina Falcioni e Valeria Luchetti), ponendosi sul solco della scuo-

---

\* Il presente contributo è opera di: Rita Colantonio Venturelli (*Introduzione*), Giovanna Paci (*Modello culturale e architettura in Europa*) e Erika Alessandrini, Alessandro Beato, Romina Falcioni e Valeria Luchetti (*Paesaggio, architettura e cultura*).

1. Villa Vigoni, 19-22 febbraio 2007.

la di pensiero a cui si sono formati, propongono una interpretazione del senso della manifestazione. È davvero interessante sottolineare come, in entrambi i casi e anche se espressa con strumenti scientifici diversi, traspaia una grande apertura ai temi legati al dibattito, mai terminato, sulle differenze tra il piano spaziale e il progetto architettonico, che sfocia inevitabilmente nell'ampia visione del paesaggio, inteso in senso sistemico. Dunque, si profila l'auspicio per la ricomposizione di questa dicotomia a favore dell'avvio di quel processo di pianificazione integrata che è il solo a poter rispecchiare nell'azione progettuale le istanze olistiche a cui si ispirano queste riflessioni.

### *Modello culturale e architettura in Europa*

L'architettura europea si propone di trovare una sua nuova identità necessariamente in scala continentale, in relazione alla quale ogni espressione regionale deve misurarsi. Tant'è che sembra logico superare la vecchia antinomia fra *internazionalismo critico* (ovvero l'architettura-evento) e *regionalismo critico* (nient'altro che la declinazione locale dell'architettura-evento), teorie che, nell'apparente differenza delle definizioni, rivelano di fatto un'identità sostanziale, poiché immagini globali e suggestioni locali oggi si sovrappongono e si mescolano abilmente in un cortocircuito spazio-temporale.

L'ipotesi di regionalismo critico sostenuta da Frampton<sup>2</sup> trova una sua correzione da parte di Tzonis e Lefavre<sup>3</sup>, i quali riconoscono la possibilità di confronto fra identità locale e internazionalismo fino ad enunciare la teoria del "realismo sporco", che allude ad un'architettura costretta a misurarsi con realtà post-urbane defraudate di *sensus loci*: si tratta di un panorama ormai diffuso in tutta Europa con l'indebolimento di segni e significati, di permanenze, di un palinsesto territoriale

---

2. Kenneth Frampton teorizza un'alternativa all'internazionalità del linguaggio architettonico, proponendo il concetto di Regionalismo, "una cultura forte e carica di identità, che mantenga tuttavia aperti i contatti con la tecnica universale". Il testo di riferimento è *Towards a Critical Regionalism: Six Points for an Architecture of Resistance*, contenuto nella raccolta *The Anti-Aesthetic*, a cura di H. Foster, Seattle-Washington, Bay Press, 1983.

3. A. Tzonis - L. Lefavre, *Architecture in Europe since 1968. Memory and invention*, London, Thames and Hudson, 1992.

per usare un'espressione di A. Corboz<sup>4</sup>, un panorama costituito da tratti caotici e indistinti, dove tutto è consentito in mancanza di regole coerenti e di tratti che rendano immediatamente riconoscibile un territorio. Credo che in una prospettiva europea di riformismo culturale (architettonico e di linguaggio) vadano superate le false antinomie internazionalismo/regionalismo, piano/progetto, forma/funzione, proprio per riempire di significato questi termini in una nuova situazione urbana e territoriale.

Inoltre ritengo importante che il concetto di localismo non venga usato come strumento di utopia regressiva, senza tener conto, cioè, di come evolvano usi e costumi e, dunque, nel tentativo di ripristinare un passato idilliaco che non c'è più se non in certe aree nostalgiche della memoria. Evitando la deriva vernacolare, il progetto, se inteso come *comprehensive* e attento ad esigenze di prossimità come pure a quelle di lungo periodo, in un dialogo critico con il regionalismo, può restituire rivendicazioni ed appartenenze realmente identitarie ad un territorio.

### *Paesaggio, architettura e cultura*

*È solo con l'architettura, per usare una vecchia figura retorica, che le parole dell'urbanistica, possono diventare pietre, ma è solo a partire dalle pietre dell'architettura che è possibile fare dell'urbanistica una disciplina della modificazione qualitativa del territorio<sup>5</sup>.*

In questa sede si intende presentare una personale riflessione sul ruolo che l'architettura dovrebbe svolgere nella società contemporanea, ed in particolare precisare le competenze necessarie all'architetto che si troverà ad operare nel contesto europeo, cioè in un sistema complesso di tante realtà distinte. Il convegno di Villa Vigoni, che aveva lo scopo di indagare e delineare i tratti di una nuova figura che "governi" una progettazione integrata nel nuovo contesto europeo, ha

4. A. Corboz (1985), *Il territorio come palinsesto*, in "Casabella" n. 516/1985.

5. V. Gregotti, *L'architettura del piano*, 1983 in *Il ruolo del progetto urbano nella riqualificazione della città contemporanea*, atti del convegno, Genova, 22-23 Giugno 2006.

concretamente posto le basi per un' iniziale riflessione sull'argomento. Con il contributo che ha aperto il convegno, pubblicato in questo stesso volume, Leonardo Benevolo ricorda come l'architettura nasca insieme all'uomo, con lo scopo di imparare prima a riconoscere i luoghi e successivamente a trasformarli ad immagine della città celeste. Con la città nascono e si rafforzano le relazioni sociali, e con esse si sviluppano quei luoghi dove tali relazioni si manifestano: lo *spazio pubblico*, da sempre caratterizzato da un insieme finito di elementi che con il tempo hanno assunto un'universale riconoscibilità. E sono proprio questi elementi che, nel loro giustapporsi, costituiscono l'interfaccia tra l'urbanistica e l'architettura. È per questo che a nostro avviso è necessario superare la dicotomia tra architetto ed urbanista; scardinare i preconcetti che ostacolano ed impediscono un'indispensabile collaborazione tra le due figure per giungere, così, ad una progettazione integrata della città e del paesaggio.

Le Corbusier, con quegli esiti universalmente riconosciuti, progettava insediamenti per milioni di abitanti, edifici ed oggetti d'arredo, spaziando, quindi, dalla città al cucchiaino. Unanimemente la comunità scientifica riconosce in Le Corbusier la figura che meglio rappresenta l'integrazione tra il ruolo dell'architetto e dell'urbanista. Dunque bisogna tornare ad una visione condivisa della progettazione che si articoli nei tre livelli: la grande scala del territorio, la scala intermedia dei modelli abitativi e la scala del dettaglio.

È evidente, però, l'esigenza di riportare nella pratica urbanistica un elemento centrale come lo spazio pubblico, sia per l'attivazione di politiche urbane innovative, sia per la promozione attiva sullo spazio fisico di strategie di potenziamento di nuove *polarità urbane*, ovvero di aree complesse di cristallizzazione sociale e funzionale. Si devono cercare di cogliere, nel quadro europeo, i riflessi che il recupero dello spazio pubblico ha avuto nel riattivare ed insieme nell'innovare tipologie spaziali storiche, come esemplarmente mostrato in sede di convegno dall'architetto Cavadini, e nel costruire nelle periferie nuovi luoghi di vita dotati di valide realtà formali e funzionali e di complementarità reciproche, così che i territori abitati possano essere pensati

come sistema di spazi pubblici e di legami sociali. Poiché, nell'era del web, le relazioni immateriali hanno tolto significato alle logiche tradizionali dello spazio pubblico, inducendo gli addetti a ripensare un nuovo linguaggio funzionale e formale. Si vuole tendere alla riattivazione di una *architettura urbanizzante* che metta in primo piano la questione del legame tra i differenti spazi e le forme costruite con il genere di realtà sociale che insieme formano, un definitivo e secco rifiuto di stanche politiche di zoning e monofunzionalità che hanno come unica conseguenza il degrado e l'isolamento purtroppo tipici dell'odierna periferia.

Ed è necessario, a questo punto, sollevare la fondamentale questione della *qualità*, nel più ampio senso architettonico ed urbanistico. Qualità costruttiva ed estetica, funzionale e formale. L'architettura è uno dei veicoli più validi ed efficienti con cui reagire ai problemi della città. E deve quindi avere la forza e la volontà di contrapporsi al caos, all'insensatezza ed allo straniamento che caratterizzano le periferie, e non solo, di molte città. Diventa allora una questione di *responsabilità*, e meglio di una doppia responsabilità che riguarda da un lato l'amministrazione pubblica (di ogni livello) e dall'altro architetti ed ingegneri in quanto progettisti ed insegnanti. È necessaria da ambo le parti una *sensibilizzazione alla qualità*: l'amministrazione dovrebbe con ogni mezzo favorire ed incentivare scelte dotate di qualità formale e funzionale e porre attenzione agli aspetti energetici ed ambientali del proprio territorio ostacolando, invece, fortemente la riproposizione fine a sé stessa di modelli sia architettonici che urbanistici che continuano a degradare nuovi e vecchi territori. I progettisti, a loro volta, hanno il compito di educare i giovani studenti delle facoltà di architettura e la stessa committenza, proponendo esempi e soluzioni adeguate ai nostri giorni, per dare forma alle nuove ed attuali condizioni del vivere.

Questi modelli possono essere presi in prestito dal cospicuo patrimonio delle esperienze funzionaliste degli anni '20, in particolare dall'Arbeitsamt a Dessau – ufficio del lavoro – dell'architetto W. Gropius dove il concetto base della composizione risulta essere lo studio poli-

tico-sociale, caratteristica appunto dell'approccio funzionalista, al quale, come ha sostenuto Bruno Reichlin, bisogna riconferire dignità, riproponendone la centralità nel processo di progettazione.

La nostra è stata definita, nell'ambito del convegno stesso, l'era della possibilità: mai come oggi, almeno nel mondo occidentale, il grado di preparazione e di cultura ha raggiunto livelli così elevati. Eppure per gli architetti questa risulta l'era dell'inefficienza: obiettivi superflui, autocelebrazione, ridondanza, mancanza di creatività, puro linguaggio formale. L'economia di mercato viene riprodotta nell'architettura dagli stessi architetti. Gli interessi della comunità non vengono considerati ed integrati nelle scelte progettuali. Bisogna liberare la creatività e tornare all'essenza. Sempre più spesso si giustificano scelte progettuali scadenti con motivazioni di carattere economico, ma l'architettura non deve essere un lusso. Può esserci qualità anche dove le parcelle del progettista non hanno sei zeri. Ecco quindi il bisogno di formazione ed educazione alla qualità. Oggi risulta evidente la diffusa abitudine all'accontentarsi di una certa mediocrità diffusa, basti pensare al difficile tema della residenza ed al modo in cui oggi nella maggioranza dei casi viene affrontato e risolto. Bisogna lavorare sui giovani professionisti di domani ed in generale sulla società per un miglioramento della qualità del vivere nella città e nell'architettura stessa. Educare ad una *coscienza critica*, all'esigenza che architettura ed urbanistica, insieme, rispondano con efficienza a ciò che l'uomo di oggi chiede. Pretendere qualità e sostenibilità come impegno per il futuro. Tutto questo allora non può che essere la conseguenza di una progettazione, che ad ogni livello, sia affrontata con rigore e rispetto verso chi subirà gli effetti delle nostre scelte. Una progettazione che integri paesaggio ed architettura e li sostenga in ugual misura. Bisogna definire quindi ciò che è qualità o almeno qualitativamente valido. Amministrazione e professionisti dovrebbero cercare, insieme, quelli che potremmo definire minimi qualitativi da contrapporre, come punto di vista, a quelli che fino ad oggi erano minimi di natura esclusivamente economica. È il momento di spostare l'attenzione dal mero obiettivo economico al più importante e duraturo bene culturale.

Alla luce dei temi e degli argomenti trattati nel corso del convegno, vogliamo riportare la posizione di uno dei più grandi studiosi dell'urbanistica contemporanea, Bernardo Secchi:

Ciò che possiamo ragionevolmente dire del futuro è molto poco, forse rapidamente destinato ad essere falsificato dai fatti, ma, proprio per questa ragione, molto importante. È difficile, per esempio, pensare al futuro della città senza pensare anche a quello della società, dello spazio pubblico, dell'economia, della politica, campi nei quali la contemporaneità è segnata da profondi mutamenti, ma anche da forti inerzie. [...] Il futuro probabilmente è segnato da una sempre maggiore consapevolezza delle nostre responsabilità nei confronti dell'ambiente<sup>6</sup>.

RITA COLANTONIO VENTURELLI

GIOVANNA PACI

ERIKA ALESSANDRINI, ALESSANDRO BEATO,

ROMINA FALCIONI, VALERIA LUCHETTI

---

6. B. Secchi, *Prima lezione di urbanistica*, Laterza, Bari, 2000.





**KURZBERICHTE UND REZENSIONEN**

***CRONACHE E RECENSIONI***



WERKE AUS DER KUNSTSAMMLUNG DER VILLA VIGONI IN DER  
LONDONER ROYAL ACADEMY OF ARTS / *OPERE DI VILLA VIGONI*  
*IN MOSTRA PRESSO LA ROYAL ACADEMY DI LONDRA*

Zwei Werke aus der Kunstsammlung der Villa Vigoni – das Portrait *Luigia Vitali Mylius* von Francesco Hayez und die Büste *Julius Mylius* von Pompeo Marchesi – waren vom 3. Februar bis zum 20. April 2007 im Rahmen der Ausstellung *Citizens and Kings: Portraits in the Age of Revolution, 1760-1830* (*Bürger und Könige: Portraits im Zeitalter der Revolution, 1760-1830*) in der Londoner Royal Academy of Arts zu sehen. Ausgestellt waren dort unter anderem Werke von David, Goya, Reynolds, Gainsborough und Ingres aus international bedeutenden Museen. Ziel der Ausstellung war es, anhand von Portraits eine Epoche nachzuzeichnen, die reich an politischen und sozialen Veränderungen war: die Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika, Französische Revolution und Napoleonische Ära, die Entwicklung des Handels und die wachsende Urbanisierung, die Industrielle Revolution, der Aufstieg des Bürgertums und die wachsende Bedeutung der Wissenschaft waren nur einige der Aspekte, die sich an den ausgestellten Portraits ablesen ließen. Auf seinem Rundgang durch die Ausstellung wurde der Besucher zunächst durch Säle mit großen Portraits von Königen und Staatsmännern mit traditioneller Machtsymbolik geführt. Es folgten Portraits von Gelehrten und Wissenschaftlern als Zeichen für die Wertschätzung der menschlichen Intelligenz und Kreativität, Selbstportraits als Beleg für das Interesse der Epoche an Genie und Talent, sowie Familienportraits, die den Aufstieg der Bourgeoisie dokumentierten. Ein großer Saal war schließlich der Antikenrezeption in der Portraitmalerei gewidmet: Neben dem berühmten Gemälde *Der Tod des Marat* von Jacques-Louis David illustrierten die beiden Werke aus der Kunstsammlung der Villa Vigoni die Begegnung zwischen der erhabenen Sprache der Antike und der neuen Ausdrucksweise des Bürgertums. In weiteren Sälen folgten allegorische Portraits (die in einer von großer Konkretheit gekennzeichneten Epoche eine Ausnahme bilden), Landschaftsportraits (die den Kontrast zwischen Natürlichkeit und Künst-

lichkeit thematisieren) und nach 1815 entstandene Portraits (die sich im Spannungsverhältnis zwischen Restauration und Moderne befinden). Die Ausstellung bot eine wichtige Gelegenheit, die Bedeutung der Kunstwerke der Sammlung der Villa Vigoni zu verdeutlichen und die Werke in einem neuen Kontext einem internationalen Publikum zugänglich zu machen.

Due opere della raccolte d'arte di Villa Vigoni, il ritratto di *Luigia Vitali Mylius*, capolavoro di Francesco Hayez e il busto di Giulio Mylius dello scultore Pompeo Marchesi sono stati tra i protagonisti dell'importante esposizione *Borghesi e Re: ritratti nell'età della rivoluzione, 1760-1830* che ha avuto luogo a Londra, presso la Royal Academy dal 3 febbraio al 20 aprile 2007. Scopo dell'esposizione, che ha raccolto opere di artisti di rilievo tra cui David, Goya, Reynolds, Gainsborough e Ingres provenienti dai più prestigiosi musei del mondo, era quello di presentare attraverso l'arte del ritratto, sia scolpito che dipinto, una straordinaria epoca, ricca di eventi politici e sociali. La nascita degli Stati Uniti d'America, la rivoluzione francese e l'epopea napoleonica, lo sviluppo del commercio, la rapida urbanizzazione, l'impulso alla crescita della rivoluzione industriale, il nuovo benessere per la borghesia, l'affermarsi del pensiero scientifico; tutto questo e molto altro traspariva in filigrana dalle opere d'arte in mostra, divise per grandi generi di ritratto. Accoglievano il visitatore i grandi ritratti di sovrani e capi di stato con i più tradizionali simboli del potere; nelle sale successive si susseguivano i ritratti degli uomini di cultura a celebrazione del pensiero umano e della creatività, gli autoritratti degli artisti a sancire il trionfo del genio e il riconoscimento del talento, i ritratti di famiglia a codificare l'affermarsi deciso della borghesia. Una grande sala era poi dedicata al ritratto dall'antico: qui accanto ad una versione del celebre dipinto di David, *La morte di Marat*, le opere delle raccolte di Villa Vigoni illustravano la commistione tra l'aulico linguaggio dell'antico e i più moderni modi borghesi; seguivano i ritratti allegorici, parentesi ideale in un'epoca di grande concretezza, i ritratti ambientati nel pae-

saggio con quel contrasto tra natura e artificio, cuore del pensiero illuminista, e i ritratti post 1815, sospesi tra il desiderio di restaurare quanto esisteva in passato e la propensione alla modernità. Una mostra ricca di significati dunque, ed un'occasione importante per la valorizzazione delle opere d'arte conservate a Villa Vigoni!

## SCHUBERTS *WINTERREISE* IN DER VILLA VIGONI

Franz Schuberts kompletten Liederzyklus *Die Winterreise* brachten der Tenor Mirko Guadagnini und der Pianist Paolo Ceccarini am 25. März 2007 in der Villa Vigoni zu Gehör. Für die Aufführung dieses Meisterwerks der romantischen Liedtradition gab es gleich drei wichtige Anlässe: Zum einen fand mit dem Konzert die Veranstaltung der Villa Vigoni zum 50-jährigen Jubiläum der Unterzeichnung der *Römischen Verträge* ihren Abschluss; zum anderen bildete das Konzert den Auftakt der Tagung zum Thema *Soziales Reporting in Europa. Die Erwartungen der Bürger an die Reformen des Wohlfahrtsstaates*. Vor allem aber wollte die Villa Vigoni mit dem Konzert an Frau Gudrun Heimann (1915-2007) erinnern, die die Arbeit des Deutsch-Italienischen Zentrums lange Jahre großzügig unterstützt und gefördert hat<sup>1</sup>. Auch zum Erwerb des Konzertflügels – und damit zum musikalischen Leben der Villa Vigoni – leistete Gudrun Heimann einen entscheidenden Beitrag.

Schuberts *Winterreise* wird in Italien eher selten in ihrer Gesamtheit aufgeführt. Der komplette Zyklus umfasst 24 Lieder zu Texten des Dichters und Zeitgenossen Schuberts Wilhelm Müller (1794-1827) und stellt hohe musikalische und interpretatorische Anforderungen, sowohl an die Singstimme, als auch an den Pianisten. Thema der *Winterreise* ist die enttäuschte Liebe eines jungen Mannes, der in seiner Reise durch die Winterlandschaft seinen existentiellen Schmerz zu verarbeiten sucht und seine Melancholie und Hoffnungslosigkeit zum Aus-

---

1. Vgl. dazu auch den Artikel von C. Liermann zur *Dr. Ernst-Heinrich Heimann Stiftung* in *Comunicazioni/ Mitteilungen*, VIII,1 April/aprile 2004, S. 169-171.

druck bringt. Die Winterwanderung wird damit gleichzeitig zu einer inneren Reise durch die Psyche des trauernden Wanderers.

Mirko Guadagnini und Paolo Ceccarini widmen sich beide intensiv der europäischen Liedtradition und gewannen unter anderem gemeinsam den internationalen Franz Schubert-Wettbewerb der piemontesischen Stadt Ovada. In ihrer Interpretation der *Winterreise* versuchten sie, sich von der Aufführungstradition der letzten Jahrzehnte zu lösen, die häufig vor allem die düstere, von aussichtsloser Verzweiflung und Schwermut geprägte Stimmung unterstrich. Mirko Guadagnini und Paolo Ceccarini legten dagegen besonderen Wert darauf, die Stimmung aufzuhellen und die Elemente der Selbstironie und des Sarkasmus zu betonen, die sich in den Gedichten und in der Musik wiederfinden. Hintergrund für diese interpretatorische Wahl ist zum einen das jugendliche Alter, in dem sowohl der Dichter als auch der Komponist dieses Werk schrieben. Zum anderen spiegeln die Lieder der *Winterreise* selbst die für die jugendlichen Leidenschaften typischen Übertreibungen wider. Deutlich zeigt sich dies zum Beispiel im Lied „Der greise Kopf“, das von der Hoffnung des jungen Wanderers erzählt, sein vom Raureif weiß gefärbtes Haar sei ergraut, und er sei dem Tode nah. Als er jedoch seinen Irrtum erkennt, reagiert er mit großer Verzweiflung – „wie weit noch bis zur Bahre!“ – ohne aber natürlich zu wissen, was Alter und Tod wirklich bedeuten.

Die beiden Musiker überzeugten das Publikum mit einer eindrucksvollen Leistung, und man darf gespannt auf ihren nächsten Konzertauftritt in der Villa Vigoni warten, der für den kommenden Herbst geplant ist und wieder der europäischen Liedtradition gewidmet sein wird.

ANKE FISCHER

**Moderne und Mythos, a cura di S. Vietta - H. Uerlings, Wilhelm Fink Verlag, München 2006, 263 pp.**

“Il mito, che secondo Valéry accade solo nella parola, è un racconto delle origini che fonda una tradizione e dà forma al reale; in tal senso la poesia accosta l’individuo all’originario, [...] costituisce la melodia primaria dell’esistenza, il modo di essere nel mondo”. Così Claudio Magris nelle pagine intense e limpide di *Itaca e oltre*<sup>1</sup>.

Che è poi la tesi di Silvio Vietta in *Mythos in der Moderne – Möglichkeiten und Grenzen*, saggio che apre il volume<sup>2</sup> del quale discorriamo: la lingua della letteratura, in quanto espressione dell’intero ventaglio di esperienze possibili entro l’esistenza umana, rimane – anche nell’epoca della modernità – imparentata al mito.

Una riflessione sul mito, e in particolare sul mito nella modernità, comporta la considerazione dei concetti e dei processi storici di *secolarizzazione, perdita del divino (Entgötterungs), demitizzazione*.

Nel solco della proposta gadameriana e partendo dalla critica antica al mito ovvero dalla nascita della metafisica – con particolare riferimento a Senofane, Erodoto e Aristotele – Vietta disegna un percorso complesso della *Entmythisierung/Verweltlichung*: da un lato la critica filosofica alla religione, che passa per gli Enciclopedisti e la “seconda *Aufklärung*”, Hume e Kant, Hegel, Feuerbach e Marx, per giungere alla sistemazione anche terminologica di Max Weber e Dilthey; dall’altro la “linea letteraria” (Jean Paul, Hölderlin, Georg Büchner e, in prospettiva europea, Leopardi, Matthew Arnolds, Lamartine, tra gli altri) che testimonia del moderno processo di demitizzazione in quanto percezione dolorosa (riscontrabile, poi, anche nel Lukács della *Teoria del romanzo*).

Centrale è qui il ruolo di Nietzsche, analizzato da Aldo Venturelli soprattutto nell’ambivalenza che sottende il tema della “*Ästhetik der Präsenz*” in relazione alla domanda intorno ad una possibile definizione della “*Remythisierung*” come base di una specifica dimensione

1. C. Magris, *Itaca e oltre*, Milano, Garzanti, 1991, p. 85.

2. Il volume raccoglie gli atti di un convegno interdisciplinare sul tema della *Remythisierung in der europäischen Moderne* tenutosi presso il Centro Italo-Tedesco Villa Vigoni dall’11 al 15 ottobre 2004.

estetica che sia svincolata dalla frammentazione della modernità o che, invece, alluda ad un'apertura e pienezza dell'essere eventualmente raggiungibili proprio attraverso la frammentazione della conoscenza scientifica. In tale contesto, all'arte spetta fundamentalmente il compito di creare un equilibrio tra le necessità della razionalità e quelle di una più profonda partecipazione emozionale. Dunque, se ancora esiste una possibilità della dimensione mitica, essa non può essere disgiunta dall'impegno cognitivo.

Sulla scorta di tale pensiero la persistenza del mito nella modernità può sovente essere intesa come contributo bifronte alla memoria culturale: da un lato il mito fornisce materiale, temi; dall'altro offre la possibilità di convertire, riutilizzare, diversamente organizzare – piegandole alle intenzioni e alle esigenze, di volta in volta anche diverse, di singoli autori o di gruppi – strutture provenienti dalla tradizione. Ed ecco allora il bel saggio di Herbert Uerlings che analizza – quasi istituendo una sorta di sinossi – aspetti della mitopoetica romantica (con particolare riguardo al tema della “dea velata”) nei romanzi di Novalis e nel *Flauto magico* di Mozart.

Della *re-mitizzazione*, processo che si realizza in quanto “Umwertung der Mythen” – o, anche, dei tentativi, degli *Umwege/Holzwege* in questo senso – quale altra faccia del fenomeno di secolarizzazione tipico della modernità si occupano ancora i contributi di Rüdiger Görner, Dieter Borchmeyer, Horst-Jürgen Gerigk, Elisabeth Galvan, Roberto Rizzo, documentando lo “Streben zum Mythos” alla luce di autori e opere esemplari in tal senso (Blake, Dostojewskij, Belyj, Bachofen, Broch, Richard Wagner, Thomas Mann, tra gli altri). Mentre Markus Buntfuß, Claude D. Conter, Gilbert Merlio offrono interpretazioni del tema nell'ambito della filosofia della storia, della politologia, dell'ermeneutica, a partire dalle considerazioni fondanti di Vico, Cassirer, Spengler, Blumenberg.

Bernhard Böschenstein e Simonetta Sanna danno conto degli esperimenti poetologici degli inni hölderliniani e del *Malte* rilkiano: stabilendo la funzione di “immagini/quadri” in quanto “espressioni di una possibile compiutezza storica” e, più tardi, “frammenti di un pae-



saggio sovente in rovina, emblematico dello stato della storia universale” nell’un caso; nell’altro, della “Poetik der Bilder” come trama costitutiva, ‘Wegweiser’ che permette di “assumere su di sé il fare pratico, di sottrarlo alla contingenza e condurlo sino ad un’eterna realtà”.

Il volume qui considerato introduce una domanda centrale anche per la cosiddetta postmodernità, quando si pensi a confrontarne la tesi con gli argomenti forniti a Kassel dall’artista canadese Mark Lewis per D12<sup>3</sup>. Alla domanda se i contemporanei non trattino forse l’arte moderna alla stregua di quella antica, come un’epoca estranea e irrigidita nella musealità, Lewis risponde che non è la “ästhetische Moderne” ad essere giunta al capolinea, bensì la sua “relazione” con il progresso, la sconsolante *love-story* con Utopia e Politica. Proprio a causa di quelle speranze deluse il mondo è pieno di resti del modernismo, di segni “perduti” e provenienti dal suo stesso futuro, destinati a rimanere dolorosamente in circolo come “sogni non realizzati di ciò che non è stato mai, ma che potrebbe ancora venire”.

Perciò la modernità può concludere senza angoscia la guerra contro la tradizione – alla quale ormai appartiene essa medesima (anche l’avanguardia degli anni ’60 è già storia) – in quanto suo proprio passato e, in uno, futuro. E, per Lewis, è questa una vera fortuna. La modernità, che ha sognato tutti i suoi sogni, diviene così nuovamente produttiva e crea a partire dal proprio passato sul quale, però, non viene posta, né del resto impedita, alcuna attesa estetica.

La parola d’ordine, la possibile formula magica, è dunque “salvare il singolare”, acuire la percezione per opporsi ai poteri forti che pretendono uniformità e omogeneità impedendo all’arte e agli artisti di respirare e trasformando il mondo intero a propria immagine e somiglianza, ovvero nell’inferno senza sogni del reale. E se Giorgio Agamben<sup>4</sup> dichiara che l’essenza della modernità consiste nello spogliare

---

3. Per la riflessione che segue, si veda l’interessante commento di Thomas Assheuer all’apertura di *documenta 12*, edizione in corso dell’ormai tradizionale esposizione d’arte contemporanea a Kassel, su “Die Zeit” Nr. 25, 14. Juni 2007, p. 51.

4. G. Agamben, *Homo sacer. Il potere sovrano e la nuda vita*, Torino, Einaudi, 1995, recentemente (2005) ripreso. Ma il tema è ricorrente nell’opera del filosofo. Devo l’informazione all’amico e poeta Marco Vitale che ringrazio vivamente.

l'uomo di ogni connotazione umana per ridurlo alla "nuda vita", vivida sembra essere la nostalgia per un'intensa vita dell'arte che contraddica proprio a tale riduzione. Ma come? Non tanto, sembra, con utopie e/o programmi ben congegnati quanto, piuttosto, per mezzo di una dissidenza indefinita, di segni selvaggi. Come testimoniano anche i contributi – che chiudono *Moderne und Mythos* – di Eugenio Spedicato su Dürrenmatt e di Anna Chiarloni sul teatro di Heiner Müller e – ancor più – di Sarah Kane.

CATERINA SALA

***Herder im Spiegel der Zeiten*, a cura di T. Borsche, Wilhelm Fink Verlag, München 2006, 330 pp.**

In pochi autori le vicende biografiche segnano così fortemente il pensiero filosofico come in Johann Gottfried Herder. Nato a fine estate del 1744 a Mohrungen nella Prussia orientale, Herder si iscrisse nel 1762 alla facoltà di teologia dell'università di Königsberg. In quegli anni Königsberg era uno dei centri universitari più attivi e importanti della Germania, crocevia di tendenze e fermenti culturali provenienti da diversi paesi europei. Le nuove idee della rivoluzione scientifica di Newton, la filosofia wolffiana e la corrente religiosa del pietismo animavano il dibattito e formavano i giovani studenti dell'Albertina. A Königsberg, Herder ebbe modo di conoscere Johann Georg Hamann e di ascoltare le lezioni del giovane Immanuel Kant. Nel 1764 si trasferisce a Riga dove diviene pastore e compone i primi scritti di letteratura e di estetica. Fra il 1769 e il 1773, Herder viaggia in vari paesi europei, soprattutto in Francia, e conosce Johann Wolfgang Goethe. All'incontro fra Herder e Goethe, a Strasbourg nel 1770, risale la nascita del movimento dello *Sturm und Drang*. La corrente, che durò circa un decennio, fondava le sue radici nel manifesto programmatico, *Von deutscher Art und Kunst*, nel quale spiccavano i saggi *Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker* di Herder e

*Von deutscher Baukunst* di Goethe. Il manifesto rivalutava il genio e la creatività naturale della poesia e dell'arte popolare in opposizione al freddo razionalismo illuministico. La produzione filosofica di Herder si concentrò fra la prima metà degli anni Settanta sino alla fine del secolo, spaziando dalla filosofia della cultura alla filosofia del linguaggio, dall'estetica alla pedagogia.

Alla figura poliedrica di Herder ed alla fortuna del suo pensiero è dedicato il libro curato da Tilman Borsche, *Herder im Spiegel der Zeiten*. Il volume è una raccolta di saggi esposti al congresso *Mensch – Sprache – Geschichte. Herder im Spiegel der Zeiten und Nationen – Verwerfungen der Rezeptionsgeschichte und Chancen einer Relektüre* tenutosi a Villa Vigoni fra il 13 e il 16 Ottobre 2003 in occasione del bicentenario della morte. L'obiettivo del curatore è triplice: rivalutare la filosofia di Herder a partire dal giudizio negativo di Kant e dei suoi seguaci; rilevare la novità del pensiero herderiano nel campo della storia, della cultura e del linguaggio; mostrare l'influenza e la ricezione delle teorie herderiane in epoca odierna. Al problema della ricezione del pensiero herderiano sono dedicati i saggi *Herders Stil als Rezeptionsbarriere* di Hans Adler, *Herders Volksbegriff und seine Rezeption* di Ulrich Gaier, *Herders Volksbegriff und das altjapanische Wort 'tami' bzw. das chinesische Schriftzeichen 'min'* di Teruaki Takahashi, *Herder und Spengler als Antipoden im Kontext des deutschen Historismus* di Gilbert Merlio e *Die Nemesis der Geschichte* di Christiane Liermann, dai quali emergono tutte le difficoltà derivanti dal rapporto con i testi di Herder. In particolar modo, Hans Adler sottolinea come il linguaggio e lo stile di Herder, differente e atipico rispetto alla terminologia filosofica tradizionale, non di rado si siano rivelati una barriera e un limite alla comprensione delle sue teorie. I rapporti fra la filosofia herderiana e quella di Hamann e Kant sono trattati negli articoli *Hamann und Herder – eine philosophische Alternative zu Kant?* di Ulrich Gaier e in *Kritisch oder metakritisch. Die philosophische Aktualität Herders* di Tilman Borsche mentre Julia Jonas indaga l'interpretazione che ne diede di Heidegger in *Zur Phänomenologie und Ontologie des Wortes. Martin Heideggers Herder-Exegese: Ein produktives Missverständnis*, il

quale avrebbe visto in Herder un anticipatore del suo progetto ontologico. L'appropriazione da parte di Jean Paul della filosofia della storia di Herder è sviluppata da Wulf Köpke nell'articolo *Jean Pauls Auseinandersetzung mit Herder als Kritiker des Zeitalters*.

La parte più originale e interessante del libro è quella che tratta l'attualità e il contributo di Herder in varie discipline come la filosofia del linguaggio, la scienza della cultura, la letteratura e la politica. I primi lavori sulla linguistica hanno origine dal trattato *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* del 1770 nel quale Herder afferma che il linguaggio è lo strumento proprio della ragione umana come ciò che lo distingue dall'animale ed è all'origine della formazione delle diverse culture nazionali. Gli aspetti antropologici e semantici delle teorie del linguaggio di Herder sono analizzati negli articoli *Anmerkungen zu Sprachkritik und Differenzbewusstsein in Herders frühen theologischen und geschichtsphilosophischen Schriften* di Luca Crescenzi, *Herders antireduktionistische Sprachphilosophie* di Georg W. Bertram e *Eine Philosophie der Sprache zur Bildung der Menschheit* di Jürgen Trabant. L'articolo di Trabant in modo particolare mostra come dagli interessi linguistici, Herder sia giunto alla formulazione d'una filosofia della cultura che ha come fondamento la realizzazione delle disposizioni e delle tendenze naturali dell'uomo mediante l'educazione. Lo sviluppo dell'umanità non è, secondo Herder, un progresso lineare così come era stato concepito da Kant e dagli illuministi, al contrario, esso è una crescita organica nella quale ogni popolo nelle varie epoche ha dato un'espressione determinata. Le principali espressioni della produzione umana prese in considerazione da Herder sono i prodotti estetici della letteratura, della poesia e dei canti popolari. Al rapporto fra estetica e *Kulturwissenschaft* sono dedicati *Herders Fabeln oder die Poesie zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* di Elena Polledri, *Ferngeföhle* di Inka Mülder-Bach e *Herder und der Entwurf einer Poetik der Moderne* di Silvio Vietta. Il saggio conclusivo di Massimo Mori tratta il problema dei fondamenti culturali e politici dell'Europa che ha avuto in Herder uno dei primi teorici. Il volume curato da Borsche è un itinerario fra le varie scienze sociali alla

scoperta del contributo di Herder e delle sue innovative idee. A duecento anni dalla sua morte, il pensiero herderiano rivive in *Herder im Spiegel der Zeiten*, più che in altri libri, dimostrando tutta la sua attualità nelle odierne discipline antropologiche e linguistiche.

MARCO SGARBI

**P. Rossi, *L'identità dell'Europa*, Il Mulino, Bologna 2007, 14 €, 191 pp.**

Il tema dell'identità culturale europea, spesso affrontato a Villa Vigoni, quest'anno rappresenta uno dei principali fili conduttori del programma: questa densa e lucida sintesi di Pietro Rossi, che Villa Vigoni si onora di avere tra i suoi soci più attivi, è uno dei contributi più significativi – non solo in Italia – dati alla vivace discussione che in questi anni si è svolta attorno a tale tema. L'autore precisa che il suo volume “non intende proporre un discorso *filosofico* sull'Europa, e neppure rivendicare il carattere specifico della sua storia”, ma “si propone, più semplicemente, di discutere il problema dell'identità europea nella consapevolezza che l'Europa è una realtà storica alla cui formazione hanno contribuito molteplici componenti, e che storicamente mutevoli sono le forme che la sua identità ha assunto” (pp. 13-14).

Questa consapevolezza storica, questo rifiuto più volte sobriamente ripetuto di ogni ricorrente tendenza alla ideologizzazione e alla semplificazione nella discussione corrente su “una presunta essenza dell'Europa, comunque definita” (p. 12), rappresenta la caratteristica principale del libro e ne costituisce il suo pregio maggiore. D'altronde, in questa consapevolezza storica, Rossi porta tutto il ventaglio della sua formazione culturale, contraddistinta dall'intreccio tra filosofia, sociologia e ricerca storica; la sua attenzione, ad esempio, verso le tendenze più recenti della *global history* fornisce un contributo importante all'indagine sulla storia europea, non solo per la vastità dell'orizzon-

te storico contemplato, ma anche per l'intrinseca capacità di inserire il ruolo storico svolto dall'Europa nel quadro più generale della storia di altri continenti.

I dieci capitoli, nei quali si articola il volume, rappresentano quasi un *vademecum* per tutti coloro che vogliono confrontarsi con cognizione di causa con il tema affrontato; mirabile è la capacità di sintesi e la pacatezza dell'analisi, e naturalmente una recensione più attenta del libro dovrebbe confrontarsi con i singoli momenti della ricostruzione storica in esso compiuta. Certo, il libro testimonia "il progetto di un'Europa erede della cultura illuministica" (p. 183), che proprio in questo confronto con la cultura moderna ritrovi anche in termini politici il cardine di una nuova identità; ma basta leggere le pagine dedicate al Cristianesimo come componente fondamentale della civiltà europea (cfr. p. 65 e ss., ma in genere tutto il capitolo IV dedicato alle molteplici 'radici' dell'Europa) per comprendere come l'autore sia ben lontano da ogni posizione predeterminata.

Il risultato più importante di questo prezioso libro, che merita di essere letto con particolare attenzione e al quale si augura la più ampia diffusione, è infatti nel richiamare l'attenzione sul fatto incontestabile che, se l'identità europea è il risultato di un processo storico complesso e mutevole, ciò deve indurci a comprendere che, *oggi*, resta un processo da costruire, un compito aperto e, per molti versi, una sfida che si deve affrontare con scelte chiare e consapevoli. L'identità europea, quindi, non deve necessariamente coincidere con il progetto illuminista; altre scelte sono evidentemente possibili ma, affinché possano realizzarsi, devono acquisire questa consapevolezza di essere il risultato di una scelta e di una costruzione.

Per questo ci sembra che il risultato del libro di Pietro Rossi possa essere accostato a un altro breve volume, che ha trovato recentemente in Italia una significativa diffusione: ci riferiamo a *Imparare democrazia* di Gustavo Zagrebelsky (Einaudi, Torino 2007). Ci si augura in particolare che i *dieci punti* del terzo capitolo del libro possano essere tradotti in altre lingue e suscitare un ampio dibattito internazionale. L'accostamento dei libri di Rossi e Zagrebelsky può apparire arbitrario,

data la differenza dei temi affrontati; il punto di convergenza però – a nostro avviso – è proprio in questo carattere di complessità e quindi di *costruzione* della democrazia stessa e dell'insieme di regole che ne sono alla base.

La crisi del processo di costruzione europea si può spesso ricondurre a una presunta complessità delle sue procedure decisionali, rispetto alla quale la semplificazione ideologica tra principi contrapposti appare oggi a molti come apertura di nuove possibilità; ma anche la democrazia è complessa, anche la democrazia – in qualche modo come l'Europa – deve essere “imparata”. Proprio al fine di questo apprendimento, che richiede altresì un vasto e pacato confronto internazionale, si indicano due significativi volumi di studiosi tedeschi recentemente pubblicati; anche in questo caso si tratta di volumi tra loro molto diversi, ma legati insieme come possibili *tessere* di un suggestivo mosaico ancora tutto da costruire, al quale auspichiamo che Villa Vigoni possa in qualche modo contribuire. I due volumi in oggetto sono quelli di Volker Gerhardt, *Partizipation. Das Prinzip der Politik* (Beck, München 2007) e di Julian Nida-Rümelin, *Demokratie und Wahrheit* (Beck, München 2006). Una lettura attenta di questi volumi può arricchire la riflessione su questo compito di *costruzione* e di *apprendimento* che, in modi diversi, sia l'Europa che la partecipazione democratica comportano.

ALDO VENTURELLI





## **ABSTRACTS**



Henning EIKENBERG

L'attuale crisi in cui versa l'UE affonda le proprie radici negli anni successivi al Trattato sull'Unione Europea (1992) che in molti stati membri cominciò ad animare un'intensa discussione in merito agli scopi del processo di integrazione europea e al ruolo dei singoli stati membri. Il processo di ratifica del Trattato Costituzionale ha dimostrato un elevato livello di scetticismo da parte delle popolazioni nei confronti del processo di integrazione in atto, riproponendo con forza il problema della trasparenza delle istituzioni europee e del deficit di democrazia che ancora le caratterizza. La parola d'ordine della nuova Europa a 27, *Unità nella diversità*, si traduce in un processo dialettico che oscilla fra centralizzazione ed integrazione secondo lo spirito indicato dallo stesso trattato sull'Unione Europea che già nel preambolo fa chiaro riferimento alla necessità di un superamento della divisione del Continente europeo nella prospettiva della realizzazione di una sempre più stretta unione dei popoli d'Europa. D'altro canto proprio questa unione è premessa indispensabile di quello spazio europeo della ricerca che attinge alle risorse del VII Programma Quadro da cui ha tratto origine il Consiglio Europeo della Ricerca che è chiamato ad operare in base a criteri di eccellenza coordinando le attività dei singoli stati membri.

Federico Gustavo PIZZETTI

Die „Berliner Erklärung“ anlässlich des 50. Jubiläums der Römischen Verträge stellt ein wichtiges Moment der Reflexion dar. Sie zieht Bilanz: hinsichtlich des bisher zurückgelegten Wegs der Europäischen Integration und hinsichtlich der Ziele, die sich die Europäische Union für die nahe Zukunft realistisch setzen kann. Unterzeichnet wurde die „Berliner Erklärung“ von den Repräsentanten der wichtigsten europäischen Institutionen (Europarat, Europäisches Parlament und Europäische Kommission); sie wurde im Namen der Bürger Europas formuliert und unterscheidet sich dadurch von den Römischen Verträgen von 1957, die sich aufgrund ihres juristischen Charakters als internationale Abkommen verstehen. Die „Berliner Erklärung“ besteht aus drei Teilen und einem Prolog. Der erste Teil widmet sich den tragenden Elementen Europas, mit einem deutlichen Hinweis auf das Streben nach Frieden für alle Völker Europas im Geist der Erklärung Robert Schumans vom 9. Mai 1950. Der zweite Teil unterstreicht die Herausforderungen, denen sich Europa in einer globalisierten und immer schnelllebigeren Welt stellen muss. Der dritte Teil besteht in einer Art Bestandsaufnahme der aktuellen Situation Europas und der zukünftigen Aufgaben der Europäischen Union, insbesondere in Bezug auf den Prozess der Ratifizierung der Europäischen Verfassung, der durch die Referenden in Frankreich und den Niederlanden unterbrochen wurde. Das im Prolog genannte Wort „Glück“ erinnert an den „*pursuit of happiness*“ der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 und trägt dazu bei, die Ziele der Europäischen Union und das Streben nach den gemeinsamen Idealen herauszustellen: Zentralität des Menschen, Frieden, Freiheit, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, gegenseitiger Respekt und Verantwortung, Wohlstand, Sicherheit, Toleranz, Teilhabe, Gerechtigkeit und Solidarität. Hinsichtlich der Beziehungen zwischen der Europäischen Union und den Mitgliedstaaten schreibt die „Berliner Erklärung“ der Europäischen Union die Aufgabe zu, für Gleichberechtigung und ein solidarisches Miteinander zu sorgen und ein faires Interessengleichgewicht zwischen den Mitgliedstaaten zu ermöglichen. Die „Berliner Erklärung“ nennt darüber hinaus das Prinzip der „Aufgabenteilung“, auch auf regionaler und kommunaler Ebene. Diese „*Multi-Level*“-*Dimension* ist charakteri-

stisch für die europäische Ordnung und stellt eine der interessantesten Besonderheiten des europäischen Integrationsprozesses dar. Zentraler Punkt im zweiten Teil der „Berliner Erklärung“ ist der Hinweis auf ein wettbewerbsfähiges Europa, das sich auf den Gemeinsamen Markt, das in der Lissabonstrategie angestrebte „Europa des Wissens“ und auf die soziale Verantwortung gründet. In diesem Sinn weist die „Berliner Erklärung“ auch über Europa hinaus, indem dieses dazu aufgefordert wird, als *Global Player* für Frieden, Entwicklung, Schutz der Grundrechte, der Demokratie und des Rechtsstaats einzutreten. Die „Berliner Erklärung“ schließt mit einem Ausblick auf die gemeinsame Zukunft und mit der Mahnung, das Erreichte für die künftigen Generationen zu bewahren und weiterzuentwickeln.

Jürgen MITTELSTRAß

Il testo che qui riportiamo è la relazione presentata da Jürgen Mittelstraß in occasione dell'incontro berlinese del *network Guardiani* del marzo 2007.

L'istituzione universitaria – sostiene l'autore – sta attraversando una crisi su scala europea che riflette il tramonto dell'ideale humboldtiano dell'unità fra insegnamento e ricerca e il conseguente declino di quel concetto di formazione umanistica degli studenti su cui l'università tradizionale si fondava. Il sistema attuale, ispirato a quello che si è soliti chiamare *Processo di Bologna*, ha determinato una progressiva scolarizzazione dell'università con un conseguente orientamento al mercato, a scapito della ricerca. In un simile contesto, l'università tende a rispecchiare le logiche economicistiche che governano la società facendo passare in secondo piano il valore intrinseco della ricerca pura, per come questa era stata teorizzata dall'Idealismo tedesco e, prima ancora, dalla filosofia classica. In un sistema sempre più competitivo e orientato alla produzione, l'Università è chiamata ad assolvere una missione teorica che sia capace di dare un orientamento culturale autentico alla società moderna. In questo senso, l'iniziativa tedesca sui Centri di Eccellenza contribuisce a dotare l'università di risorse importantissime per lo sviluppo dell'intera società.

Alain ROGER

Alain Roger vergleicht die 2006 und 2007 erschienenen französischen Ausgaben der Bücher *I Luoghi della memoria* und *Deutsche Erinnerungsorte* mit den jeweiligen Originalausgaben und mit dem französischen Vorbild *Les Lieux de mémoire* von Pierre Nora.

Pierre Noras *Les Lieux de mémoire* besteht aus drei Teilen (*La République, La Nation, Les France*) und beinhaltet auch methodologische und theoretische Überlegungen. Die italienische Publikation *I Luoghi della memoria* und die deutsche Veröffentlichung *Deutsche Erinnerungsorte* sind dagegen vor allem chronologisch und historiographisch angelegt und werden daher Pierre Noras Auffassung vom *lieu de mémoire* nicht immer gerecht, der klar zwischen der der Vergangenheit angehörenden „Geschichte“ („histoire“) und der lebendigen und in ständiger Entwicklung befindlichen „Erinnerung“ („mémoire“) unterscheidet. Der Begriff „lieu de mémoire“ war in Frankreich schon vor Pierre Noras Veröffentlichung in Gebrauch, erhielt aber erst durch Pierre Nora sein wissenschaftliches Fundament: Ein *lieu de mémoire* ist nicht notwendigerweise ein lokalisierbarer Ort; auch Ereignisse oder Personen können durch symbolische Aufladung zu *Erinnerungsorten* werden. Ein *lieu de mémoire* ist ein von seinem Bezugsobjekt unabhängig gewordenes, autoreferentielles Zeichen.

Schon Pierre Nora fragte 1992 nach der „Exportierbarkeit“ dieses Begriffs und nach der Übertragbarkeit seiner Publikation auf andere Länder. In Bezug auf Italien und Deutschland war ein unmittelbarer „Transfer“ der Publikation vor allem in zwei Punkten schwierig: Italien und Deutschland erreichten erst spät ihre nationale Einheit; auch eine Untergliederung nach dem französischen Vorbild in die drei Teile *La République, La Nation, Les France* bot sich weder für Deutschland noch für Italien an. Es ist also die nicht parallel verlaufene Geschichte, in der die Unterschiede zu Pierre Noras *Les Lieux de mémoire* ihren Ursprung finden: Die italienische Publikation *I Luoghi della memoria* beschränkt sich auf den Zeitraum nach der italienischen Einheit und ist, anders als das französische Vorbild, stark von der Erinnerung an negative Ereignisse geprägt (Erster Weltkrieg, Faschismus, Zweiter Weltkrieg, Terrorismus und Gewalt während der *Anni di Piombo*). Das deutsche Pendant *Deutsche Erinnerungsorte* bezieht sich im Vergleich zu den italienischen *Luoghi* zwar auf einen längeren Zeitraum, betrachtet diesen aber oftmals wie durch das Prisma des Nationalsozialismus und der historischen Schuld. In der französischen Übersetzung wird dieser Eindruck durch die Auswahl der übersetzten Artikel noch verstärkt, und man hätte sich gewünscht, dass auch in den *Mémoires allemandes* Artikel wie „Das Nibelungenlied“, „Grimms Märchen“ oder „Frisch, fromm, fröhlich, frei“ ihren Platz gefunden hätten. Das gleiche gilt für die französische Übersetzung der *Luoghi*, in der beispielsweise die Aufnahme der Artikel zu De Amicis' *Cuore*, Colodis *Pinocchio* oder auch zum *Giro d'Italia* lohnenswert gewesen wäre. Insgesamt gesehen tragen alle genannten Publikationen dazu bei, das Konzept des *lieu de mémoire* bzw. des *Erinnerungsorts* oder *luogo della memoria* fest in den Geisteswissenschaften zu verankern, so dass die künftige Einführung einer neuen universitären Disziplin namens „Mnemotopologie“ durchaus vorstellbar wäre.

Il contributo di Alain Roger mette a confronto le edizioni francesi de *I luoghi della memoria* e di *Deutsche Erinnerungsorte*, pubblicate nel 2006 e nel 2007, con le rispettive edizioni originali e con il loro modello francese, *Les Lieux de mémoire* di Pierre Nora.

Il saggio di Nora è costituito da tre parti (*La République, La Nation, Les France*) e contiene anche ampie riflessioni teoretiche e metodologiche, mentre gli autori italiani e tedeschi preferiscono un percorso cronologico e storiografico che non sempre distingue chiaramente tra “histoire”, in quanto appartenente al passato, e “mémoire”, in quanto processo vivente e in continua evoluzione. Non è Nora il primo ad utilizzare, in Francia, il concetto di “lieu de mémoire”, ma è con il suo lavoro che esso acquisisce fondamento scientifico e precisa definizione: per *lieu de mémoire* non s'intende necessariamente una località; infatti, anche avvenimenti e persone possono costituirsi, attraverso un processo di simbolizzazione, quali *luoghi della memoria*. *Lieu de mémoire* è dunque un segno autoreferenziale, indipendente ormai dall'oggetto cui si riferisce. Nel 1992 Nora si interrogava sulla 'esportabilità' di tale concetto e sulla possibilità di trasposizione e di applicazione del lavoro proposto dal suo saggio in altri ambiti nazionali. Con riguardo ai casi di Italia e Germania, un *transfer* diretto appare difficoltoso per almeno due motivi: da un lato, entrambi i Paesi raggiungono assai tardi l'unità nazionale; per altri versi, poi, non sembra proponibile in alcuno dei due ambiti la tripartizione francese. È dunque nello scorrere non parallelo della Storia che affondano le radici della differenza tra il saggio di Nora e le pubblicazioni italiana e tedesca: ne *I luoghi della memoria* lo spazio temporale considerato è quello dall'Unità d'Italia in poi ed è, per lo più, connotato dalla memoria di avvenimenti negativi (la Prima Guerra mondiale, il fasci-

simo, la Seconda Guerra mondiale, il terrorismo e la violenza dei cosiddetti anni di piombo). *Deutsche Erinnerungsorte* si riferisce invece ad un lasso temporale più ampio, ma tende ad analizzarlo quasi attraverso il prisma del nazionalsocialismo e della colpa storica; la versione francese rafforza ulteriormente soprattutto attraverso la scelta degli articoli tradotti quest'impressione, talché si vorrebbe auspicare che non mancassero in *Mémoires allemandes* riflessioni come *Das Nibelungenlied*, *Grimms Märchen*, o *Frisch, fromm, fröhlich, frei*. Lo stesso dicasi per la traduzione francese dei *Luoghi*, dove sarebbe valse la pena di poter leggere i contributi su *Cuore* di De Amicis, su *Pinocchio* di Collodi o sul *Giro d'Italia*. In conclusione è possibile affermare che le tre pubblicazioni considerate forniscono un valido contributo ad ancorare il concetto di *lieu de mémoire* nonché le rispettive declinazioni di *Erinnerungsort* e *luogo della memoria* a all'ambito disciplinare delle *Geisteswissenschaften*, per modo che si possa anche immaginare la prossima introduzione di una nuova disciplina universitaria, la "Mnemotopologia".

Patrick MERZIGER

Il contributo di Patrick Merziger si concentra sulle forme popolari di comunicazione politica la cui attualità è stata riproposta dal recente dibattito sulla presunta evoluzione della Germania verso una *Spaßgesellschaft* che, a detta di taluni, sarebbe sempre più incapace di elaborare una visione seria e non popolare della politica. Contrariamente a tale dibattito, alcuni recenti sondaggi tendono a ribadire l'esistenza di un problema di comunicazione verso il basso della politica stessa, particolarmente evidente nei nuovi Paesi membri dell'UE, dove la crescente domanda di conoscenza su tematiche europee sembrerebbe confermare l'inadeguatezza degli attuali strumenti di informazione. In un simile contesto, la cultura politica popolare viene chiaramente ad acquisire una dignità scientifica che è in evidente contrasto con una certa tendenza a liquidarla come manifestazione di una cultura politica decadente. La storia del XX Secolo contribuisce a confermare l'importanza crescente che tale cultura è venuta ad assumere nelle vicende dell'Europa contemporanea e particolarmente negli Stati dittatoriali che per primi hanno saputo fare un uso sistematico dei *media*, dei *feuilleton* e perfino del teatro con finalità di propaganda politica. Alla luce di ciò è possibile affermare che la cultura politica popolare è stata, e continua ad essere, uno strumento attraverso il quale vengono plasmate le strutture di pensiero dell'opinione pubblica e, in quanto tale, un elemento cardine per l'elaborazione di una storia della politica.

Christiane LIERMANN

Il colloquio dei dottorandi verteva sul potere delle immagini e su come il potere politico o sociale assuma forma e visibilità. La società contemporanea è mediatica e cioè caratterizzata dall'onnipresenza (se non addirittura onnipotenza) di immagini. Al contempo risulta imprescindibile la messa in scena mediatico-simbolica di ogni genere di comunicazione, in particolare di quella politica. Di conseguenza oggi, non esiste più alcun campo scientifico, dalla giurisprudenza alla psicologia fino alla neurobiologia, immune dall'esigenza di affrontare il potere delle immagini. Ciò vale in modo particolare dopo i *cultural, pictorial* e *iconic turns* per le discipline sociali e umanistiche. Per molto tempo, tuttavia proprio la politologia, la storiografia e la sociologia erano fortemente condizionate dall'estetica ideo-

logica creata dalle dittature del novecento. Si pensi ad esempi celeberrimi come la Leni Riefenstahl del film *Trionfo della volontà*. La sociologia culturale recente cerca di superare quest'ottica partendo dall'idea che ogni azione politica disponga al contempo di elementi strumentali e espressivi. La politica, come tendenza verso il potere e come azione "in rappresentanza di", necessita di essere legittimata e visualizzata simbolicamente e in maniera figurativa. Durante il colloquio interdisciplinare di Villa Vigoni i *case studies* presentati spaziavano dall'icona medievale all'architettura urbanistica risorgimentale, dall'arte dinastica ai rapporti dei *mass media* sulla guerra in Iraq. I giovani studiosi erano concordi sull' esigenza di andare oltre l'analisi della messa in scena di messaggi politici per cogliere quella qualità specifica dell'opera d'arte (o di architettura), che consiste nel generare un corpo sociale, e non solo nel copiarlo o nel raddoppiarlo tramite l'immagine.

Tommaso LIMONTA

Während der Sondersitzung des Europäischen Rats vom 23. bis 24. März 2000 in Lissabon wurde ein neues strategisches Ziel formuliert, das die Europäische Union bis zum Jahr 2010 erreichen will: „das Ziel, die Union zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum in der Welt zu machen“. Um diese Vorgabe zu erreichen, wurde die so genannte „Lissabon-Strategie“ entwickelt, die die folgenden Bereiche betrifft: Beschäftigung, wirtschaftliche Reformen und sozialer Zusammenhalt. Die Lissabon-Strategie betont zudem insbesondere die Förderung des „Wissens“ mit den drei Hauptkomponenten der Forschung, der Technologie und der Innovation. Wesentliches Instrument der Union, um die gesetzten Ziele zu erreichen, sind die *Forschungsrahmenprogramme*. Das 7. *Forschungsrahmenprogramm* (2007-2013) sieht die Bereitstellung von rund 50 Milliarden Euro vor, die sich auf folgende vier spezifische Themenfelder aufteilen: „Zusammenarbeit“, „Ideen“, „Menschen“ und „Kapazitäten“. An den Antragsverfahren für eine Förderung durch das 7. *Forschungsrahmenprogramm* können rechtlich anerkannte Einrichtungen aller Mitgliedstaaten der EU und aller Beitrittskandidatenstaaten teilnehmen.

Marco VITALE

Die Management-Kultur ist eine wichtige Komponente der nationalen Kultur. Trotz einer gewissen Vereinheitlichung im Zuge der Globalisierung existieren weiterhin tiefgreifende kulturelle Unterschiede und verschiedene Management-Stile. Wie aus einer Untersuchung von Geert Hofstede (Universität Maastricht) hervorgeht, hängen diese Unterschiede häufig von der jeweiligen nationalen Kultur selbst ab. Dies zeigt sich auch im deutsch-italienischen Vergleich: Vor allem in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat in Italien die Figur des Managers zugunsten des Eigentümers eines Unternehmens an Bedeutung verloren. In Deutschland dagegen konnten sich die Manager ihre professionelle und ethische Basis erhalten, die mit der sozialen Verpflichtung einhergeht, das Unternehmen weiterzuentwickeln und Mehrwert zu schaffen. Möglicherweise kann ein Vergleich zwischen den verschiedenen Management-Stilen dazu beitragen, eine gemeinsame Grundlage für ein europäisches Management zu schaffen, das eine eigenständige Identität besitzt und – im Geiste des Europäischen Verfassungsvertrags – zu einem ausgewogenen Wirtschaftswachstum und einer wettbewerbsfähigen sozialen Marktwirtschaft beiträgt.

Monika POETTINGER

Die Rolle des Unternehmers ist in den Wirtschaftswissenschaften häufig und zum Teil kontrovers diskutiert worden: Nach dem Modell von Joseph Schumpeter ist der innovative Unternehmer für das wirtschaftliche Wachstum seines Unternehmens verantwortlich; das Modell von Alfred Chandler schreibt dem Unternehmer hingegen die Aufgabe der „Schaffung einer ausgedehnten Manager-Hierarchie“ zu. Eine Alternative ergibt sich aus der heutigen Wirtschaftsgeschichte und aus der Wirtschaft selbst, für die mittlerweile der Begriff des *Unternehmens* die zentrale Rolle übernommen hat. Als Konsequenz verliert die Unternehmerfigur an Bedeutung, während andere Faktoren in den Vordergrund treten, darunter Risikomanagement, Organisation der Produktivität, Innovation und Nutzung des Potentials. Zu Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert waren es in Mailand zunächst nur die Wohlhabenden und Kaufleute, die unternehmerische Aktivitäten fördern konnten, wobei sie zumeist wenig Interesse an den neuen Innovationsprozessen zeigten. Im Zuge der zunehmenden Liberalisierung des Marktes in napoleonischer Ära entwickelte sich ein neuer Typus des Grundbesitzers und Unternehmers, der den technischen Innovationen offen gegenüber stand. Dazu trugen entscheidend die im Handel und in der Industrie tätigen Personen bei, die auf immer stärker vom interkulturellen Austausch geprägten Märkten arbeiteten. Mit der zunehmenden Intensivierung des Handels wurde der Mailänder Raum Teil eines internationalen Netzwerks, das an der Entwicklung der unternehmerischen Fähigkeiten und der Industrialisierung großen Anteil hatte. Zu diesem Netzwerk gehörten Händler und Kaufleute aus ganz Europa, für die der Handel im Laufe der Jahrhunderte ein wertvolles Instrument zur Schaffung von unveräußerlichem Kapital geworden war. Vielfältige Faktoren wie die staatlichen Hilfen, der Transfer von gewaltigen Kapitalmassen in Folge der Umwälzungen der Epoche und der Industrialisierungsprozess haben zur Erneuerung der Wirtschaftseliten in ganz Europa und zur Herausbildung des industriellen Bürgertums beigetragen. Auch in Mailand verdankten sich die technischen Innovationen und die Entwicklung der unternehmerischen Fähigkeiten zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem der Initiative von Kaufleuten, Bankiers und ausländischen Technikern, die sich Ende des 18. Jahrhunderts in der Lombardei niedergelassen hatten und die weiterhin intensive Handelsbeziehungen zu wichtigen europäischen Städten pflegten. Diese Wirtschaftselite, zu der auch die Familien Mylius und Kramer gehörten, wurden dauerhaft Teil des lokalen Wirtschaftslebens, zu dessen Weiterentwicklung sie entscheidend beitrugen.

Harold JAMES

Innerhalb der deutsch-italienischen Unternehmensbeziehungen im 19. Jahrhundert nimmt die Geschichte von Heinrich Mylius einen besonderen Stellenwert ein. Am lebhaften wirtschaftlichen Austausch hatten jedoch auch zahlreiche andere Unternehmerfamilien Anteil, wie zum Beispiel die aus dem Elsass stammende Familie Falck, deren Einstieg in die italienische Metallindustrie das Buch *Family Capitalism* (herausgegeben von Harold James) eindrucksvoll nachzeichnet. Die erste Unternehmensgründung der Falcks am Comer See geht zurück auf das Jahr 1839, als Enrico Falck in Dongo einen Stahlbetrieb unter dem Namen *Rubini, Falck, Scalini e Compagni* registrieren ließ. Im Jahr 1906 benannte Giorgio Falck, der älteste Sohn Enrico Falcks, das Unternehmen in *Società Anonima Acciaierie e Ferriere Lombarde* um und übernahm binnen weniger Jahre die gesamte Unternehmensführung.



Die Falcks verfolgten aufmerksam die Fortschritte im Bereich der Metallindustrie in Großbritannien und in Deutschland und konnten dadurch die innovativen Neuerungen in der Eisenherstellung auch in Italien einführen. Mit der Eröffnung der Brennofenanlage von Sesto San Giovanni schufen die Falcks die Voraussetzungen dafür, dass die Falck-Gruppe die italienische Stahlindustrie bis in die 90er Jahre hinein dominieren konnte, was sich auch ihrer Unternehmensphilosophie verdankte: einer Mischung aus wohlwollender Fürsorge und sozialer Verantwortung, die sich zumindest teilweise an der katholischen Tradition orientierte, die seit Enrico Falcks Zeiten das Unternehmensethos der Familie prägte.

La storia di Enrico Mylius riveste una particolare importanza nel quadro delle relazioni imprenditoriali italo-tedesche di inizio Ottocento. A tale vivace interscambio economico parteciparono, a vario titolo, numerose famiglie, come gli alsaziani Falck, il cui esordio nell'industria metallurgica italiana viene efficacemente ripercorso nel volume *Family Capitalism* a cura dell'autore del presente contributo. Il primo insediamento dei Falck nell'area del lago di Como risale al 1839 quando Enrico Falck decise di stabilire a Dongio la sede di un'impresa siderurgica registrata sotto la ragione sociale *Rubini, Falck, Scalini e Compagni*. Nel 1906, il figlio maggiore di Enrico Falck, Giorgio, trasformò la ragione sociale dell'impresa in *Società Anonima Acciaierie e Ferriere Lombarde* acquisendone in pochi anni il controllo completo. L'attenzione agli sviluppi della siderurgia in Gran Bretagna e Germania consentirono ai Falck di introdurre in Italia le più innovative tecniche per la lavorazione del ferro. Con l'apertura delle fornaci di Sesto San Giovanni nel 1906, i Falck posero le premesse di un gruppo industriale destinato a dominare la siderurgia italiana fino agli Anni Novanta grazie ad una filosofia imprenditoriale improntata ad una miscela di benevolo paternalismo e responsabilità sociale che, almeno in parte, si ispirava alla profonda tradizione cattolica che, fin dai tempi di Enrico, aveva animato l'etica imprenditoriale della famiglia.

#### Leonardo BENEVOLO

Leonardo Benevolo beschäftigt sich in seinem Beitrag mit der Frage nach der Rolle der Architektur in der europäischen Wissensgesellschaft. Betrachtet werden zwei Aspekte: die Funktion, die die Architektur seit Beginn der menschlichen Zivilisation erfüllt, und die spezifische Rolle, die das Modell der europäischen Stadt für die Zivilisationsgeschichte und für die moderne Gesellschaft spielt.

Benevolo blickt zurück zu den Ursprüngen der Architektur in der Vor- und Frühgeschichte und entwirft davon ausgehend die Koordinaten der Stadt, die, nach Aristoteles, allein ein „dem Menschen würdiger Ort“ ist, da sie alle anderen Formen der Gemeinschaftsbildung enthält. Mit der Verbreitung des Christentums und dem Bewusstsein, dass Perfektion in dieser Welt nicht möglich ist, wuchs die Erkenntnis, dass die „perfekte Stadt“ nicht existiert. Die europäische Stadt entsteht und entwickelt sich also vor dem Hintergrund der Beziehungen zwischen einer Regierung, die sich nicht mehr als allmächtig versteht, sondern sich der eigenen Grenzen bewusst ist, und einer Vielzahl von Unternehmern, die zwar auf die eigene Unabhängigkeit bedacht sind, aber durchaus bereit sind, öffentliche Regeln und Gesetze zu akzeptieren. Bis heute ist die auf diesen Grundlagen basierende Stadt das einzige historische Modell, das der modernen demokratischen Zivilisation zur Verfügung steht: Es ist nicht nötig, neue Stadtmodelle zu konzipieren, sondern es ist sinnvoll, das bestehende Mo-

dell so gut wie möglich zu nutzen und an die aktuellen Gegebenheiten anzupassen. Wichtig ist, dass die authentische Charakteristik der europäischen Stadt erhalten bleibt, d.h. die Fähigkeit zur gegenseitigen Akzeptanz zwischen Privatpersonen und öffentlichen Autoritäten. Der Beitrag schließt mit einer Betrachtung zum „Mikrokosmos Villa Vigoni“, der einerseits raffinierte Kunstgegenstände des europäischen 19. Jahrhunderts umfasst, andererseits aber auch ein beeindruckendes Naturpanorama beinhaltet. Vor dem Hintergrund des Schicksals der italienischen Landschaft in ihrer Gesamtheit lässt sich die Wichtigkeit des „Mikrokosmos Villa Vigoni“ besser einordnen: Von Bedeutung ist, dass zur Zeit der Entstehung des „Mikrokosmos Villa Vigoni“, also zur Zeit des Bankiers und Mäzens Heinrich Mylius und zur Zeit Goethes und Stendhals, ein starker Wunsch bestand, eine Landschaft von besonderer Schönheit erfolgreich zu erhalten – ein Wunsch, der auch heute noch große Aktualität besitzt.

Bernd SÖSEMANN

Prendendo spunto dalla previsione dell'ONU che, a partire dal 2007, più del 50% della popolazione mondiale si troverà a vivere nelle città, il contributo analizza i problemi di comunicazione all'interno della città postindustriale. Con l'incremento dei processi di digitalizzazione e mediatizzazione diventa possibile andare oltre la contingenza spaziale, favorendo, così, una cooperazione globale nelle più svariate forme sociali. A partire da ciò si sviluppano nuovi stili di vita e di lavoro che danno luogo a una riflessione sulle possibilità della città, e in particolar modo della metropoli, di continuare anche in futuro a rivestire lo stesso ruolo di importanza. D'altra parte, un'analisi attuale conferma che la rete di legami socio-spaziali è ancora forte e che la politica comunale continua a influire in molteplici modo sulle condizioni di vita dei cittadini. In un'era di grandi cambiamenti a livello sovranazionale e globale, le identità sociali sono soggette a continue trasformazioni, e molte persone sentono il bisogno di rassicurarsi grazie a una auto-rappresentazione sul piano discorsivo, per esempio aderendo ad associazioni, enti, partiti, chiese. La Germania ha cercato di creare, tramite i cosiddetti *Kommunikationspassagen*, dei punti d'incontro che permettano a certe parti sociali, da considerarsi segregate, di ricollegarsi alla società nel suo complesso. Ciò nonostante in Germania è attuale il dibattito sull'esistenza e sulla natura di una *underclass* all'interno della società. In molti casi, poi, i migranti hanno creato da molto tempo delle reti di comunicazione autonome che difficilmente possono essere rese accessibili all'esterno. È il modello della città compatta, che potrebbe rivelarsi quello più idoneo a favorire l'integrazione in quanto permette di tessere delle reti sociali efficaci.

Tra i mezzi più significativi di tale politica locale di orientamento socio-integrativo si annoverano la trasformazione e il riutilizzo delle aree urbane dismesse nonché la mescolanza e l'addensamento dei fattori sociali, culturali ed economici. Nella città del XXI secolo emergeranno più che mai le seguenti tre principali necessità: trovare i mezzi per garantire un'adeguata comunicazione interculturale; assicurare competenze in grado di risolvere i conflitti a livello cognitivo, emozionale e comportamentale e coinvolgere i cittadini nel processo di ricostituzione trasparente del tessuto urbano. In tal modo la città non sarà più quel complesso al quale i cittadini da secoli sono stati abituati ma, piuttosto, un'entità che essi stessi possono pensare, comunicare e creare.

Hans-Jochen LUHMANN

I cambiamenti climatici sono parte integrante della storia della Terra. A partire dall'Olocene, il nostro pianeta è entrato in un'era caratterizzata da temperature più elevate e dal progressivo ritirarsi dei ghiacciai delle calotte polari. Tale processo è stato bruscamente accelerato dallo sviluppo della cosiddetta società industriale che ha fatto la sua comparsa nell'Inghilterra della seconda metà dell'Ottocento. Per effetto di questa trasformazione, è cresciuto esponenzialmente il fabbisogno di combustibili fossili che ha causato una progressiva deforestazione del pianeta. Tale situazione senza precedenti ha prodotto un aumento della percentuale di CO<sub>2</sub> immessa nell'atmosfera con una conseguente crescita delle temperature medie. Il problema delle emissioni di CO<sub>2</sub> pone un dilemma che può essere risolto unicamente a condizione di rimettere in discussione le premesse stesse della società industriale; fino agli Anni Ottanta è mancata una reale consapevolezza politica, e spesso anche scientifica, della questione.

Per quanto una parte dell'umanità sia generalmente più consapevole dei rischi ambientali, manca ancora una reale presa di coscienza collettiva che sia capace di indurre l'*homo industrialis* a modificare in senso virtuoso il proprio stile di vita. In sintesi, il cammino percorso in questa direzione ha avuto diverse tappe; 1988 la Conferenza Mondiale sul Clima di Toronto pone l'obiettivo di ridurre le emissioni di CO<sub>2</sub> del 20% entro il 2005 (tale ambizioso traguardo non verrà mai raggiunto); 1989 l'Assemblea Generale delle Nazioni Unite approva la *Framework Convention on Climate Change* (FCCC); 1992 la Conferenza sul Clima di Rio de Janeiro impone nuove riduzioni dei livelli di emissione dei gas serra; 1997 il Protocollo di Kyoto fissa ulteriori limiti all'emissione di CO<sub>2</sub> da parte dei Paesi industrializzati (-5% entro il 2010). Complessivamente, la crescita globale delle emissioni di CO<sub>2</sub> per il decennio 1990-2000 è stimabile in 3 Gt/a che corrispondono all'incremento delle emissioni dei paesi in via di sviluppo. Parallelamente, il processo di deforestazione, che aveva assunto proporzioni drammatiche nel corso degli Anni Ottanta, sembra oggi in leggero regresso anche se sono visibilmente cresciute le emissioni del traffico aereo e marittimo.

In conclusione, i mutamenti climatici possono essere definiti in termini di aumento delle concentrazioni di gas serra nell'atmosfera. Ai sensi della Convenzione sul Clima (FCCC), possiamo oggi indicare in un aumento di 2 C la soglia oltre la quale le trasformazioni in atto potrebbero diventare irreversibili.

Rita COLANTONIO VENTURELLI *et al.*

Der Beitrag stellt Reflexionen der Architekten und Diplomanden der *Università Politecnica delle Marche* (Ancona) zusammen, die an der Tagung „*Die Funktion der Architektur in der europäischen Wissenschaftsgesellschaft. Neue Möglichkeiten und Perspektiven*“ (Villa Vigoni, 19.-22. Februar 2007) teilgenommen haben. An dieser Initiative waren unter anderem auch die Universitäten Darmstadt und Karlsruhe beteiligt, die seit dem Jahr 2000 gemeinsam mit der Universität Ancona an der Organisation der jährlich stattfindenden Architekturakademie der Villa Vigoni mitwirken.

## Abstracts

Anke FISCHER

L'intero ciclo liederistico *Die Winterreise* di Franz Schubert è stato eseguito con grande successo dal tenore Mirko Guadagnini e dal pianista Paolo Ceccarini a Villa Vigoni il 25 marzo 2007 in occasione della manifestazione per il 50<sup>o</sup> anniversario dei Trattati di Roma e in memoria della signora Gudrun Heimann (1915-2007).

Caterina SALA

Der Band *Moderne und Mythos* (hg. von S. Vietta, H. Uerlings, Wilhelm Fink Verlag, München 2006) stellt die Beiträge einer Tagung zusammen, die im Oktober 2004 im Deutsch-Italienischen Zentrum Villa Vigoni stattgefunden hat. Die Frage nach der Bedeutung und der Funktion des Mythos für die Moderne steht im Zentrum der Überlegungen, die einen weiten Bogen spannen von der Analyse der historischen Säkularisierungsprozesse bis hin zur Betrachtung der Rolle der sogenannten „Remythisierung“ (vor allem im deutschen, aber auch im russischen und englischen Kulturkreis). Vor dem Hintergrund der betrachteten Beispiele wird deutlich, dass die – der jeweiligen künstlerischen Absicht der einzelnen Autoren entsprechende – Umwandlung, Wiederverwendung, Dekonstruktion bzw. Rekonstruktion der überlieferten „mythischen“ Themen und Strukturen der modernen Kunst die Möglichkeit bietet, kreativer Produktivität und kognitivem Anspruch gleichermaßen gerecht zu werden.

Marco SGARBI

Marco Sgarbi (Universität Verona) rezensiert den Sammelband *Herder im Spiegel der Zeiten* von Tilman Borsche, der die Beiträge der Tagung *Mensch – Sprache – Geschichte. Herder im Spiegel der Zeiten und Nationen – Verwerfungen der Rezeptionsgeschichte und Chancen einer Relektüre* enthält, die vom 13. bis 16. Oktober 2003 in der Villa Vigoni stattgefunden hat. Der Herausgeber des Bandes verfolgt drei Ziele: Erstens soll die Philosophie Herders, ausgehend vom negativen Urteil Kants und dessen Anhängern, neu bewertet werden; zweitens soll das Innovative des Denkens Herders auf den Gebieten der Geschichte, der Kultur und der Sprachphilosophie herausgestellt werden; und drittens sollen der Einfluss der Herderschen Theorien und ihre Rezeption in der Moderne aufgezeigt und ihre Aktualität innerhalb der Entwicklung der anthropologischen und linguistischen Disziplinen unterstrichen werden.

Aldo VENTURELLI

Rezensiert wird in diesem Artikel Pietro Rossis Buch *L'identità dell'Europa* („Die Identität Europas“, Il Mulino, Bologna 2007), einer der wichtigsten Beiträge der letzten Jahre zu diesem Thema. Auf der Grundlage des Bewusstseins, dass die europäische Identität vielgestaltig ist und einem konstanten Wandlungsprozess unterliegt, resümiert Rossi mit bemerkenswerter Prägnanz die historische Rolle des Alten Kontinents und berücksichtigt dabei insbesondere das Erbe der Kultur der Aufklärung. Auch die Frage nach den christlichen Wurzeln Europas kommt zur Sprache, ebenso wie die Frage nach einer Zukunftsperspektive, die den Prozess der Schaffung einer europäischen Identität zum Abschluss bringen kann, – ein Prozess, der eindeutige und bewusste Entscheidungen erfordert.

## INHALTSVERZEICHNIS / *INDICE*

Aldo VENTURELLI <i>Villa Europa</i>	5
DIE RÖMISCHEN VERTRÄGE UND IHRE AKTUELLE BEDEUTUNG <i>I TRATTATI DI ROMA E IL LORO SIGNIFICATO ATTUALE</i>	
Axel HARTMANN <i>Die Römischen Verträge: Werte und Grundlagen für eine europäische Zukunft / I Trattati di Roma: un'eredità di valori</i>	17
Henning EIKENBERG <i>Warum feiern wir die Römischen Verträge in der Villa Vigoni?</i>	23
Federico Gustavo PIZZETTI <i>La Dichiarazione di Berlino: un bilancio del cammino compiuto e uno sguardo al futuro dell'integrazione europea</i>	30
DER EUROPÄISCHE FORSCHUNGSRAUM <i>LO SPAZIO EUROPEO DELLA RICERCA</i>	
Jürgen MITTELSTRAß <i>Universitäre Bildung vor dem Hintergrund der neueren europäischen Universitätsentwicklung</i>	63
Alain ROGER <i>Histoire et mémoire</i>	81
Patrick MERZIGER <i>Darf Politik populär sein? Ergebnisse eines interdisziplinären Gesprächs junger Wissenschaftler</i>	107
Christiane LIERMANN <i>Macht der Bilder – Bilder der Macht. Schwerpunkte des diesjährigen Doktorandenkolloquiums</i>	121
Tommaso LIMONTA <i>La Strategia di Lisbona e il VII Programma Quadro per la ricerca</i>	133
AUF DEM WEG ZU EINER EUROPÄISCHEN MANAGEMENTKULTUR <i>VERSO UNA CULTURA MANAGERIALE EUROPEA</i>	
Marco VITALE <i>Management tedesco e italiano a confronto</i>	141

Monika POETTINGER	148
<i>Lo sviluppo economico lombardo e i network imprenditoriali</i>	
Harold JAMES	166
<i>Biographical links between Sesto San Giovanni and the lake Como region</i>	
DIE EUROPÄISCHE STADT UND DIE HERAUSFORDERUNGEN VON UMWELT- UND NATURSCHUTZ <i>LA CITTÀ EUROPEA E LE SFIDE AMBIENTALI</i>	
Leonardo BENEVOLO	177
<i>La funzione dell'architettura nella società della conoscenza europea</i>	
Bernd SÖSEMANN	188
<i>Arbeitswelt – Kultur – Kommunikation. Probleme interkultureller Kommunikation in der postindustriellen Stadt</i>	
Hans-Jochen LUHMANN	203
<i>Der anthropogene im natürlichen Klimawandel und die quantitative Herausforderung eines 'post 2012'-Regimes</i>	
Rita COLANTONIO VENTURELLI <i>et al.</i>	217
<i>Identità e crisi dell'architettura europea: le nuove sfide culturali</i>	
KURZBERICHTE UND REZENSIONEN <i>CRONACHE E RECENSIONI</i>	
<i>Werke aus der Kunstsammlung der Villa Vigoni in der Londoner Royal Academy of Arts / Opere di Villa Vigoni in mostra presso la Royal Academy di Londra</i>	227
Anke FISCHER	229
<i>Schuberts Winterreise in der Villa Vigoni</i>	
Caterina SALA	231
<i>Moderne und Mythos</i>	
Marco SGARBI	234
<i>Herder im Spiegel der Zeiten</i>	
Aldo VENTURELLI	237
<i>L'identità dell'Europa</i>	
ABSTRACTS	241



*Direttore scientifico/Wissenschaftliche Leitung*

Aldo Venturelli

*Direttore responsabile/Verantwortliche Herausgeberin*

Maria Angela Magnani

*Redazione/Redaktion – Traduzioni/Übersetzungen*

Serena Bertolucci, Anke Fischer, Christiane Liermann,  
Tommaso Limonta, Giovanni Meda Riquier, Julia Müller,  
Caterina Sala, Leonie Schröder

*Stampa/Druck*

New Press, Como

Registrazione Tribunale di Como N. 21/98 del 22.10.98